

JAHRBUCH SEXUALITÄTEN 2019



MISOGYNIE
JUDITH LE SOLDAT
KRITIK DER QUEER THEORY
EUROVISION SONG CONTEST
LESBISCHES AKTIONSZENTRUM
PARAGRAF 175

WALLSTEIN

Jahrbuch Sexualitäten 2019

Jahrbuch Sexualitäten

2019

Herausgegeben im Auftrag der
Initiative Queer Nations
von
Janin Afken, Jan Feddersen,
Benno Gammerl, Rainer Nicolaysen
und Benedikt Wolf



WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2019
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Aldus

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf

Umschlagfoto: Netta Barzilai, ESC-Gewinnerin 2018

Fotograf: Daniel Kaminsky

ISBN (Print) 978-3-8353-3525-7

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4384-9

ISSN (Print) 2509-2871

INHALT

Editorial	9
---------------------	---

ESSAY

CAROLINE A. SOSAT Die misogyne Kränkung Zur gesellschaftlichen Verdoppelung einer väterlichen Angst	15
---	----

QUEER LECTURES

TORSTEN FLÜH Zurück zur Männlichkeit? George L. Mosses Kritik des Männlichkeitsbildes nach Johann Joachim Winckelmann und die Rückeroberung der Geschlechter durch die Neue Rechte	43
--	----

RAIMUND WOLFERT Emanzipationsbestrebungen in der Tradition Magnus Hirschfelds nach 1945 Das Beispiel Ernst Ludwig Driess	71
---	----

GEORG HÄRPFER Der lange Weg zur Rehabilitierung Zum Nachwirken des § 175 StGB bis in die Gegenwart	97
--	----

JAN FEDDERSEN Queeres Weltkulturerbe Wie der Eurovision Song Contest ein schwules Ereignis globalen Profils wurde	117
--	-----

BENEDIKT WOLF Queer. And now? Für eine kritische Geschichtsschreibung der Queer Theory	153
--	-----

IM GESPRÄCH

- PATRICK HENZE
Konflikte im schwulen Imperium
Über die psychoanalytische Homosexualitätstheorie
von Judith Le Soldat
Im Gespräch mit der Psychoanalytikerin und
Geschlechterforscherin Monika Gsell 181

MINIATUREN

- JAN FEDDERSEN, CHRISTIANE HÄRDEL UND LILY KREUZER
Neues vom Elberskirchen-Hirschfeld-Haus
Klarere Konturen durch Projektstudie 207
- RAINER HERRN
Zerstobene Hoffnung
Zur Gründung des Instituts für Sexualwissenschaft
vor 100 Jahren 211
- FRIEDERIKE MEHL
Haben wir sie noch alle?
oder: Was sucht ein feministisches Archiv im queeren Kulturhaus? 216
- CHRISTIANE HÄRDEL
Bilder einer Ausstellung
Zur Geschichte der HAW-Frauen und des
Lesbischen Aktionszentrums 1972 bis 1982 223
- DANIEL BARANOWSKI
Das Archiv der anderen Erinnerungen
der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld
Voraussetzungen, Leitlinien, Schwerpunkte 233
- ANSGAR MARTINS UND JANN SCHWEITZER
Queering Ahnenmystik
Über esoterische Hexenbilder, Berliner Identitätspolitik
nach 1990 und »queere Religion« 240

REZENSIONEN

Alexander Zinn: »Aus dem Volkskörper entfernt«? Homosexuelle Männer im Nationalsozialismus (<i>Benno Gammerl</i>)	251
Pia Thilmann (Hg.): Butches. Begehrt und bewundert (<i>Andrea Rottmann</i>)	254
Dennis Altman/Jonathan Symons: Queer Wars (<i>Jan Feddersen</i>)	260
Dagmar Brunow/Simon Dickel (Hg.): Queer Cinema (<i>Corina Erk, Sebastian Zilles</i>)	265
Herausgeber*innen und Autor*innen	270
Bildnachweis	274
Vorschau	275

Editorial

Die Jahre 2018 und 2019 markieren zwei Jubiläen: den 150. Geburtstag von Magnus Hirschfeld und den 100. Jahrestag der Gründung des Instituts für Sexualwissenschaft. Eingeläutet wurde das Gedenkjahr mit einem großen Festakt anlässlich Hirschfelds Geburtstag am 14. Mai 2018 am historischen Ort, dem Haus der Kulturen der Welt, wo einst in der ehemaligen Villa Joachim das Institut für Sexualwissenschaft beheimatet war. Hinzu kamen etwa die Veröffentlichung der Sonderbriefmarke Magnus Hirschfeld, die Rainbow-Lectures, veranstaltet von der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft und der Initiative Queer Nations, und die vom 27. bis zum 29. Juni 2019 in Berlin unter dem Titel »Queering Memory« stattfindende internationale ALMS-Konferenz (Archives, Libraries, Museums and Special Collections Conference). Auch sie bezieht sich auf die Tradition Hirschfelds und seines Instituts: So ist das Haus der Kulturen der Welt Veranstaltungsort, das Organisationsteam und das Steering Committee versammeln Vertreter*innen aus den wichtigsten Berliner LSBTI*-Einrichtungen, und die Internationalität der Organisation spiegelt sich im International Board wider. Auf diese Weise wird an die vor 100 Jahren begonnene wissenschaftliche Auseinandersetzung über Sexualitäten in internationaler Vernetzung und mit emanzipativem Anspruch angeknüpft.

Das Jahrbuch Sexualitäten drückt in diesem Jahr insbesondere zwei Beiträge ab, die sich auf Hirschfeld und das von ihm gegründete Institut beziehen: die *Queer Lecture* von Raimund Wolfert, der am Beispiel des Darmstädter Homosexuellenaktivisten und Psychiatriekritikers Ernst Ludwig Driess (1903-1969) »Emanzipationsbestrebungen in der Tradition Magnus Hirschfelds nach 1945« nachzeichnet, sowie als *Miniatur* Rainer Herrns kompakten Überblick über die Geschichte des Instituts für Sexualwissenschaft von dessen hoffnungsvoller Gründung zu Beginn der Weimarer Republik bis zur Plünderung und Schließung durch die Nationalsozialisten nur 14 Jahre später.

Eröffnet wird das Jahrbuch mit dem *Essay* »Die misogyne Kränkung«, in dem Caroline A. Sosat mit psychoanalytischem Ansatz der Frage nachgeht, warum viele Frauen, unabhängig davon, in welcher Weise sie sich mit den Geschlechterrollen identifizieren, und egal, wie erfolgreich sie sind, der ängstlichen Überzeugung sind, es könne an den Stereotypen über die Frau etwas dran sein. Diese weiblichen Selbstzweifel analysiert Sosat als Folge eines tiefgreifenden, in der Kindheit verwurzelten Verhältnisses zwischen den Geschlechtern und legt damit frei, wie aus Kindern Töchter (und Söhne) werden. Ebenfalls auf psychoanalytischen Wegen be-

wegt sich in diesem Jahr die Rubrik *Gespräch*: Unter dem Titel »Konflikte im schwulen Imperium« spricht Patrick Henze mit Monika Gsell über die Homosexualitätstheorie der Zürcher Psychoanalytikerin Judith Le Soldat (1947–2008), deren fünfbandige Werkausgabe Gsell seit 2015 aus dem Nachlass herausgibt. Für Le Soldat war Homosexualität, auch aus psychoanalytischer Sicht und ausdrücklich anknüpfend an Freuds Triebtheorie, eine »normale, eigengesetzliche und konsequente Entwicklung«. Im Gespräch mit Henze gibt Gsell Auskunft über zentrale Begriffe in Le Soldats Werk (etwa den »Hammerschlagwunsch«), dessen Rezeption nun erst recht zu beginnen scheint.

Die Rubrik *Queer Lectures* ist in diesem Jahr stark von schwuler Thematik geprägt. Neben dem erwähnten Aufsatz von Raimund Wolfert knüpft Torsten Flüh in seinem Beitrag an den 1933 als Jude aus Deutschland vertriebenen schwulen Historiker George L. Mosse (1918–1999) an, dessen Forschungen noch immer eine geeignete Basis bilden, um die sprachlich-literarische wie bildlich-visuelle Verschränkung von Männlichkeit und Sexualität kritisch zu untersuchen. Dabei schlägt Flüh einen weiten Bogen von der deutschen Kultur des 18. und 19. Jahrhunderts, insbesondere von Männlichkeitskonzepten des Kunstschriftstellers Johann Joachim Winckelmann (1717–1768), bis zur Wiederkehr nationalistisch-rassistischer Männlichkeitsbilder in der Literatur der Neuen Rechten.

Mit einem anderen aktuellen Thema in historischer Perspektive beschäftigt sich Georg Härpfer in seiner *Lecture* über den langen Weg zur Rehabilitierung von Männern, die nach 1945 aufgrund des § 175 StGB verurteilt worden sind. Härpfer, der sich selbst seit langer Zeit für diese Rehabilitierung engagiert, beschreibt den zähen Kampf, bis der Deutsche Bundestag im Juni 2017 endlich beschloss, diese Urteile aufzuheben, eine Entschädigung der Opfer zu regeln und damit anzuerkennen, dass auch der Rechtsstaat Bundesrepublik Deutschland durch die Anwendung des § 175 massenhaft Unrecht begangen hat.

In einer weiteren *Lecture* schreibt Jan Feddersen, auch autobiografisch grundiert, über den Eurovision Song Contest (ESC): ein europäisches Event, das mehr sei als ein Popspektakel – nämlich nichts weniger als »Queeres Weltkulturerbe«. Feddersen skizziert Umrisse einer Kritik an gewöhnlichen Vorstellungen von schwuler, queerer Kultur und stellt Susan Sontags Konzept des »Camp« vom Kopf auf die Füße. Dabei gilt für den ESC: Gerade weil er meist unter dem Radar des heteronormativen Pop-Mainstreams existierte, bot er mehr als nur Nischen für queere Triumphe.

Den Abschluss der *Queer Lectures* bildet Benedikt Wolfs Plädoyer für einen kritischen Umgang mit der Queer Theory, wie sie sich in den letz-

ten 30 Jahren herausgebildet hat. Wolf gliedert diese Entwicklung in vier Zeitabschnitte und behandelt insbesondere die theoriegeschichtlichen Voraussetzungen jener Wende, die weg von der Kritik und Dekonstruktion der Zwangsheterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit hin zur »antihumanistischen« und antizionistischen Ausrichtung queerer Ansätze etwa durch Jasbir Puar geführt haben.

In der Rubrik *Miniaturen* finden sich in diesem Jahr sechs Beiträge, die wieder vor allem Institutionen und Projekte im LSBTI*-Bereich vorstellen. Neben Rainer Herrns Rückblick auf die Anfänge des Instituts für Sexualwissenschaft vor 100 Jahren berichten Jan Feddersen, Christiane Härdel und Lily Kreuzer (als Vorstand des E2H-Freund*innenkreises) über Fortschritte des Projekts »Elberskirchen-Hirschfeld-Haus« (E2H), diesmal insbesondere über die Perspektive, das Queere Kulturhaus im »taz«-Gebäude in der Berliner Rudi-Dutschke-Straße Wirklichkeit werden zu lassen.

Über eine der Einrichtungen, die dort unter dem Dach von E2H einziehen wollen, das feministische Archiv FFBIZ, informiert Friederike Mehl. Unter dem Ausruf »Haben wir sie noch alle?« wendet sie sich ausdrücklich auch der Frage zu, warum eigentlich ein feministisches Archiv an einem solchen Gemeinschaftsprojekt teilhaben sollte. In einem weiteren Beitrag blickt Christiane Härdel zurück auf die von ihr mitkurierte Ausstellung »RADIKAL – LESBISCH – FEMINISTISCH«, die 2018 im Schwulen Museum* in Berlin gezeigt wurde und erstmals die Geschichte der HAW-Frauengruppe (Homosexuelle Aktion Westberlin) und des LAZ (Lesbisches Aktionszentrum Westberlin) in den Jahren 1972 bis 1982 für ein größeres Publikum in den Fokus rückte. Aus dieser Beschäftigung mit der (eigenen) Geschichte ging Ende 2018 die Neugründung des radikalfeministischen Lesbischen Aktionszentrums (»LAZ reloaded«) hervor, das sich auch dem Kreis der Freund*innen des Elberskirchen-Hirschfeld-Hauses – Queeres Kulturhaus angeschlossen hat. Von Beginn an zum großen E2H-Projekt gehört die 2011 gegründete Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, deren »Archiv der anderen Erinnerungen« von dem dafür verantwortlichen Mitarbeiter Daniel Baranowski vorgestellt wird. Er beschreibt die Möglichkeiten, durch Zeitzeug*innen-Interviews LSBTI*-Lebensgeschichten sichtbarer zu machen, wie auch Schwierigkeiten bei der Einlösung des Anspruchs, möglichst alle LSBTI*-Personengruppen angemessen zu berücksichtigen.

In dem die *Miniaturen* abschließenden Beitrag »Queering Ahnenmystik. Über esoterische Hexenbilder, Berliner Identitätspolitik nach 1990 und »queere Religion«« diskutieren Ansgar Martins und Jann Schweitzer die problematische Nachbarschaft von Spiritualität, Religion und queerem Aktivismus.

Die mit vier Besprechungen diesmal knapper als üblich ausgefallene Rubrik *Rezensionen* bietet schließlich wieder Hinweise auf ausgewählte aktuelle Literatur.

Mit Erscheinen des vierten Jahrbuchs Sexualitäten hat sich unser Projekt eines interdisziplinären Periodikums im LSBTI*-Bereich weiter konzentriert. Die Herausgeber*innen freuen sich über vielfältige Reaktionen von Leser*innen auf einzelne Beiträge oder ganze Bände, über die Aufnahme des Jahrbuchs in zahlreiche Bibliotheken in Deutschland wie im Ausland (insbesondere in den USA), über das Einsickern der Jahrbuch-Beiträge in die wissenschaftliche wie in die breitere öffentliche Auseinandersetzung – und weiterhin auf eine anhaltend lebendige Diskussion mit allen an LSBTI*-Fragen Interessierten.

Berlin/London/Hamburg/Bielefeld, im März 2019

Janin Afken

Jan Feddersen

Benno Gammerl

Rainer Nicolaysen

Benedikt Wolf

Essay

Die misogyne Kränkung

*Zur gesellschaftlichen Verdoppelung einer väterlichen Angst**

CAROLINE A. SOSAT

Es gab eine Vorstellung, wie ein Held aussehen musste. Da wusste man, was er erfüllen musste. Oder konnte. Oder nicht wollte. Seine Taten konnten gemessen werden. Die junge Frau. Die jungen Frauen. Entweder machten die eh nur einfach mit und verschwanden darin. Und wenn nicht. Es gab keine Norm für sie. Eine Heldin. Für die Heldin genügte es, dass sie siegte. Vorher musste sie sich mütterlich aufgeführt haben. Tränen mussten geflossen sein. Aber mehr. Mehr war nicht verlangt. Eine junge Frau konnte sich nicht an der Norm beweisen. Eine junge Frau konnte sich anstrengen, soviel sie wollte. Die konnte noch besser als alle, alle Männer sein. Eine junge Frau trat immer außer Konkurrenz an. Sie musste außer Konkurrenz antreten und dann zählte es nicht. Wie gut sie war. Wie perfekt. Wie viel perfekter als alle. Und das. Das machte es so ungerecht.

Marlene Streeruwitz, Nachkommen¹

Oft genug trauen Frauen sich selbst nicht zu, sich zu allgemein zu äußern oder Gestalterinnen ihres Schicksals zu sein und zu können, was Männer vermeintlich können. Tatsächliche Leistungen, die sie erbringen, bleiben ihnen unzugänglich und fremd. Erfolg wird nicht zu einem Teil ihres Selbstbildes. Die Instagram-Nutzerinnen haben für das Phänomen einen Namen: Impostor-Syndrom, das Hochstapler-Syndrom: Es ist die stille Angst junger Frauen (und viel seltener junger Männer), als inkompetent entlarvt zu werden.

So alt wie der Kampf um Frauenrechte ist auch die Frage nach der Realität des weiblichen Selbstzweifels. Seit der ersten Frauenbewegung ist es zentrales Anliegen von FeministInnen, Frauen den Selbstwert und das

* Der Essay geht auf einen Vortrag zurück, der am 14. September 2018 als Queer Lecture in Berlin gehalten wurde.

¹ Marlene Streeruwitz: Nachkommen. Frankfurt a.M. 2014, S. 95 f.

Vertrauen in sich zu geben, um endlich selbstgewiss handelnde Subjekte in der Welt zu sein. Solche Maßnahmen gibt es mittlerweile so viele, dass man denken könnte, die Frauen bräuchten Stützräder. Heute ist – zumindest in westlich orientierten Ländern – Bildungsgleichheit für StaatsbürgerInnen garantiert. So oft aber auch die Neue Junge Frau beschworen wird, die sich die systematische Benachteiligung nicht mehr bieten lässt, so oft bleiben Frauen im Hintergrund. Fragt man die jungen Frauen, ob sie Verantwortung übernehmen wollen, meldet sich: keine.

Wo also hakt es, und wer sind die gesellschaftlichen Akteure, die Frauen nichts zutrauen und ihnen Steine in den Weg legen? Die weibliche Zurückhaltung mag oft genug daran liegen, dass vielen Frauen der für Männer typische Masochismus fehlt, sich mühsam durch eine männerdominierte Sphäre zu kämpfen. Andere Erschwernisse nehmen sie dagegen klaglos hin: In sozialen Einrichtungen, unterbezahlt und mit desolater arbeitsrechtlicher Ausstattung, arbeiten überwiegend Frauen. Die härtesten Studiengänge sind mittlerweile frauendominiert.² Die Führungskräfte bleiben in den von Frauen dominierten Branchen trotzdem männlich, und nicht selten sind es erst Quoten, die Frauen in die Führungsposition bringen. Neben den *boys' clubs*, geschlechtlicher Sortierung und materieller Benachteiligung ist es eine innere Hürde, die die Frau scheitern lässt: der weibliche Selbstzweifel.

Geschlecht bleibt in unserer Gesellschaft trotz aller Fortschritte so mächtig, weil das Gegensatzpaar männlich-weiblich in den Selbstkonzepten wirksam wird; diese Macht besteht weiter fort, obwohl Frauen sich immer häufiger darüber hinwegsetzen und eine bürgerliche Selbstbestimmung für sich einfordern. Das demonstrative und politische Hinwegsetzen über die Konventionen, heute als subversive Performativität bezeichnet, benennt Beauvoir bereits vor über 50 Jahren als aufrührerisch³ – der Versuch, sich demonstrativ entgegen der Zwänge zu verhalten, schlägt in Selbstbeschränkung um. Männer wie Frauen können sich von den Geschlechtserwartungen abwenden, dennoch *kennen* alle die Rollen, die man ihnen zugesetzt hat und die sie erfüllen sollen. Sie bleiben dabei, die Rollenanforderungen für die je anderen zu reproduzieren: Ein ambitionierter und sachlicher Mann wirkt auch auf linke und feministische Frauen attraktiver als einer, der an den Anforderungen von Männlichkeit scheitert. Und auch aufgeklärte Männer deponieren ihre Unsicherheiten und

- 2 Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut: Studienanfänger/innen nach Fächergruppen 2000-2015, <https://www.boeckler.de/52368.htm#> [letzter Zugriff am 18.1.2019].
- 3 Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Übersetzt von Grete Osterwald und Uli Aumüller. Neuausgabe. Reimbek bei Hamburg 2000, S. 845 [zuerst frz. 1949; dt. zuerst 1951].

unerfüllten emotionalen Bedürfnisse in Frauen und reagieren höchst gekränkt, wird dies zurückgewiesen. Um diese größtenteils unbewussten Erwartungen zu verstehen, ist der Begriff der *Phantasie* nützlich. Phantasien sind Abkömmlinge von Triebbedürfnissen. In Bezug auf das reale Subjekt Frau oder Mann sind sie unwahr und werden wahr. Es sind jedoch nicht die Männer allein, die diese Phantasien haben, oder umgekehrt Frauen, die Männer als Retter phantasieren, sondern sie sind gesellschaftlich und damit von Männern wie Frauen geteilt. Sie werden bewusst und unbewusst, direkt und indirekt kommuniziert und so weitergegeben.

Das Verhältnis von Phantasien zu realen Handlungen der Ungleichheit ist kompliziert. Vordergründig wirkt es so, als wären in den realen Handlungen der Geschlechterungleichheit vor allem Männer Handelnde und Frauen und alle nicht in die zweigeschlechtliche Ordnung passenden Menschen die Leidtragenden. Dann bleibt es erklärbungsbedürftig, warum es oft genug Frauen sind, die Frauen zu Frauen machen. Die Selbstverständlichkeit, mit der Frauen auch von ihren Geschlechtsgenossinnen, von Müttern, Tanten und Schwestern, Gewalt erfahren, ist nicht allein als Komplizenschaft mit dem Patriarchat erklärbar. Entscheidend ist dabei die unbewusste Überzeugung von Frauen und Männern, dass den Frauen etwas Entscheidendes fehle, was der Mann besitze. Die Phantasien begründen die untergeordnete aber bedeutungsvolle Stellung der Frau in jeder aktuellen Gesellschaftsform, während diese Phantasien in patriarchalen Gesellschaften und in westlichen Gesellschaften sehr unterschiedliche Folgen zeitigen. Diese grundlegenden Phantasien entstehen nicht erst in Schule oder Job, sondern sind früh geprägt, in der Familie. Sie sind mächtiger als die objektiven Fähigkeiten der einzelnen Frau und des einzelnen Mannes und unterwerfen jedes Individuum dem Prinzip, das wir das Geschlechterverhältnis nennen.

In diesem Essay nähre ich mich der Aufklärung der patriarchalen Formierung der Gesellschaft an. In den folgenden Ausführungen fällt jedoch ein zentraler Aspekt unter den Tisch: die Sexualität als Triebfeder der menschlichen Entwicklung. Zur Beschreibung von Inzestphantasien, der sexuellen Dringlichkeit als Motivation in ihrer Dimension sowie Abwehr- und Reaktionskonstellationen der Akteure muss an anderer Stelle Raum geschaffen werden. Stattdessen beschreibe ich die psychische Formation der Ideologie der Geschlechterungleichheit als intersubjektive Konstellation. Diese ist nicht erst wirkmächtig, wenn sie in unserer Wahrnehmung auftaucht. Im Gegenteil: Im Schatten von Ich und Aufklärung fühlt sie sich am wohlsten. Dort wuchern die früh geprägten Vorstellungen über sich und andere, die funktionalen Projektionen und Verschiebungen auf das andere Geschlecht unbeobachtet und entfalten ihre Wirkmacht.

Weiblichkeit wird als in der Frau konkret werdende Phantasie benötigt, um die Angst vor der eigenen Irrelevanz, Unvernunft und Bedeutungslosigkeit, also die Kastrationsangst, zu bannen. So wird Männlichkeit etabliert, die wiederum für beide Geschlechter als konkret werdende Phantasie funktional wird. So zeichnet sich die Grundform der interdependenten Konstellation ab, die wir Patriarchat nennen, die dem Prinzip der dialektischen Bewegung des Selbstbewusstseins nach Hegel folgt. Diese Annahmen sind das Fundament einer feministischen dialektischen Begriffs- und Theoriebildung.

Bedeutung einer materialistischen Analyse

Zwar ist es unverzichtbar, die gesellschaftliche Tatsache sexuellen Missbrauchs zu thematisieren und das systematische Schweigen darüber zu bekämpfen, in von Gewalt geprägte Beziehungen zu intervenieren, Frauen vor religiösen SittenwächterInnen zu schützen und Menschen gegen Kopftuchzwang zu ermächtigen. Wenn sich FeministInnen allerdings mehr als nur einen Augenblick der Reflexion nehmen, um zu verstehen, was die Position der Frau – weltweit – abstrakt ausmacht, könnten Interventionen einen größeren Wirkungskreis erzielen. Die nervöse Position der Defensive müssen sie dafür verlassen und das anstreben, was dem weiblichen Geschlechtscharakter vorenthalten bleiben soll: abstraktes Denken.

Eine materialistische Analyse ermöglicht, dass wir beschreiben, was die inhärenten Bedingungen für diese gesellschaftlichen Verhältnisse sind. So finden wir Erklärungen dafür, warum beispielsweise *falsche Überzeugungen notwendig sind*, obwohl sie schädlich sind. Menschen denken und handeln auf die Weise, die in der je gegenwärtigen Gesellschaft funktional ist – auch wenn sie falsch ist wie die Ungleichbehandlung von Mann und Frau –, können und müssen wir doch verstehen, dass es Gründe für dieses Denken gibt. Bestimmt der verständliche Wunsch, es möge alles anders sein, der Wunsch nach einem Wunder, das Denken, kann handlungsleitend werden, das falsche Denken ausrotten zu wollen. In den Triebbedürfnissen und damit in den Individuen selbst setzt sich der sozialpsychologisch vermittelte objektive Zwang fort: Menschen sind determiniert von im höchsten Maße unzugänglichen Wünschen und Dynamiken. Diese schwer zugänglichen Bereiche tarnen sich mit jeder Erkenntnis über sie dann wieder anders. Deshalb sind geschlechtliche oder sexistische Verhaltensweisen nicht trivial mechanisch zu erklären, denn das System Psyche ist ein mittelbar bestimmtes, historisches Ergebnis. Die popularisierte

Erklärung für gesellschaftliche Phänomene und ihre Auswirkungen über die sogenannte Performanz, den Akt der Verkörperung, trägt den Mechanismen der Psyche keine Rechnung. Das heißt auch, dass es ein Wunder der Nicht-Geschlechtlichkeit und Asexualität nicht geben kann. Das Streben nach Zweigeschlechtlichkeit, die Forderung nach allen Möglichkeiten, besitzt hingegen jedes Recht. Die Grenzen setzen uns Körper und Kultur. Wir begegnen dieser Situation bestenfalls mit offenem Visier und setzen den Zwang dieser spezifisch sexuellen Gewalt ins Verhältnis zu unserem Begehrn nach und Recht auf Transzendenz.

Statt Diskursen und Machtverhältnissen steht die Tatsache im Mittelpunkt, dass das Individuum in einem Verhältnis gebildet wird. Die gesellschaftlichen Rollen und Phantasien über Menschen sind dabei komplementär aufeinander bezogen. Die dialektische Komplementarität der Geschlechterphantasien ist vermittelte Folge der Begrenztheit des Menschen. Die Not der Verstümmeltheit der Subjekte ist spezifisch durch die Tauschgesellschaft bestimmt, weniger durch eine objektive potenzielle biologische Fähigkeit zum Gebären.⁴ Sie ist die körperliche Grenze eines Wunsches, den alle Menschen haben können. Die Subjekte, als zweigeschlechtlich denkende Wesen, die eingeschlechtlich leben müssen, erhalten durch die Geschlechterphantasie eine Erleichterung ihrer Not, indem sie auf das je andere Geschlecht projizieren, externalisieren und verschieben, sich mit ihm identifizieren und es als Spaltungsobjekt verwenden. Der Analyse entziehen sich diese Konstellationen durch psychische Abwehrvorgänge. Sie sind jedoch ideologisch: Gesellschaftliche Verhältnisse vollziehen sich durch Phantasien hinter dem Rücken und zugleich durch das Handeln der Menschen – hier teilt die Ideologie eine zentrale Gemeinsamkeit mit dem Unbewussten des Individuums. Beide haben wenig mit den individuellen bewussten Überzeugungen der Menschen zu tun – man muss nicht an eine Ideologie glauben, damit sie funktioniert, denn ihr Ort ist nicht im Denken, sondern im (unbewussten) Handeln. Ideologie ist, wie sich Menschen in sozialen Strukturen verhalten, nicht, wie sie bewusst denken. Dazu möchte ich den Philosophen Slavoj Žižek zitieren, der sich hier nicht auf Geschlecht bezieht, sondern den Charakter von Ideologie verdeutlicht: »Was mich in den Spätjahren des jugoslawischen Sozialismus fasziniert hat, ist, wie eine Ideologie gut funktioniert, ohne dass diese Ideologie von den Untertanen ernstgenommen wird. Man muss an diese Ideologie nicht glauben, aber dennoch hat sie perfekt funktioniert.

4 Juliet Mitchell: Psychoanalyse und Feminismus. Freud, Reich, Laing und die Frauenbewegung. Übersetzt von Brigitte Stein und Holger Fliessbach. Frankfurt a.M. 1985, S. 465 [zuerst engl. 1974].

Wir sprachen von Demokratie und Rechtsstaat. Die Leute glauben nicht daran, aber es funktioniert. Wir finden das schon bei Marx: der Fetischcharakter der Ware. Die Alltagskapitalisten glauben nicht an Magie. Ideologie ist nicht in unserem Denken. Ideologie ist in unserem Handeln.«⁵

Ebenso vollzieht sich die Zurichtung der Menschen gemäß dem Geschlechterverhältnis hinter ihrem Rücken und durch sie. Dem Einzelnen steht die Gesellschaft als verselbstständigter Apparat gegenüber. Das Subjekt kann somit nie vollkommen aus der gesellschaftlichen Formierung erklärt werden, es bleibt ein Bereich der Abweichung. Dieser ist es, der Menschen verächtlich auf die Ideologie des Geschlechterverhältnisses schauen lässt, während sie andererseits weiterhin Einverdiener-Ehen eingehen, als einzige in der Familie den Tisch abräumen, sich von (anderen) Männern schlagen lassen oder ihre Kinder terrorisieren. Die Reaktion darauf drückt sich nicht abbildhaft im Denken aus, sondern zeigt sich auf sehr unterschiedliche Weise; Menschen kehren gesellschaftliche Normen um, sie folgen ihnen sklavisch, sie reagieren trotzig oder subversiv, aber sie verhalten sich immer *zu* ihnen.⁶ So gehört es in vielen Milieus, längst nicht nur in feministisch orientierten, für Frauen zum guten Ton, hervorzuheben, man selbst sei zum Glück keine typische Frau. Die verächtliche Haltung gegenüber den Verhältnissen ist einerseits Augenwischerei, aber bestensfalls auch individueller Umgang, der nicht gesellschaftlich determiniert ist. Er ist Folge des nicht-gesellschaftlichen Rests, des Nicht-Identischen, des Teils, der nicht in der gesellschaftlichen Determination aufgeht und seines Potenzials, über sich hinaus zu denken. Imperativ wirkt dabei die Tatsache, dass Identitätsangebote notwendig niemals auf das Subjekt passen können. Die progressive Erkenntnis der queeren Theorien, dass die gesellschaftlichen Rollen und identitären Angebote in diesen Verhältnissen auf tragische Weise nie zu den Menschen passen, ist in dieser Sichtweise aufgehoben.

Die psychoanalytisch informierte Erzählung einer geschlechtlichen Sozialisation gibt die Orientierungspunkte, auf die man die Erscheinungen des Geschlechterverhältnisses, die Phantasie über Geschlecht, geschlechtliche Identität und deren Ausgestaltung beziehen kann. In meiner Herangehensweise zeichne ich die Manifestation des objektiven »warenprodu-

5 Slavoj Žižek/René Aguigah: Auf der Suche nach der guten Entfremdung. Slavoj Žižek im Gespräch mit René Aguigah, 12.10.2018, <https://www.deutschlandfunkkultur.de/slavoj-zizek-ueber-linke-politik-auf-der-suche-nach-der.1322.de.html> [letzter Zugriff am 21.1.2019].

6 Oder ihnen werden, im Sinne der Neoliberalisierung, neue Formen des Umgangs nahe gelegt, wie etwa die Flexibilisierung der Arbeitswelt und von Identitäten.

zierenden Patriarchats⁷ und seiner Ideologie im Individuum nach. Die im Folgenden charakterisierte Familiensituation ist die Grundlage, um sich der über die Triebstruktur vermittelten Sozialisierung als Tochter – als die Nachkommin der Gesellschaft oder des Vaters – anzunähern.

Familienkonstellation

Als Außenwelt des sich entwickelnden Kindes sind die Eltern der erste Beührungspunkt des werdenden Subjekts mit Gesellschaft. Die Gesellschaft wiederum enthält Geschichte, alle Menschen, Konflikte und Geschehnisse, die zuvor da waren und auf komplexe Weise in die Entwicklung des Kindes eingehen. Die Eltern, die bereits vergesellschaftet sind, sind als Bezugspersonen die strukturierenden Kräfte, die auf die Psyche des Kindes einwirken. So kann es sich selbst zu einem vergesellschafteten Subjekt und damit zu einem Menschen entwickeln.

Geschlecht ist keine rein biologische Gegebenheit, sondern das Ergebnis historischer Entwicklungen, einer Verbindung von Körper und Gesellschaft. Die geschlechtliche Subjektwerdung gestaltet sich in einer individuellen Dynamik aus, sie folgt aber gesellschaftlichen Prinzipien und reproduziert diese.

Elternbeziehungen und funktionale Phantasien

Im Inneren des heranwachsenden Kindes spielen sich Dilemmata widersprüchlicher Bedürfnisse ab, die einander bedrohen, weil sie noch nicht miteinander ausgehandelt werden können. Für eine gelingende Balance fehlen dem Kind noch die psychischen Kapazitäten und emotionalen Regulationsmechanismen. Die Beziehung zu den Eltern gibt dem Kind die Möglichkeit, für die Entwicklungsaufgaben zentrale, konfliktäre Bedürfnisse auszulagern. So werden die sich gegenüberstehenden Bedürfnisse nach Autonomie einerseits sowie nach Nähe, Vertrautem und Sicherheit andererseits in Vater und Mutter personalisiert verteilt. Ein Elternteil schützt in dieser Konstellation vor dem anderen. Weniger in sprachlichen als in vorsprachlichen Phantasien errichtet das Kind ein Bild seiner Eltern in sich, das für es selbst vielfältige Wirkung hat. Diese reichhaltigen und komplexen Phantasien, die sogenannten Objektbesetzungen, bestimmen

⁷ Roswitha Scholz: Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorien und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats. Bonn 2000.

das Verhältnis des Kindes zu seinen Eltern. So partizipiert es auch an den Rollen der Eltern: Ist es noch nicht vollständig autonomes Subjekt, macht es die phantasierten Fähigkeiten der Eltern zu seinen eigenen. Die vermeintliche Allmacht der Eltern schreibt sich das Kind auch selbst zu.

Die Beziehung des Kindes, seine erste Abhängigkeit von und Ungetrenntheit mit der Mutter ist nicht biologisch festgelegt, sondern eine biologisch unterlegte kulturhistorisch determinierte Situation. Einfach aufzulösen ist diese Geschlechtsgebundenheit nicht, und ihre Wirkung ist in der heutigen Gesellschaft noch immer evident: »Auch wenn wir es uns anders wünschen, bleibt die Mutter in der Mehrzahl der Familien die primäre Bezugsperson für das Kind und der Vater kommt dann hinzu.«⁸ Weil die Psychen der Menschen sich kulturhistorisch entlang der reproduktiven Arbeitsteilung strukturieren, ist diese Analyse auch innerhalb dieser Zuweisung angesiedelt. Subjekte verhalten sich zu dem, was gesellschaftliches Prinzip scheint, aber schon jetzt. Eine andere Entwicklung der geschlechtlichen Sortierung kann vermutlich in Form von »Verschiebungen« erfolgen,⁹ nicht in Form einer vollständigen Neustrukturierung unter Verwerfung des Bestehenden. In der fortgeschrittenen psychoanalytischen Theoriebildung wird die »Mutter« bewusst präziser benannt, um der Kollision zwischen der realen, ein Kind aufziehenden Frau und dem internalisierten Objekt der Mutter, auf die das Kind reagiert, Rechnung zu tragen.

In die erste strukturierende Beziehung zur Welt, der zur Mutter, fällt der Zeitpunkt, an dem das Kind seinen Raum erweitern und autonomer werden will. Es ist das Bedürfnis des aufwachsenden Kleinkindes, sich aus der ersten Abhängigkeit zu entfernen und die eigenen Möglichkeiten der Autonomie zu erkunden, die ihm seine neuen Fähigkeiten bringen. In dieser präödipalen Entwicklungszeit will das Kind mehr und mehr nicht nur als Subjekt des Bedürfnisses und der Not (Benjamins »subject to a need«) anerkannt werden, sondern als Subjekt des Begehrens (»subject of desire«¹⁰). Es will seine eigenen Absichten durchsetzen, Wille und Begehrungen spüren und entwickeln. Hierfür muss das Kind – in seinem Rahmen – große aggressive Kräfte mobilisieren. Zugleich ist es noch zu

⁸ Ilka Quindeau/Frank Dammasch: Männlichkeiten. Wie weibliche und männliche Psychoanalytiker Jungen und Männer behandeln. Stuttgart 2014, S. 31.

⁹ Reimut Reiche: Adorno und die Psychoanalyse. Vortrag gehalten auf der Tagung »Die Lebendigkeit kritischer Gesellschaftstheorie – Arbeitstagung aus Anlass des 100. Geburtstages von Theodor W. Adorno«, Frankfurt a.M. 2003, <http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/frontdoor/index/index/docId/5501> [letzter Zugriff am 25.11.2018].

¹⁰ Jessica Benjamin: Vater und Tochter: Identifizierung mit Differenz. Ein Beitrag zur Geschlechter-Heterodoxie. In: Psyche 46 (1992), H. 9, S. 821–846, hier S. 826.

klein, um diesen Prozess tatsächlich allein zu bewältigen, und es braucht Hilfe und Unterstützung von außen, durch Bezugspersonen beziehungsweise Eltern. Das Kind befindet sich in einem Konflikt: Es will einerseits den eigenen Raum erweitern und seine Neugierde ausleben, andererseits sichert Bindung seine Existenz und gibt behaglichen Halt. Seine Psyche ist noch nicht in dem Maße ausdifferenziert, dass es im innerseelischen Haushalt zwischen Autonomie und Abhängigkeit abwägen und sich regulieren kann. Die eigene Bedürftigkeit lagert es dabei an die Mutter aus, nimmt sie ihr übel und changiert zwischen höchst libidinösen Affekten und Aggressionen.

Die Zuschreibung von Bindung an die Mutter und Autonomie an den Vater ist nicht bruchlos zu vollziehen und nicht eindeutig an die ProtagonistInnen der klassischen Kleinfamilie gebunden. In der inneren Welt des Kindes sind die elterlichen Figuren aus verschiedenen Aspekten der konkreten Menschen, mit denen es zu tun hat, zusammengesetzt. Sowohl bei der Mutter als auch beim Vater sind es die Phantasien des Kindes, die bestimmend sind, sogenannte *Imagines*, die nicht äquivalent zur konkret mutternden Person und dem konkreten Vater des Kindes sein müssen. Mehrere mutternde Personen können für das Kind eine innere Repräsentanz für die Mutter sein. Auch kann eine andere interessante Person als der Vater, die das Kind libidinös besetzt, die innere Vaterrepräsentanz ergänzen, zum Beispiel eine große Schwester. Thomas Ogden berichtet von einem »Vater-in-der-Mutter«,¹¹ der die Beziehung zwischen Mutter und Kind schon früh entzerren kann, indem das Kind die Mutter nicht nur als engste Bezugsperson, sondern auch als eigenständiges, ihm ein Stück weit fremdes Objekt erlebt. Der Konflikt zwischen Bindungswunsch und Autonomiebestreben im Kind bleibt jedoch eine Herausforderung.

Es gibt verschiedene Auffassungen darüber, wie sich die Bewältigung des Konflikts zwischen Bindung und Autonomie im Inneren des Kindes vollzieht. Für die Triebtheoretikerin Judith Le Soldat ist er nur eine Tarnkonstellation für eine konflikthafte Entfaltung durchschlagender Sexualwünsche, die das Kind an die Eltern richtet. Ihr zufolge gehen die Kinder beiderlei Geschlechts sehr früh und primär davon aus, dass die Mutter sowohl eine Öffnung als auch einen Phallus besitzt, als Symbole der aktiven und passiven genitalen Wünsche. Eng damit verbunden ist die Idee der Allmacht der Mutter. In einer Dynamik der Triebenttäuschung erkennen die Kinder der Mutter den Phallus jedoch ab, kastrieren die Mutter radi-

¹¹ »Father-in-mother«; Thomas Ogden: The Transitional Oedipal Relationship in Female Development. In: International Journal of Psychoanalysis 68 (1987), S. 485-498, hier S. 492.

kal und entwerten sie. Sie suchen dann beim Vater die Befriedigung ihrer Wünsche – der sie zwangsläufig ebenfalls enttäuscht und daraufhin zerstört und kastriert wird.¹² Dem entgegen stehen intersubjektive Ansätze wie der von Jessica Benjamin. Sie geht davon aus, dass das Kind antwortende Helfer braucht, um einen Ausweg aus der Abhängigkeit zu finden und um den eigenen Autonomiewunsch zu verwirklichen. Mit Hilfe der Objektbesetzungen schafft sich das Kind konkret Abhilfe. Die Eltern werden die Projektionsflächen der inneren Bedürfnisse und der Emotionen des Kindes, in seinen Eltern kann das Kind die widerstreitenden Gefühle als einander gegenüberstehende Figuren personifizieren und verwirklichen: Ein mütterliches Objekt wird das Symbol für Schutz und Sicherheit, sie ist die mächtige Entität, die einen zu gut kennt, aber auch die Bindung, die einen stützt und akzeptiert. Aus Perspektive des Kindes tritt das väterliche Objekt, da der Vater weniger eng verfügbar ist, mit einem fremden Teil der Welt in Kontakt. Der Vater wird zum Symbol für das Neue und Unbekannte und regt die Neugierde an. Ohne dass das Kind tatsächlich seine Grenzen überschreiten muss, weiß es jedoch, dass einer seiner Verbündeten in die einschüchternde Terra incognita geht. Er eröffnet dem Kind die Ahnung, selbst explorieren zu können. Die Phantasie über den Vater ermöglicht dem Kind, die mehr und mehr unerträgliche Enge der eigenen Beschränktheit und Abhängigkeit, die es mit der Mutter assoziiert, erträglicher zu machen. Die Angst vor dem Neuen wird dadurch einfacher zu »leugnen«¹³ und zu bewältigen.

Der Vater oder die Vaterfigur ist Äquivalent für die Welt und spielt deshalb bei ihrer Aneignung eine zentrale Rolle. Als das Symbol für die Außenwelt ist er Stellvertreter ihrer Prinzipien und Regeln, er führt sie ein, setzt sie durch. Es sind Regeln, die ihn selbst zeichnen und bezeichnen. Die innere Repräsentanz der Vaterfigur ist im Geist des Kindes verwandt mit der inneren Repräsentanz der Gesellschaft, der sozialen Vollzüge und ihrer harten Anforderungen an die Einzelne.

Das Bild von ihm besitzt für das Kind aber auch die Funktion eines Türöffners zu einer gesellschaftlichen Rolle, in der es sich zutraut, sich als Gestalterin gesellschaftlicher Prinzipien zu denken. Die ödipale Situation – die sich bei Kindern beiderlei Geschlechts abspielt – ist somit die Schlüsselszene der Vergesellschaftung – schon vorher wird jedoch die Grundlage geschaffen, die dazu führt, dass das männliche und das weib-

12 Vgl. Judith Le Soldat: Werkausgabe, Bd. 1: Grund zur Homosexualität. Vorlesungen zu einer neuen psychoanalytischen Theorie der Homosexualität. Aus dem Nachlass hg. von der Judith Le Soldat-Stiftung. Kritisch ediert, kommentiert und eingeleitet von Monika Gsell. Stuttgart-Bad Cannstatt 2015.

13 Benjamin (wie Anm. 10), S. 829.

liche Kind unterschiedlich sozialisiert werden. Präödipal spielt sich die Szene der misogynen Kränkung ab, die das weibliche Selbstverständnis prägt.

Der Vater tritt als eine erregende, die »kommende und gehende«¹⁴ Figur der Außenwelt auf. Er bleibt autonomes Subjekt, er verfolgt Ziele, die für das Kind nicht sichtbar sind. Sein Tun ist nur zu einem Teil auf das Kind gerichtet. Was fremd und verborgen bleibt, erregt die Aufmerksamkeit des Kindes und aktiviert die Phantasien über ihn. Die unbekannte Welt, die das Kind erahnt, wird spannender – spannend im Sinne eines inneren Konflikts zwischen freudiger Erregung und Neugierde und Angst vor dem Unbekannten. Das Kind entwickelt das Bild von ihm: Dieser Mann hat einen Willen, er setzt Ziele, er handelt. Der Vater wird zum Symbol für das *Begehrten*. Bereits Freud formuliert, nicht geschlechtsneutral: »Der kleine Knabe legt ein besonderes Interesse für seinen Vater an den Tag, er möchte so werden und so sein wie er, in allen Stücken an seine Stelle treten [...], er nimmt den Vater zu seinem Ideal.«¹⁵ Der Vater wird für das Kind, gleich welchen Geschlechts, zum Symbol des Widerstands und der Abgrenzung. Er scheint die Rettung vor dem Muttersymbol, das einen zu gut kennt, mit dem es nichts Neues zu erleben gibt. Er ist nicht mit den Konflikten mit der Mutter »infiziert«,¹⁶ deshalb die Flucht vor der Langeweile des Alltags und den anstrengenden Machtkämpfen mit der Mutter. Das Kind phantasiert sich als er und sieht in ihm die Möglichkeit von etwas, das es selbst in der Zukunft sein könnte. Es nähert sich ihm mit einer starken Identifizierungsliebe, eine Form der Beziehung, die es dem Kind ermöglicht, sich als identisch mit dem Gegenüber zu setzen: »Paradoxerweise kann der Andere, der als sehr verschieden erscheint, deshalb geliebt werden, um mehr wie er oder sie zu werden.«¹⁷ Die zugrunde liegenden Triebwünsche sind bei Mädchen und Jungen identisch, beide wollen dem libidinös besetzten Vater gleich sein. Das Mädchen nähert sich dem Vater somit auf die gleiche homoerotische Weise wie der Junge.¹⁸

Mit dieser Liebe für das väterliche Objekt und allem, was der Vater symbolisiert – Neugierde, Außenwelt, aber auch objektivierende Prinzipien –, ist die Reifung des Kindes und seine Ablösung von den Eltern wesentlich erleichtert. Die Beziehung zum Vater ist das Rudiment der Beziehung zwischen dem erwachsenen Menschen und der Umwelt: »[D]er Wunsch, so zu sein wie der Vater, bringt ein inneres Bedürfnis zum Aus-

¹⁴ Kyle D. Pruett, zit. nach Benjamin (wie Anm. 10), S. 827.

¹⁵ Sigmund Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse. Wien 1921, S. 115.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Benjamin (wie Anm. 10), S. 833.

¹⁸ Ebd., S. 834.

druck, sich das Begehr zu eigen zu machen; es als legitim und selbst-erzeugt zu erfahren: nicht als eine Eigenschaft des Objekts [des Vaters, C.A.S.], sondern als ein eigenes, *inneres Begehr*.¹⁹

Für eine gelingende Identifizierung mit dem Vater muss aber die Identifizierungsliebe, die das Kind fühlt, vom Vater erwider und bestätigt werden. Er muss sich »zur Verfügung stellen«.²⁰ Entscheidend ist das *unbewusste* Signal des Vaters, die Antwort, deren Inhalt zugleich Angebot und Imperativ ist: »Du kannst sein wie ich, du hast das Potenzial«, oder »Du musst sein wie ich, sei nicht so ängstlich«. Mit dieser Antwort wird für das Kind real, dass, was der Vater tut, auch für es selbst potenziell möglich ist. Diese Anerkennung ist für das kleine Individuum entscheidend, damit es sich als eine zukünftige Gestalterin begreifen kann, denn sein Wunsch erhält eine von einem großen Wesen sanktionierte Legitimität. Mit dieser Grundlage kann sich die ödipale Erzählung entspinnen.

Diese Geschichte des heranwachsenden Kindes erscheint als universale Erzählung der Vergesellschaftung des Menschen, bleibt aufgrund der Fetischisierung von Geschlecht innerhalb des warenproduzierenden Patriarchats aber Gegenstand weiterer Erforschung. Die ausformulierte Psychodynamik der Geschlechtsentwicklung muss darum als zeitspezifisch betrachtet werden – als kulturell übergreifend können wir sie immerhin verstehen, da derzeit keine Kultur nicht kapitalistisch formiert ist. Aus der Entwicklungsstufe eines unfertigen Neugeborenen wird durch Versorgung, in Kontakt mit der Umwelt und mit der unaufhaltsamen eigenen physischen und psychischen Entwicklung ein Individuum und Gesellschaftswesen. Die innere Entwicklung drängt voran, nimmt die Botschaften des Außen auf und baut sie auf komplexe Weise in die Psyche ein.

Das passiert bei Kindern beiderlei Geschlechts. Kinder können zwar früh ihr Geschlecht benennen und sich dazu verhalten. Die je mit dem Geschlecht verbundenen Beschränkungen erhalten aber erst mit der Erwiderrung des Vaters auf die identifizierende Annäherung eine besondere Rolle. Die väterlichen unbewussten Botschaften, die das Kind wahrnimmt, beeinflussen den Weltzugriff und die Überich-Entwicklung. Mädchen und Jungen richten zwar ähnliche Wünsche an Eltern und Umwelt, aber sie erhalten unterschiedliche Antworten. Hier wird das Fundament für die je spezifische Vergesellschaftung von Jungen und Mädchen gelegt.

¹⁹ Ebd., S. 829 [Hervorhebung im Original].

²⁰ Ebd., S. 830.

Verhältnis Vater zu Sohn

Die Identifizierungsliebe des männlichen Kindes kann der Vater nicht konfliktfrei, aber leicht erwidern, weil sie mit seinem männlichen Selbstkonzept in Einklang steht. In der gegenseitigen Identifizierungsliebe verwirklicht sich das imperitative Potenzial, wie der andere zu sein. Der Sohn erhält die Botschaft »Du bist wie ich« wie ein Versprechen oder als unterwerfenden Zwang, als Herauslösen des kleinen Jungen aus dem mütterlichen Schutz. Für den Vater ist die Botschaft jedoch ebenfalls Potenzial wie Bedrohung. Er muss konzedieren, dass der Sohn unweigerlich seinen Platz einnehmen wird. Der Vater weiß, dass seine Manneskraft flüchtig ist, er eines Tages dem Sohn unterliegen wird. Doch im Weiterleben des Sohnes bleibt auch seine Potenz real. Er ersetzt selbst einst seinen Vater, versteht unbewusst die Wiederholung, die Drohung und das Potenzial. Wie der Vater sich im Sohn selbst als Sohn sieht, kann er sich spät, aber doch mit dem eigenen Vater identifizieren, den er einst ersetzte. Die Nähe zum Sohn hilft ihm, die Kontrolle über den Besitz des Phallus zu behalten und an der Entwicklung des Sohnes zu partizipieren. Vater und Sohn sind verschworen in dem Schicksal, dass der eine des anderen Erneuerung ist. Sie sehen einander als Gleiche – wie nebenbei wird ausgeschlossen, sich jemals als begehrende Andere gegenüberzustehen. Noch der ödipale Vatermord dient als doppelter Identifizierungspunkt von Vater und Sohn.

An dieser Stelle scheint dem Kind der Vater noch als der Mächtigere, der die allgemeinen Regeln definiert. Wie der Vater begehrte und auf die Welt zugreift, erlebt sich der Sohn als Begehrender. Dafür wird ihm das Versprechen gemacht, eines Tages der zu sein, der die allgemeinen Prinzipien setzt. So wird er die Regeln des Vaters durch seine eigenen ersetzen wollen.²¹ Den Sohn nimmt der Vater als potenziell Gleichen, als den, der Identifizierung sucht, an. Denn der Sohn hat auch eine Männlichkeit sichерnde Funktion für den Vater. Männlichkeit ist die Sicherheit, Besitzer des Phallus zu sein. Insgeheim weiß jeder Mann, dass er den Phallus nicht besitzt, dass der Penis nur ein Symbol für die gesellschaftliche Macht des Phallus ist. Der Mann weiß, dass er nicht die Wahrheit schaut, nur weil er seinen Namen in den Schnee pinkeln kann. Der Phallus ist aufs Engste mit dem herrschenden Begriff von Vernunft verbunden. Sie ist objektiv und damit dem Subjekt zunächst äußerlich, sie ist flüchtig und sie muss sich immer wieder angeeignet werden. Der Phallus, der dem Mann sym-

²¹ Dieses Versprechen ist als Voraussetzung wichtig für den Ödipuskomplex, in dem das Kind sich in Bezug auf die Mutter aus der Position des Vaters und nicht mehr aus der Position des abhängigen Kindes denkt.

bolisch zugesprochen wird, ist zwar das Versprechen, dass er, wenn er sich nur anstrengt, ein zweiter Einstein oder Schwarzenegger werden könne, aber dieses Los lastet auch schwer auf ihm. Die Fragilität von Männlichkeit gründet auf dieser zwingenden Distanz zur Vernunft und auf dem Imperativ, diese Distanz zu überbrücken. Abgebildet und rationalisiert wird die Fragilität im Wissen um die schwindende Lebenskraft und den drohenden Tod. Die fundamentale Angst, die damit verbunden ist, ist die Kastrationsangst. Diese Drohung ist ihm immer präsent, wird aber mit allen Mitteln abgewehrt.

Abwehr der Kastrationsangst

Der symbolische und real werdende Begriff der Kastration ist zentral, um die vorliegend beschriebene Konstellation zu verstehen; die wiederum ist Dreh- und Angelpunkt, die männliche wie die weibliche gesellschaftliche Subjektivierung nachvollziehen zu können. Kastration kann, grob gesprochen, mit der Beschränkung, die einem durch die Welt auferlegt wird, umschrieben werden. Das Gegenteil der Kastration ist der Phallus und sein Besitz. Die Phantasie, im Besitz des Phallus zu sein, ist eine zentrale für die Bildung von Männlichkeit. Der reale Penis ist dabei als Träger der Phallussymbolisierung etabliert: das Potenzial zu Penetrieren, die körperliche und reale Äußerlichkeit, der phallische Stolz der Inbesitznahme des eigenen Körpers und damit einer äußerlichen Antezedenz (ein Stolz, den beide Geschlechter empfinden, den jedoch nur eines im Penis bestätigt sehen darf²²). So ist der Penis als Symbolisierungsbehälter des Phallus geeignet, während männliche diffus-innengeritale Empfindungen²³ abgespalten werden. Wer den Schein erweckt, den Phallus zu besitzen, scheint die Gesellschaft und reale Beschränkungen bewältigt und sich angeeignet zu haben. Der Phallus ist jedoch nichts, was tatsächlich und auf immer besessen werden kann. Er ist zwar Symbol der Vernunft – also abstrakter Natur- und Weltbeherrschung – aber damit die ultimative Transzendenz: antigesellschaftlich, Historie und Gewordenheit verwerfend und somit dem Wesen nach ein Zustand ohne Fortschritt.

Die Abwehr der Angst vor Kastration und die Phantasie, potenziell unbegrenzt zu sein, ist für Männlichkeit zentral. Nicht nur der Penis ist ein

²² Wolfgang Mertens: Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität. 2 Bde. Stuttgart/Berlin/Köln 1994, Bd. 1, S. 115.

²³ Sophinette Becker: Weibliche und männliche Sexualität. In: Ilka Quindeau/Volkmar Sigusch (Hg.) Freud und das Sexuelle. Frankfurt a.M. 2005, S. 63-79, hier S. 66.

Symbol des Phallus, sondern auch der brüderliche andere Mann, der beste Freund oder die Männergruppe. Wird ein Mit-Glied schwach oder symbolisch kastriert, stehen die anderen ein. Sie halten die Stange und tragen den Phallus stellvertretend für ihn. In ihren Rangkämpfen erkennen sie sich als Gleiche an und wissen, der je andere könnte an ihrer Stelle stehen. Schon in der Dyade Vater und Sohn versichern sich Männer gegenseitig, dass der jeweils andere im Besitz des Phallus ist, dies funktioniert über die Anerkenntnis als Gleiche. Vater und Sohn stellen für einander wichtige Quellen der Bestätigung dar. Der Vater ist zunächst stellvertretend für den Sohn der Starke. Und für ihn ist der Sohn mehr als nur real gewordene Zeugungskraft. Als zukünftiger Träger des Phallus ist er die Rückversicherung für die Männlichkeit des Vaters. Der ödipale Konflikt zwischen Vater und Sohn muss deshalb ungelöst bleiben, Vater und Sohn bleiben aber in einer Hierarchie miteinander verbunden: Der erneuernde Sohn ist für den Vater höchst bedrohlich. Er muss eine Hierarchie etablieren, um den Sohn unter Kontrolle zu halten und tut deshalb alles dafür, dass der Sohn abhängig bleibt von seiner Anerkennung und der des symbolischen Vaters. Dieser symbolische Vater zeigt sich in späteren Vaterphantasien, die der Sohn adressiert. Der Vater behält sich so das Recht vor, den Sohn symbolisch zu entmannen, folgt dieser nicht seinen Prinzipien. Der Sohn, der dem väterlichen Beispiel folgend vorandrängt, sich die Welt anzueignen, fühlt sich ertappt. Er entwickelt ein Schuldgefühl und wird, was immer er tut, es mit der angstvollen Frage tun, ob er die Anforderungen des Vaters erfüllt und weiterhin des Phallus würdig ist. Dieser Phallus wird zu dem Stück, das ihm der Vater zuerkennt. Der Sohn strebt nicht mehr nur nach Vernunft, sondern nach der Anerkennung des Vaters.

Funktion von Frauen in der Abwehr der Kastrationsdrohung

Wie der Sohn funktionalisiert wird, dem Vater den Phallus zu garantieren, erhält die Tochter die negativ gewendete Funktion. Der Vater weiß unbewusst: Sie ist nicht wie er, sie darf aber auch nicht sein wie er, wenn er die Abgrenzung aufrechterhalten soll. Er kann nicht darüber hinwegsehen, dass die Tochter anders beschaffen ist als er. Er sieht sie als Frau und agiert seine geschlechtliche Verunsicherung an ihr aus. Aus seiner Perspektive muss sie bereits kastriert leben, sie besitzt den Phallus nicht, muss ihn also verloren haben. Wie er, selbst Sohn, der er ist, Angst haben musste und noch immer hat, dass ihm bei Ungehorsam gegenüber dem Vater das Potenzial zum Phallus genommen wird, so sieht er in ihrer Penislosigkeit ihre Strafe für ein ähnliches Vergehen. Mehr noch, ihre vermeint-

liche Chuzpe schockiert ihn: Obwohl ihr das Unaussprechliche widerfahren sein muss, schämt sie sich nicht, auf ihn zuzutreten, als sei sie seiner würdig! Auch fühlt er einen leisen Neid, denn die Frau darf in seiner Wahrnehmung ohne Kastrationsangst leben, ohne den mühseligen Weg der Männlichkeit gehen zu müssen.²⁴ Einem solchen Wesen kann er nicht vertrauen und er muss es auf Abstand halten. Weil der Vater von seiner Kastrationsangst getrieben ist, wird er das Identifikationsbedürfnis seiner Tochter nicht erfüllen können. Stattdessen lastet er seine ambivalenten Gefühle den Frauen und auch seiner Tochter an. Solche Leute, denkt er, unwürdige kastrierte Leute, könnten ansteckend sein. Ihre identifizierenden Annäherungsversuche aber überfordern ihn.

Dafür hebt er die Frau in den Himmel und macht ihr das Versprechen der idealisierten, also subjektlosen Weiblichkeit. Seine Tochter kann so für alles Symbol werden, was ihm nicht erlaubt ist: Als wunderschöne, aber unfähige Prinzessin oder irrationale Ziege kann er sie aus der Entfernung lieben. Aber auch im Bild der bedürfnislosen Powerfrau hält er seine Tochter auf Distanz. Die Tochter, die mit dem Vater am Grill stehen will, weist er ab, während er seinen Sohn ermuntert, seine Muskeln zu zeigen, denn er bewundert sich selbst in seinem Sohn. Mit seiner Tochter weiß er dagegen wenig anzufangen: Als Gleiche *kann* er sie nicht sehen, denn würde er das tun, würde er nicht die Tochter erheben, sondern sich erniedrigen. Als Anderer, als Frau und in sexueller Weise, *darf* er sich ihr aufgrund des Inzesttabus nicht nähern: »Die Inzestregel funktioniert in zwei Richtungen: zum einen *verbietet* sie den sexuellen Kontakt mit bestimmten Blutsverwandten (zumindest mit der Schwester), zum anderen verpflichtet sie die Angehörigen, diese Familienmitglieder zu exogamer Ehe freizugeben.«²⁵ Der Vater vollzieht unbewusst nach, dass seine Tochter eines Tages heterosexuell von einem Mann begehrt werden wird. In seiner Defensivität kann er sie erst als Subjekt sehen, wenn sie in der Dyade mit einem anderen Mann angekommen und Mutter geworden ist. Mit dem Mann, der mit seiner Tochter schläft, kann sich der Vater identifizieren. Mit der Frau, die dasselbe tut, nicht. Im ersten Fall wird immerhin ihre Rolle als sexuell erlaubte Andere real. Für die Tochter bleibt der defensive Vater aber emotional nicht erreichbar, die Antwort auf die Identifizierungsliebe bleibt aus. In der Folge entfaltet sich ihre Subjektwerdung, ihre ödipale Konstellation unter anderen Bedingungen. Statt dass ihr das Subjektsein aufgedrängt wird, wie es dem Sohn mitunter leidvoll passiert, soll sie gar nicht

²⁴ Er ignoriert, dass sie den Weg der Bürgerin gehen muss. Auch sie bangt in der androzentrischen Gesellschaft darum, dass ihre Penislosigkeit entdeckt wird.

²⁵ Mitchell (wie Anm. 4), S. 427 [Hervorhebung im Original].

erst Subjekt werden. Folglich muss sie sich die Welt aneignen ohne einen Coach, der sie fordert und ihr den Rücken stärkt. Die Zurückweisung geschieht schon vor dem Eintritt in die ödipale Situation, bevor die Tochter sich überhaupt als dem Vater Gleiche denken kann. Ihr wird die Selbst-Setzung als neues, bestimmendes Prinzip auf Basis und unter Reflexion des alten Prinzips versagt und die Abstraktion abgeschlagen. Die Sehnsucht nach dem symbolischen Vater bleibt als ungefüllte Lücke einer tiefen narzisstischen Kränkung. Sie reagiert darauf – mit allen Symptomen, die wir Penisneid nennen.

Die Kastrationsangst des defensiven Vaters, also die Angst, sich nicht verwirklichen zu können, nicht wachsen zu können, hat eine frühe Grundlage. Ihre Bedingung wird heute noch weithin legitimiert. Nicht wenige PsychoanalytikerInnen formulieren dies als Notwendigkeit: Um eine gelungene Entwicklung zum Mann zu vollziehen, sei die harte Desidentifikation des Jungen mit der Mutter und mit konkreten Frauen unverzichtbar. Dafür müsse er die frühe, für seine Identität bedrohliche Mutteridentifikation im Kindesalter total überwinden und eine vollständige psychische Abspaltung von Weiblichkeit vornehmen.²⁶ Es wird keineswegs klar, warum nur das männliche Subjekt sich von der Mutter oder einem mütterlichen Objekt bedroht fühlen sollte. Unklar bleibt auch, wie eine Desidentifikation mit der Mutter als angeblich kastriertem Menschen mehr als nur eine Abwehr der eigenen Angst vor Irrelevanz sein kann, eine schmerzhafte Verleugnung eigener weiblicher Anteile, die der Mann dann, hoch emotional besetzt und abgewertet, in Frauen sucht.

Die Tochter erlebt über den defensiven Vater eine viel frühere Entwertung der Allmachtsgefühle der frühen Kindheit. Sie kann sich aus dieser Position schwerlich als zukünftige Vertreterin des Vaters begreifen, und die Folgen wiegen schwer: Sie muss sich zwar nicht mit den Ängsten des Vaters auseinandersetzen, der den Sohn durch Schuldgefühle in Abhängigkeit hält, um nicht allzu früh ersetzt zu werden. Ihr bleibt jedoch fremd, selbst zu begehren – sexuell, wie nach der Welt. Die Idee, selbst nach dem Phallus zu streben, den der Vater ihr vorlebt, kann nicht ungebrochen Teil ihrer Selbstüberzeugung werden.

Diese Entwicklungen verlaufen konflikthaft und ambivalent und im ständigen Austausch mit den von Kindern beiderlei Geschlechts phantasierten Figuren von Mutter und Vater. Erschwerend kommt hinzu, dass das Mädchen sich körperlich in keinem der Erwachsenen wieder-

²⁶ Ralph R. Greenson: Die Beendigung der Identifizierung mit der Mutter und ihre besondere Bedeutung für den Jungen [1968]. In: ders.: Psychoanalytische Erkundungen. Stuttgart 1982, S. 257-264.

erkennt. Zwar hat es eine reiche und spezifisch weibliche innergenitale Erlebenswelt,²⁷ aber weder im Vater noch in der Mutter hat es ein Äquivalent zu seiner eigenen körperlichen Beschriftenheit: Das Mädchen hat keinen Penis wie der Vater, es hat keine Brüste wie die Mutter, und Klitoris und Vulva sind wenig zu sehen, dafür aber zu spüren. Kein Mädchen schaut an sich herunter und ist entsetzt über das Fehlen des Penis, doch ist es auf Ebene der körperlichen Äquivalenz Monade.²⁸ Ist dies zunächst kein Problem – das weibliche wie das männliche Kind glauben daran, die anderen Geschlechtsmerkmale bald zu erhalten –, so wird dieser Unterschied nachträglich psychisch wirksam, wenn die Identifizierungsliebe des Mädchens zurückgewiesen wird. Dann fühlt es sich weder als Körper angenommen noch als Subjekt, was den Umgang mit seinem weiblichen körperlichen Potenzial beeinflusst. Ein Anrecht auf Weltzugriff und Vernunft sind keine inkorporierte Selbstverständlichkeit wie für den Jungen; in den Vordergrund treten die Defizite seines weiblichen Körpers. Folglich ist der Penisneid nicht so zu erzählen, dass das Mädchen denkt, ihm fehle etwas – sondern so, dass der Vater und alle anderen das denken und das Mädchen diese Überzeugung übernimmt.

In der Folge der unbewussten oder realen Zurückweisung wird die Tochter zurückgeschickt in die Sphäre der Mutter. Weist der adressierte Vater die Identifizierungsliebe zurück, kann sich die vorgenannte Dynamik gar nicht erst in ihrer Verflochtenheit entfalten. Die Annäherung des Kindes bleibt unvollständig, mit tiefgreifenden Folgen für seinen Weltzugriff. Seine Triebentwicklung drängt voran, und es entwickelt sich entgegen der engen mütterlichen Sphäre und in Sehnsucht nach dem Außen weiter. Für die Beziehung zwischen Mutter und Tochter ist dies verhängnisvoll: Wird die Mutter zum Gefängnis, verschwinden ihre vielen guten Identifikationspunkte hinter dem Groll der Tochter. Während Kinder beiderlei Geschlechts die Mutter als erste Bezugsperson zwangsläufig im Laufe der Entwicklung stark abwerten, kann ein väterliches Objekt, vorzugsweise eines, das seine Kastrationsangst verarbeitet hat, diese Kollusion durchbrechen. So rettet dieses Objekt die Mutter für das Kind, wirkt einerseits entlastend auf die Nähe, indem es dem Kind Stoff für eine andere, neue Phantasiefigur gibt. Andererseits zeigt es seine Liebe und seinen Respekt für die Mutter und gibt dem Kind die Vorstellung zurück, dass jene eine unabhängig vom Affekt des Kindes geachtete Person ist. Die

²⁷ Sophinette Becker: Das weibliche Körperselbst und die Perversion. Warum Frauen sexualisierte Aggression anders externalisieren als Männer. In: Forum der Psychoanalyse 21 (2005), H. 3, S. 242-254, hier S. 243.

²⁸ Ebd.

Abwertung der Mutter durch die Tochter kann jedoch keine Relativierung erfahren, wenn Letztere *ohne Ausweg* an die Mutter gebunden ist, und die Tochter wird zurückgeworfen in eine Sphäre einer nicht relativierten Nähe.²⁹ Noch die liebevolle Geste wird schal und bedrohlich, denn die Tochter ist in dieser »symbiotischen und erotischen« Bindung allein gelassen.³⁰ Sie schützt sich, indem sie ihre Verachtung für die Mutter mobilisiert. Auch dies ist eine Quelle der späteren Abwertung von Weiblichkeit durch Frauen.

In der Situation der nicht erwiderten Identifizierungsliebe für den Vater und der Zurückweisung in die mütterliche Sphäre wird das Mädchen also in eine Position gedrängt, weiterhin nach Unabhängigkeit von der Mutter zu streben und das ihm Andere, den Vater, erst recht zu vermissen.

Die Zurückweisung durch den Vater kann zwar durch eine stabile Ich-Entwicklung sowie in der Identifizierung mit der Mutter teils von der heranwachsenden Frau kompensiert werden. Benjamin formuliert jedoch auch eine entfremdete Tendenz gegenüber dem Vater: Die heranwachsende Frau idealisiert dann den Phallus als symbolischen Ersatz für den eigenen verwehrten Zugriff auf die Welt. Sie entwickelt zu Männern eine Beziehung, in der sie sich unterwirft, weil sie die Beziehung als gleichberechtigte Andere nicht kennenlernen konnte. Der Mann bleibt für eine Frau mit dieser Erfahrungskonstellation wie in einem Vakuum *unbegriffen*. Er wird, als Symbol für den nicht-greifbaren Vater, als grenzenloses Wesen bewundert.³¹ Die Suche nach der väterlichen Identifizierungsliebe bleibt bei dieser Frau lange bestehen. Ein eigenes Begehrten zu fühlen, ist ihr stark erschwert, auch sieht sie nicht die Angst des Mannes vor Kastration. Über die Idealisierung kann sie jedoch stellvertretend an seiner imaginären Macht teilhaben, was er sich gern gefallen lässt, muss er doch selbst die Angst abwehren. Alternativ kann sie ihn auch unrelativiert als mächtigen Anderen abwerten. In beiden Fällen können Männer mit ihrer Illusion der »uneingeschränkten Grandiosität davonkommen«.³² Im Falle der Abwertung des Mannes tritt ihr brennender Neid auf seine phantasierte Omnipotenz in den Vordergrund, die er mit dem Phallus zu haben scheint. Sie weiß, dass ihr zu früh die Entwicklung ihres Begehrens vorerhalten wurde, und wird Schwierigkeiten haben, mit dem Kampfgeist, den der Mann in Auseinandersetzung mit dem symbolischen Vater ent-

²⁹ Diese Überlegungen spielen, für Kinder beiderlei Geschlechts, im Verständnis von Familien eine Rolle, in denen die Erziehungsarbeit nicht zwischen mehreren Personen aufgeteilt werden kann, z.B. bei Alleinerziehenden.

³⁰ Mertens (wie Anm. 22), Bd. 2, S. 27.

³¹ Benjamin (wie Anm. 10), S. 834 f.

³² Ebd.

wickeln musste, mitzuhalten. Auch dies ist eine Idealisierung des Mannes insofern, als seine phantasierten Fähigkeiten noch über das reale männliche Individuum hinaus übermäßig erscheinen – so kann sie für ihn auch keine Gnade erübrigen. Ihre Wut auf den ihr unbekannten und damit nicht relativierten Vater, die Bevorzugung des Sohnes und seine Repräsentanzen in der Welt führen zur Reaktionsbildung. Was sie für seine Symbole hält, Intellektualismus, Abstraktion und freigeistiges Streben, erregt ihren Zorn, während das Sich-Sehnen nach dem abweisenden Vater und die Suche nach seiner Anerkennung bestehen bleiben.

Die misogynie Kränkung

Die geschilderte Dynamik ist verwoben mit gesellschaftlich geteilten Phantasien. Sie ist Folge, weil die Tochter nicht vollständig vergesellschaftet wird, und Ursache, weil schon der Vater als Sohn sich gegen Kastration absichern musste. Das männliche Selbstbewusstsein bleibt abhängig von der Tochter, da sie ihm als Andere, als Abgrenzungsobjekt und bestätigendes Subjekt seine Phallosität bestätigt. Ihre Bedeutung wird in den Randbereichen, in den Zuspitzungen von Geschlechtlichkeit, evident: Im Femicid, in den weltweiten Morden an Frauen mit ihren spezifischen Motiven geben die auf Frauen gerichteten Vernichtungsphantasien Aufschluss über die Relevanz der Frau für das männliche Subjekt. Ähnlich aufschlussreich sind die Ikonografien der Frau in neomönchischen und männlich-exogamen Strömungen wie der Incel-Bewegung. Die Frau ist die Ursache und Zeugin der Potenz des heterosexuellen Mannes.

Auch in umgekehrter Richtung funktionalisiert die Frau den Mann – für ihre Wut und als Projektionsfläche für ihre Wünsche der Großartigkeit, für die sich kein gesellschaftlicher Boden findet. Sie erhält dafür das falsche Versprechen einer eigenen Einflusssphäre des Magischen oder Nicht-Verstehbaren. Mitchell beschreibt es so: »[I]hr Ödipuskomplex [...] lehrt sie, daß ihre Unterordnung unter das Gesetz des Vaters sie zur Vertreterin der ›Natur‹ und der ›Sexualität‹ macht, zu einem Chaos spontaner, intuitiver Kreativität. [...] Da sie nicht den ›Ritterschlag‹ des Gesetzes erhalten kann, muß ihre Unterwerfung darin bestehen, sich als sein Widerpart zu konstituieren – als alles, was liebend und irrational ist.«³³ Der Frau wird die Sphäre des Unerklärbaren, des Unbewussten oder der Magie zugedacht. Im Patriarchat ist sie als Negativum, als Leerstelle gedacht; ihre faktische Existenz steht dem entgegen. Die Sphäre der Frau realisiert sich

33 Mitchell (wie Anm. 4), S. 463.

als die, in der sie waltet und unter ihresgleichen ist. In patriarchal-kapitalistisch organisierten Gesellschaften ist die Segregation zwischen Männern und Frauen sichtbarer als in westlich-kapitalistischen Gesellschaften, wo der bürgerliche Imperativ sie abfедert und verwischt. In der spezifisch weiblichen Sphäre findet die Frau nicht nur die ersehnte positive Bestätigung ihrer Subjektivität, sondern hier werden Frauen durch Frauen gemacht.³⁴ Es sind Frauen und Mütter, die ihre Töchter ermahnen, ihnen ein verzerrtes Körperbild auf den Weg geben, an ihnen Genitalverstümmelung und Brustbügeln durchführen.³⁵ Wo sie Zugriff hat, gestaltet die Frau das Patriarchat, mildert seine Folgen und stabilisiert es.

Inwiefern diese Konstellationen zeitlich und an eine Gesellschaftsform gebunden sind, bleibt zu erörtern. Roswitha Scholz geht in ihrer marxistischen Wertabspaltungstheorie von einer spezifisch kapitalistischen Vergesellschaftung aus. Die archaische geschlechtliche Arbeitsteilung unterliege im Kapitalismus einem Funktionswechsel. Auf sozialpsychologischer Ebene seien es die existenziell wichtigen Aspekte des Privat- bzw. Reproduktionsbereichs, die nur scheinbar für die Produktion nutzlosen Aspekte, die in Weiblichkeit-Phantasien von Partikularität und Inferiorität im Unbewussten gebannt werden.³⁶

Die beschriebene Bewegung zwischen Kind, Mutter und Vater wird sich so nicht in der konkreten Familie finden lassen, die Konfliktkonstellation ist jedoch kollektiv.³⁷ Es muss nicht jede konkrete Frau im Aufwachsen mit einem Vater zu tun haben, der seine Tochter zurückweist. Genug Frauen wachsen mit der Vorstellung von sich auf, doch recht akzeptable Wesen zu sein. Und schon gar nicht alle Frauen verharren in der Folge der Zurückweisung in der beschriebenen Wut auf die Welt oder verwerfen es, ein Begehr zu entwickeln. Sie werden durchaus selbstbestimmt, Forscherinnen oder Dichterinnen, und werden sie es nicht, kann ihnen das auch genommen sein, weil sie in der falschen Schicht am falschen Ort geboren sind. Aber spätestens in der Pubertät trifft jede Frau auf die Phantasie von der Frau. Die gesellschaftlichen Verhältnisse sind darauf vorbereitet, die

34 Vgl. Beauvoir (wie Anm. 3), zweites Buch.

35 Ute Koczy: »Brustbügeln« – eine grausame Praxis. In: Menschenrechte für die Frau (2007), H. 2, S. 8f., <http://frauenrechte.de/online/images/downloads/zeitschriften/zeitschrift-2-07/brustbuegeln-2-2007.pdf> [letzter Zugriff am 9.1.2019].

36 Scholz (wie Anm. 7).

37 »[W]ährend die Konflikte fensterlos gleichsam in den Einzelnen sich zutragen und aus ihrer Triebökonomie nominalistisch sich herleiten, haben sie doch in zahllosen Individuen identische Gestalt«, Theodor W. Adorno: Postscriptum (1966). In: ders.: Gesammelte Schriften in 20 Bänden. Hg. von Rolf Tiedemann unter Mitwirkung von Gretel Adorno. Frankfurt a.M. 1986, Bd. 8, S. 86–92, hier S. 86.

Subjekte als Mann oder Frau zu vergesellschaften – ganz gleich, was sie selbst wollen. Die heranwachsende Frau reagiert auf diese Wiederholung der kindlichen Erfahrung verwundert. Sie erschrickt, wie sie behandelt wird, was für Motive auf sie projiziert werden und wie schnell sie beginnt, die zugewiesene Rolle zu spielen. Dieser Widerspruch zur eigenen Subjektivität wird als fundamental erfahrene Misogynie erlebt. Jede Frau erfährt diese narzisstische Kränkung, die misogyne Kränkung, deshalb im Laufe ihres Lebens und wird damit umgehen müssen – unterschiedlich ist, wann das passiert und wie gut sie dagegen gerüstet ist.

Jungen und Männer, andererseits, werden durch das Versprechen des Phallus keine Entdecker oder Dichter, sondern arbeiten in der Landwirtschaft, im Supermarkt an der Kasse oder schreiben dann und wann einen journalistischen Text. Sie bleiben ihr Leben lang Söhne, in ewiger Auseinandersetzung mit dem Prinzip des Vaters und unerfüllten Wünschen. So schreibt Juliet Mitchell: »Vielmehr [als eine Frage der Machtverteilung in der Gesellschaft, C.A.S.] ist es das spezifische Gesetz des Patriarchats – das Gesetz des hypothetischen prähistorischen ermordeten Vaters –, welches die Rollen der Männer und Frauen in der menschlichen Geschichte definiert. Dieser ›Vater‹ und seine Repräsentanten – alle Väter – sind die Inkarnation der patriarchalischen Gesellschaft. Väter, nicht Männer, sind die Inhaber der Macht. Und das ist weder eine Frage der Biologie noch einer bestimmten Gesellschaftsform, sondern das Kennzeichen der menschlichen Gesellschaft als solcher.«³⁸ Auch die Männer müssen sich zu den Phantasien über den Mann, die Frauen und Männer haben, ins Verhältnis setzen. Hinzu tritt eine weitere Kränkung, die Frauen wie Männer ereilt: die narzisstische Kränkung der bürgerlichen Gesellschaft.

Bürgerliches Subjekt werden – Rettung und Elend

Der geschlechtlichen Vergesellschaftung steht die Vergesellschaftung als bürgerliches Subjekt in der kapitalistischen Sphäre gegenüber. Spätestens mit der Lösung aus dem Verbund mit den Eltern treten Kinder beiderlei Geschlechts mittelbar als Erwachsene in die moderne, marktwirtschaftliche und arbeitsteilige Gesellschaft ein. Während der Adoleszenz hat das Kind darum gekämpft, Individuum zu sein. Jetzt, da es für seinen Lebensunterhalt selbst aufkommen muss, muss es erkennen, dass seine Individualität keine Rolle mehr spielt. Es ist gesellschaftlich sortiert, anhand seiner Herkunft, seiner Fertigkeiten und Fähigkeiten, seines Geschlechts, seiner

³⁸ Mitchell (wie Anm. 4), S. 467 [Hervorhebungen im Original].

Klasse. Versucht es sich zuvor noch als selbstzentriertes Subjekt zu empfinden, wird ihm nun vermittelt, dass es auf dem Markt vornehmlich ein Behälter von Arbeitskraft ist. Diese narzisstische Kränkung ist *nicht* die misogyne Kränkung, sondern ist universaler Aspekt der Sozialisierung in der bürgerlichen warenproduzierenden Gesellschaft. Sie ist durch vielfältige Narrative von Beruf als Berufung und der Betonung der Bedeutung der Familie abgefedert. Ihr Ergebnis, das bürgerliche Subjekt, ist in zwei Teile aufgespalten: einerseits in seine subjektive Persönlichkeit mit seiner Freiheit als Privatperson, andererseits in seine Rolle im Verwertungsprozess, Gehaltsempfängerin oder Kapitaleignerin. Die adoleszente Abwendung von der Familie ist der Schritt der Aneignung dieser gesellschaftlichen Prinzipien, um bürgerliches Subjekt zu werden. Der Loslösung vom Vater folgt der indirektere Bezug auf das Allgemeine. Es sind die Abkömmlinge der Gesellschaft, die diese Rolle für das Individuum postadoleszent übernehmen: nicht Chefs, Professoren, Mentoren, sondern ihre in die Psyche integrierten Forderungen, das Über-Ich. Dies ist das Erwachsenwerden selbst, das Frauen wie Männer trifft. Das Ergebnis dieser verlängerten Ablöseerscheinung ist, vergesellschaftetes Subjekt beziehungsweise *Citoyen* zu sein. Sich als stellvertretend für das Allgemeine und gestaltend zu denken, wie das kleine Kind sich als stellvertretend für den Vater denkt.

Die spezifische Vergesellschaftung der Frau, wie sie oben beschrieben ist, steht dazu im Widerspruch. Sie bleibt, innerhalb und trotz der Totalität des Kapitalismus, unvollständig, als Aspekt der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Die Frau erhält eine zweifache Bedeutung: Wie der Mann soll sie in der Produktionsphäre Bürgerin sein; als Trägerin der Phantasien über die Frau wird sie zur Personifikation der Konsumphäre und zur Trägerin der im Produktionsverhältnis verdrängten Anteile und Sehnsüchte. Ihre Vorliebe für Esoterik mildert die Anforderungen der verdinglichten Welt. Sie bietet den Ort des Schutzes und der Reproduktion und hält die Angst vor dem Scheitern an bürgerlichen Idealen auf Abstand. Sie wird zum Abspaltungsobjekt und erhält zugleich als verachtetes Angstobjekt, das die Realität der Kastrationsdrohung personifiziert, die vermeintliche Notwendigkeit der Abspaltung aufrecht. Die Frau ist Trägerin zweier, sich grundsätzlich widersprechender Formen der Vergesellschaftung innerhalb des warenproduzierenden Patriarchats, die doch beide notwendig sind. Ihre Hysterie angesichts ihrer Beschränkungen ist nicht nur Nebenprodukt, sondern im nächsten Moment Ventil des allgemeinen Schreckens der Verdinglichung. An der Doppelbelastung muss sie notwendig scheitern: sich in die eine, weiblich konnotierte Rolle zu begeben, bedeutet, auf Emanzipation, auf ihre Ansprüche als souveränes, bürgerliches Subjekt, auf se-

xuelle Selbstbestimmung zu verzichten. Aber auch mit der Abkehr von Weiblichkeit kerkert sich die Frau ein und enthält sich in der Konsequenz wesentliche und nur ihr zugängliche Aspekte der Möglichkeiten menschlichen Lebens vor. Der Mann hat den Vorteil, dass seine Berufung als Mensch, seine Einbindung in die Produktionssphäre, keinen Widerspruch zu seiner Berufung als Mann darstellt. Seine beruflichen, sozialen oder geistigen Erfolge verleihen ihm ein *männliches* Prestige. Die Frau ist die Projektionsfläche für das Unbewusste der androzentrischen und warenproduzierenden Gesellschaft, als Trägerin der nicht begrifflich fassbaren Anteile des Bürgers aber auch der Bürgerin.

Die frühe Zurückweisung durch den Vater wiederholt sich also gesellschaftlich und setzt sich fort in der fehlenden Anerkennung von Frauen als politische, das heißt allgemein und verallgemeinert handelnde gesellschaftliche Subjekte. Verschleiert wird dies durch den bürgerlichen Imperativ der Aufklärung, der an alle Menschen gerichtet wird. Die falsche Bewältigung der Kastrationsangst totalisiert sich in der Gesellschaft in der Abwertung des weiblichen Subjekts und in einer Abwertung aller als weiblich deklarierter Anteile sowohl bei Männern als auch bei Frauen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass sich Konstellationen wie die zwischen Vater und Tochter auch zwischen dem Vater und einem homosexuellen Sohn entfalten können.

Diese Abspaltung ist irrational. Funktional soll sie die Annäherung an Aufgeklärtheit, Sachlichkeit und Universalität erleichtern, aber zugleich wird mit ihr eine menschliche Konstante abgewehrt: Partikularität. Niemand ist so allmächtig, wie Mann und BürgerIn sich darstellen müssen, jeder ist potenziell unmittelbar denkendes Wesen mit irrationalen Anteilen, Ressentiments und Liebesbedürfnissen. So wird die inhärente Universalität von Partikularität und Unmittelbarkeit unzugänglich: Mittels der Phantasie über Mann und BürgerIn, TrägerInnen der Vernunft zu sein, wird abgewehrt, dass Vernunft dem Subjekt zunächst immer äußerlich ist. Es kann über Vernunft nicht verfügen oder sie qua Verweis auf das Geschlecht in Besitz nehmen. Das Subjekt muss sich der Vernunft immer nähern, indem es sich zu ihr in Beziehung setzt, die irrationalen Anteile als eigene begreift und sie nicht zwanghaft zu eliminieren sucht. Mit der Abspaltung von Partikularität und Unmittelbarkeit schlägt jegliche Aufklärung in ihr Gegenteil um. Die misogynie Kränkung betrifft damit alle Subjekte und ist fundamental für die Frage nach der Vernunft.

Fazit

Die Fördermaßnahmen soziologischer Seminare, Politgruppen und Tech-Unternehmen kommen also zu spät. Keine Anerkennungsübung kann die Lücke schließen, die in das Triebleben des weiblichen Kindes geschlagen wurde. Die Wunde der Frau, sich selbst nicht als allgemein zu denken, kann in einer Generation nicht geschlossen werden. FeministInnen bleibt, sich die Zeit zu nehmen, die Narben zu betrachten und die verpassten Gelegenheiten zu betrauern, auch angesichts weiterer Wunden und des drohenden Backlash. Darin liegt das Potenzial: Wenn Menschen die beschriebene misogyne Kränkung durch die Gesellschaft anerkennen, können sie die Trauer über den Verlust der kindlichen Allmacht zulassen. Sie nähern sich der Tatsache ihrer notwendigen Begrenztheit als Individuum in einer Gesellschaft an, die sich sonst in der Angst vor dem Phallusverlust und der angeblichen Unfähigkeit zur Vernunft ausdrücken muss. Eher noch als der Sohn, kann die Tochter begreifen, dass der Vater nicht für eine verallgemeinerte Vernunft steht, sondern dass er auch ein eigenes, egoistisches Interesse hat, nämlich den eigenen Bedeutungsverlust hinauszuschieben. Dieser Vater bindet die nach Transzendenz strebenden Menschen an sich. Diese Einsicht, dass es keine unveränderliche Konstante *in ihr* ist, sondern eine gesellschaftliche Situation, die sie je individuell ausagiert, kann ihr möglicherweise die individuelle Trauer um die versagte Anerkennung und Distanz zur Gesellschaft erleichtern. Die angeblich weibliche Partikularität kann sie als *conditio humana* erkennen, mit der alle Menschen umgehen müssen. Sie kann verstehen, dass sie für den Phallus die Anerkennung des Vaters nicht mehr braucht, wenn sie ihn in sich selbst errichten kann. Sie kann am symbolischen Vater vorbei wachsen. Darin kann sich die Frau der Gesellschaft wieder annähern und sich selbst als Subjekt in der Gesellschaft setzen, das sowohl partikular ist als auch das Potenzial zur Universalität und Vernunft hat. Ohne von Kastrationsangst getrieben zu sein, kann eine solche Frau zu größeren intellektuellen Leistungen in der Lage sein als der Mann.

Queer Lectures

Zurück zur Männlichkeit?

*George L. Mosses Kritik des Männlichkeitsbildes nach Johann Joachim Winckelmann und die Rückeroberung der Geschlechter durch die Neue Rechte**

TORSTEN FLÜH

Die Forschungen zur Sexualität und Männlichkeit im Nationalsozialismus von George L. Mosse, der am 20. September 2018 einhundert Jahre alt geworden wäre, haben durch die Neue Rechte wieder an Relevanz gewonnen. Die Alt Right in den USA mit ihren ideologischen Vorreitern wie Jack Donovan hat sich eine »Re-Polarisierung der Geschlechter« zum Ziel gesetzt. Durch die AfD-Bundestagsabgeordnete Gabriele Kuby ist diese Strategie auch in Deutschland angekommen.¹ Der identitäre Aktivist und Autor des rechten Antaios Verlages mit Sitz auf dem »Rittergut Schnellroda«, einem Ortsteil des sachsen-anhaltinischen Steigra, Martin Lichtenmesz hat 2016 Jack Donovans »The Way of Men« übersetzt und als »Der Weg der Männer« herausgebracht. Der Ortsteil Schnellroda war einmal, aber ist kein Rittergut mehr. Dazu passt der Umstand, dass »das Ideal des Rittertums als Muster an Tugend«,² wie George L. Mosse aufdeckte, ebenso zum Männlichkeitskonzept der alten wie der Neuen Rechten gehört. Donovan vereinnahmt wieder die »Ehre« als »Tugend« allein unter ritterlichen Männern: »Als eine männliche Tugend bezeichnet: Ehre ist die Sorge um den Ruf von Stärke, Mut und Herrschaft (mastery) im Kontext einer Ehrengruppe, die hauptsächlich aus anderen Männern besteht.«³

* Der Aufsatz geht auf einen Vortrag zurück, der am 22. Januar 2018 als Queer Lecture in Berlin gehalten wurde.

1 Vgl. dazu Gabriele Kuby: Das Bundesverfassungsgericht erlässt ein drittes Geschlecht. In: Die Tagespost vom 11.11. 2017, <https://www.gabriele-kuby.de/single-post/2017/11/11/Das-Bundesverfassungsgericht-erlässt-ein-drittes-Geschlecht> [letzter Zugriff am 24.7.2018].

2 George L. Mosse: Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und die sexuellen Normen. München 1985, S. 34 [zuerst als Nationalism and Sexuality: Respectability and Abnormal Sexuality in Modern Europe. New York 1985].

3 Jack Donovan: The Way of Men. Milwaukie, OR [im Eigenverlag] 2012, S. 57. Die Übersetzungen aller nicht im Original wiedergegebenen Zitate stammen, soweit nicht anders angegeben, von Torsten Flüh.

Der Antaios Verlag versteht sich nicht erst seit der Frankfurter Buchmesse 2017 als Koordinierungsplattform der Neuen Rechten und der Identitären.⁴ In der Geschlechtspolitik knüpft er demonstrativ an den schwulen Männlichkeitsautor der Rechten in den USA, Jack Donovan, an. Im Internet kursieren Fotos von ihm mit durchtrainiertem, fettlosem Waschbrettbauch, auf den er sich »HONOR« hat tätowieren lassen. Damit entspricht er exakt dem von Mosse bereits 1997 kritisierten Bild von Männlichkeit, dessen Ursprünge Mosse bei Johann Joachim Winckelmann in der Mitte des 18. Jahrhunderts ausmachte. »Was ist Männlichkeit?«, fragt der Teaser 20 Jahre später im »Gesamtverzeichnis 2017« des Antaios Verlags, um es sogleich »[a]uf eine knappe Formel« zu bringen: »Männlich bleibt oder wird, wer mit anderen Männern einen Bewegungsraum für die Gruppe, die Bande, die virile Atmosphäre schafft [...]. Es geht also – gegen jeden Gender-Trend und gegen jede Verweichlichung des Mannes – um eine Reconquista maskuliner Ideale und um eine Re-Polarisierung der Geschlechter.«⁵ Damit wird die Männlichkeit als Konstruktion und Vorstellung von der Neuen Rechten zum Feld des politischen Kampfes in Sprache und Bild erklärt. Seit der Bundestagswahl 2017 diskutieren auch CSU, CDU und SPD verstärkt darüber, ob dem Bürger nicht zu viel Diversität zugemutet worden sei. Die »Re-Polarisierung der Geschlechter« wird von den etablierten Parteien in Sorge um den Machtverlust reflexartig übernommen.

Das Thema der Sexualität als Geschlecht wie Geschlechtlichkeit und daraus folgend das der Männlichkeit hat den Berliner Verlegersohn, Juden, Emigranten, »Schwulen« und Historiker George L. Mosse zeitlebens beschäftigt. Für meinen Ansatz wähle ich hier den geschlechtlichen Begriff *schwul*, weil er in einer historischen Nähe zur Herkunft Mosses steht. Wie Robert Beachy in »Gay Berlin« formuliert hat, wurde der Begriff *schwul* von Christopher Isherwoods Freund Wystan Hugh Auden 1929 im Tagebuch als selbstbewusste Erwiderung eines Flirts in der Straßenbahn gebraucht: »Entschuldigen Sie, Madam, aber ich bin schwul.«⁶ Die

4 Ein »Flugblatt«, das weitere Verlage und Autoren der Neuen Rechten teilweise vereinnehmend empfohlen, wurde am Antaios Stand auf der Frankfurter Buchmesse 2017 verteilt. Ellen Kositzka: Flugblatt zur Buchmesse 2017. Offener Brief [ohne Datum] an die Amadeu Antonio Stiftung. Schnellroda 2017.

5 Antaios Verlag: Gesamtverzeichnis 2017. Steigra 2017, S. 8.

6 Robert Beachy: *Gay Berlin. Birthplace of a Modern Identity*. New York 2014, S. xi. Vgl. auch Torsten Flüh: »Entschuldigen Sie, Madam, aber ich bin schwul.« Zu Robert Beachys *Gay Berlin: Birthplace of a Modern Identity* in der American Academy. In: NIGHT OUT @ BERLIN 29. Oktober 2015 20:20, <http://nightoutatberlin.jaxblog.de/post/Entschuldigen-Sie-Madam-aber-ich-bin-schwul-Zu-Robert-Beachys-Gay-Berlin-in-der-American-Academy.aspx> [letzter Zugriff am 3.8.2018].

geschlechtliche Wahrnehmung als Herkunft aus einer großbürgerlich-liberalen Verlegerfamilie im Berlin der zwanziger Jahre spielt auch für Walter Laqueur eine entscheidende Rolle, wenn er postum im »Foreword« von Mosses 2000 erschienener Autobiografie »Confronting History« schreibt: »Vermutlich dachte George, dass er ein instinktives Verständnis der Epoche hatte, nur weil er ihr ausgesetzt gewesen war.«⁷ Demnach hatte ein kaum verifizierbares Erfahrungswissen als Jude und Schwuler für George L. Mosses akademisch-historische Forschung zum Nationalsozialismus und zur Männlichkeit eine entscheidende Funktion.

Das Erfahrungswissen wird von Mosse in der erst postum publizierten autobiografischen Erzählung über seine Genese als Schwuler, als jemand, der eine »sexuelle Neigung zum eigenen Geschlecht« erfährt, in Anschlag gebracht, um damit nicht nur anekdotische Einsichten zu generieren. Die Datierbarkeit der Wahrnehmung seiner sexuellen Orientierung bleibt vage. Stattdessen verknüpft Mosse sie mit Orten und einem Milieu der »männlichen Kameradschaft«, in das er Ende der 1930er Jahre in England hineingerät. Denn einerseits lebte er dort »in einer männlichen Kameradschaft, und wie die meisten [Jungen aus] der englischen Mittel- und Oberklasse zu dieser Zeit« würde er das bis in seine »frühen Zwanziger an der Universität in Oxford oder Cambridge tun«. »Ich hatte mein sexuelles Erwachen innerhalb dieser Kameradschaft, natürlich nicht im wörtlichen Sinn, sondern in Bezug auf das Bewusstsein meiner eigenen Sexualität.« Andererseits wird mit dem Bewusstwerden sogleich eine eigensinnige Erklärung durch Erinnerung an Erfahrungen formuliert: »Die sexuelle Neigung gegenüber dem eigenen Geschlecht und nicht gegenüber dem anderen Geschlecht wird aufgrund der Umgebung, in der man lebt, nicht an- und ausgeschaltet.« Das Erfahrungswissen reicht bis in die Kindheit hinein, wenn Mosse schreibt: »Ich kann meine eigenen Neigungen bis zu einem sehr frühen Alter zurückverfolgen, als ich noch zu Hause lebte, aber hier in Botham erlebte ich zuerst bewusste Anziehung und Versuchung und verliebte mich.«⁸

Spätestens seit den 1980er Jahren könnte man Mosse als Vertreter des geschichtstheoretischen Ansatzes des New Historicism betrachten. 1985 veröffentlichte er »Nationalismus und Sexualität: bürgerliche Moral und sexuelle Normen«. 1997 erschien – fast schon ein Standardwerk der Gender Studies zur Männlichkeit – »Das Bild des Mannes: Zur Konstruktion

7 Walter Laqueur: Foreword. In: George L. Mosse: Confronting History. Madison 2000, S. xii.

8 Mosse: Confronting (wie Anm. 7), S. 82.

der modernen Männlichkeit«.⁹ Zunächst spielten für seine Forschung seit 1964 »Sexualität« und »Eros« eine unüblich direkte Rolle.¹⁰ Seit »Die Nationalisierung der Massen« (1975) rückte Johann Joachim Winckelmann ins Zentrum seines Interesses¹¹ und zuletzt konzentrierte Mosse seine Überlegungen auf die »Konstruktion der modernen Männlichkeit«. Er argumentierte dabei vor dem Hintergrund der rechten, fremdenfeindlichen Ausschreitungen in Rostock Lichtenhagen und anderswo zur Nachwendezeit gegen die Männlichkeits- und Rassephantasien der Neo-Nazis. Am 22. Januar 1999 verstarb der am 20. September 1918 in Berlin Geborene in Madison, Wisconsin. Zu einer Ausstellung in der University of Wisconsin, Madison, veröffentlichte Nick Thorkelson 2014 den Comic »You Had to Be There: George Mosse Finds Himself in History« (Du musst dort gewesen sein: George Mosse findet sich selbst in der Geschichte). Dort schreibt Thorkelson, dass Mosse in »seinen späteren Büchern [...] die Themen der Sexualpolitik explizit thematisieren konnte, die in seinen Arbeiten lange Zeit verschlüsselt gewesen waren«.¹²

Mit meinem Text möchte ich an die Forschung zur Sexualität und Männlichkeit von George L. Mosse erinnern, anknüpfen und seine oft essayistisch formulierten Thesen eines Kontextes von Männlichkeit, Sexualität, Rasse und Nationalismus im Sprachgebrauch wie in Wissensformationen überprüfen. Ich werde wie folgt vorgehen, um die sprachlich-literarische wie bildlich-visuelle Verschränkung von Männlichkeit und Sexualität, Wollust und Homosexualität zu untersuchen, insbesondere in der deutschen Kultur des 18. und 19. Jahrhunderts, in ihrem Fortwirken im 20. und in der Wiederkehr der Männlichkeit als nationalistisch-rassistischem Bild in der Literatur der Neuen Rechten wie bei Jack Donovan. Beginnen werde ich mit dem Begriff der »Wollust« und seiner Funktion bei Winckelmann. Zweitens werde ich in Anknüpfung an den Kunsthistoriker Peter Geimer am Beispiel der »Beschreibung des Torsos vom Bel-

9 George L. Mosse: *Das Bild des Mannes: Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*. Frankfurt a.M. 1997.

10 George L. Mosse: *Die völkische Revolution*. Frankfurt a.M. 1991, S. 191 und 288 [zuerst als *The Crisis of German Ideology*. New York 1964].

11 Hier bezieht sich Mosse bereits methodologisch auf Winckelmanns »Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke« und »Die Geschichte des Altertums«. George L. Mosse: *Die Nationalisierung der Massen. Von den Befreiungskriegen bis zum Dritten Reich*. Frankfurt a.M./New York 1993 [zuerst amerik. 1975], S. 37-43.

12 »In his later books he was able to spell out themes of sexual politics that had long been coded in his work.« Nick Thorkelson: *You Had to Be There: George Mosse Finds Himself in History*. Madison 2014, https://histmosse.wiscweb.wisc.edu/wp-content/uploads/sites/188/2017/05/2014_-_Thorkelson_-_You_Had_to_Be_There.pdf [letzter Zugriff am 3.8.2018].

vedere in Rom« zeigen, wie der zerschlagene oder zerstückelte Körper zur Bedingung der erotischen Imagination und Lust bei Winckelmann wird. Dann werde ich in Anknüpfung an Slavoy Žižek »die Evakuierung der Sexualität« vorstellen und zeigen, wie mit der zunehmenden Akademisierung und Normalisierung des Winckelmann'schen Altertumsbegriffs Genießen und Wollust umgeschrieben, überschrieben und gelöscht wurden. Weiterhin werde ich mit Mosse zeigen, wie im Diskurs der Rechten eine ambige Desexualisierung in den Nationalismus hineinspielt. Die Geschichte der Sexualität des Mannes wird schließlich als ein ambivalentes Narrativ vorgestellt, das zwischen Emanzipationsversprechen und Unterwerfungsphantasien changiert.

Akademie und Wissenschaft als heteronormative Wissensinstitutionen

Gegenüber dem 18. Jahrhundert wurde der akademische Diskurs in den Geisteswissenschaften vom 19. Jahrhundert bis heute heteronormativ normalisiert. George L. Mosse hat diese Normalisierung hinterfragt und aufgedeckt. Sie findet insbesondere als eine diskursive Aushandlung darüber statt, was als männlich wahrgenommen wird beziehungsweise werden soll und was nicht. Die Darstellung von Männlichkeit und Homosexualität in der Druckgrafik hat beispielsweise Jonathan D. Katz in »Nicht versteckt, aber auch nicht sichtbar« mit Blick auf George Bellows »The Shower-Bath« von 1917 diskutiert.¹³ Die gestische Aufforderung zur analen Penetration in einem öffentlichen, gut besuchten Duschbad wird in der Grafik frontal vorgeführt, um dennoch in Kritiken übersehen zu werden. Wie kann das funktionieren? Für die Geschichtswissenschaft hat Falko Schnicke in »Homosexualität als Begabung« auf die Rezeption des Historikers Johannes von Müller hingewiesen. In diesem Fall sei es im »frühen 19. Jahrhundert [...] möglich« gewesen, »Homosexualität konträr zu den sonstigen Fachlogiken – im Einzelfall – produktiv und kulturgenerierend zu wenden«.¹⁴

Geschlecht und Geschlechtlichkeit werden also offenbar mit der Frage von Wissen und Wissenschaft verknüpft und normiert. Der »Einzelfall«

¹³ Jonathan D. Katz: Nicht versteckt, aber auch nicht sichtbar: Über Homoerotik in der US-amerikanischen Kunst. In: Joseph Hoenes/Barbara Paul (Hg.): un/verblümt. Queere Politiken in Ästhetik und Theorie. Berlin 2014, S. 60–75, hier S. 60–63.

¹⁴ Falko Schnicke: Homosexualität als Begabung. Johannes von Müller und die deutsche Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert. In: Jahrbuch Sexualitäten 2018. Hg. im Auftrag der Initiative Queer Nations von Janin Afken, Jan Feddersen, Benno Gammerl, Rainer Nicolaysen und Benedikt Wolf. Göttingen 2018, S. 243–253, hier S. 243.

Johannes von Müller bestätigt dabei die Regel. Wenn es darum geht, wie etwa beim 20-jährigen Jubiläum der Mosse-Lectures an der Humboldt-Universität im Senatssaal in Anwesenheit von Universitätspräsidentin und Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften eine Person akademisch-feierlich zu zelebrieren, fehlt weiterhin jegliche Würdigung der Homosexualität, in diesem Fall des Namensgebers George L. Mosse, geboren als Gerhard Lachmann-Mosse in Berlin. Eine Gedankenlosigkeit der Freunde und Kolleginnen? Oder umgibt die Homosexualität des im Vortrag detailliert und intim beschriebenen akademischen Freundes eine Peinlichkeit, weshalb der 87-jährige Laudator Jost Hermand Mosse lieber als »quiet a character« statt als queer einführt?¹⁵ Ist die Homosexualität dieses akademischen Forschers und Lehrers Privatsache, die in der Öffentlichkeit der Akademie und Universität verschwunden werden muss?

Von der (Un-)Sichtbarkeit der Wollust

Bevor ich George L. Mosses eigenes Verständnis der Sexualität im Kontext seiner Italien-, Antiken- und Winckelmann-Rezeption genauer entfalte, möchte ich auf Johann Joachim Winckelmanns Schriften, Kunstbetrachtung, Kunstgeschichte als Geschichtswissenschaft, Altertumserzählung und Briefe mikrologisch eingehen. Mosse hat seine These zum Bild des Mannes mit unscharfen Formulierungen zu Winckelmann als Initiator und Homosexuellen ausgeführt, um gegen Ende seines Buches dieses Männerbild mit einer Fotografie des »neue[n] Jude[n]« bei der Arbeit« zu belegen.¹⁶ Neben solchen Verweisen sind insbesondere die Briefe Winckelmanns entscheidend für ein besseres Verständnis seines Nachdenkens über das Sexuelle, wie erst jüngst Robert Deam Tobin in seinem Aufsatz »Winckelmanns Briefe und die mannmännliche Liebe« im Katalog zur Ausstellung »Winckelmann – Das göttliche Geschlecht« gezeigt hat.¹⁷ Wie sind diese Briefe zu lesen? Beispielsweise der Briefwechsel, in den Winckelmanns bahnbrechende Publikation »Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Werke« von 1756 mündet? Mit diesen »Gedanken« betritt ein modernes Männer-, Körper- und maskulin dominier-

¹⁵ Siehe Jost Hermand: »Ich bin stolz darauf, ein deutscher Jude zu sein.« In: Elisabeth Wagner (Hg.): Mosse Almanach 2017. Zum zwanzigjährigen Jubiläum der Mosse-Lectures an der Humboldt-Universität. Berlin 2017, S. 47–56, hier S. 47.

¹⁶ Mosse: Das Bild (wie Anm. 9), S. 200.

¹⁷ Robert Deam Tobin: Winckelmanns Briefe und die mannmännliche Liebe. In: Wolfgang Cortjaens (Hg.): Winckelmann – Das Göttliche Geschlecht. Berlin 2017, S. 13–23.



Abb. 1: Johann Joachim Winckelmann:
*Gedanken über die Nachahmung der Griechischen
 Werke in der Malerey und Bildhauer Kunst.*
 Dresden und Leipzig 1756, Titelblatt

tes Menschen-Bild die Bühne des »gute[n] Geschmack[s]« in der Kunst.¹⁸ Den »Gedanken« wird ein »Sendschreiben über die Gedanken« im gleichen Band im Modus einer Kritik ergänzend und erläuternd nachgestellt, das mit der emphatischen Anrede »Mein Freund!« beginnt¹⁹ und eröffnend fordert: »ich wünschte, daß Sie mit ihrer Schrift, wie die griechischen Künstler mit ihren Werken, verfahren wären«. Das wirft die Frage auf: Wie verfuhren griechische Künstler mit ihren Werken?

Das Medium Brief wird von Winckelmann schwankend privat wie öffentlich eingesetzt. Das Private wird öffentlich in seinen Briefen. Zugleich bekommen das Öffentliche und Wissenschaftliche für die Leser*innen einen privaten Zug. Die Leser*innen werden halb zu Mitlesenden wie

¹⁸ Johann Joachim Winckelmann: *Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und Bildhauer Kunst.* Dresden und Leipzig 1756, S. 1.

¹⁹ Ebd., S. 47.

Mitwissenden und Adressierten. Die »Gedanken«, als ein »für einige Kenner der Künste« geschriebener Text, zeigen, weshalb »es überflüssig« erscheine, diesen Anmerkungen »einen gewissen gelehrten Anstrich zu geben, den eine Schrift durch Anführung von Büchern erhalten kann«.²⁰ Acht Jahre später wird Winckelmann in der »Geschichte der Kunst des Altertums« (1764) diesen »gelehrten Anstrich« nachliefern, um die Wissenschaft vom Altertum zu formalisieren und zu begründen.

Es lässt sich eine innige Verschränkung der Briefe und Briefliteratur Winckelmanns mit seiner Begründung der Kunstgeschichte als Wissenschaft beobachten. Die Briefe werden über die Praktiken des Exzerpiers und des Zitierens in Wissenschaft transformiert. Für die Frage nach der Rolle der Sexualitäten in Winckelmanns Schriften ist es so gesehen weniger wichtig, ob man den »Begriff der Homosexualität auf [s]eine Person«²¹ projiziert oder nicht. Viel entscheidender ist es, die unablässige Transformation von Begriffen für das Sexuelle bei Winckelmann zu beobachten. Es ist insbesondere Johann Wolfgang Goethe 1805 als geschichtswissenschaftlicher Herausgeber der Briefe von Winckelmann an seinen Freund Hieronymus Dietrich Berendis, der mit dem allerersten Brief die Sexualität als »Wollüste« zum Thema macht. Goethe war in Weimar in den Besitz der Briefe gelangt, weil Berendis 1782 in Weimar verstorben war, sie also dort als Nachlass aufbewahrt wurden. Nach einer kurzen historischen Vorrede druckt Goethe Winckelmanns ersten erhaltenen Brief an Berendis von 1748 ab, der von genossenen »Wollüste[n]« berichtet. Damit benennt er den Geschlechtsverkehr unter Männern. Trotz moralischer Bedenken formuliert Winckelmann gegenüber Berendis: »Ich habe Wollüste genossen, die ich nicht wieder genießen werde; ich habe Athen und Sparta in Potsdam gesehen, und bin mit einer anbetungsvollen Verehrung gegen den göttlichen Monarchen erfüllt.« Was Winckelmann an »erstaunenden Werken, [...] dort gesehen« hat, »und von denen [Berendis] nichts weiß [...], will [er] mündlich mehr berichten«. Obwohl ihm die Reise nach Potsdam einiges gekostet hat, ist sie ihm für eine Lebensentscheidung nützlich gewesen: »Ich bin entschlossen mich auf einen gewisseren Fuß in Rom zu setzen.«²²

Der Brief ist in seiner Schreibweise für heutige Leser*innen verschachtelt. Entscheidend ist der Plural der Wollust. Die Wollust, französisch *volupté*, erwähnt Winckelmann im Brief an Berendis ganz im Einverständ-

²⁰ Ebd., S. 101 f.

²¹ Tobin: Winckelmanns Briefe (wie Anm. 17), S. 13-23.

²² Johann Wolfgang Goethe: Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe. Tübingen 1805, S. 12.

nis mit den Sprachregelungen am Potsdamer Hof. In Potsdam wird die christliche Todsünde der Wollust, lateinisch *voluptas*, zum emanzipatorischen Programm und zur körperlichen Praxis. Wer »Wollüste« genießt, gehört zum inneren Zirkel des Königs, Friedrich II. von Preußen. Denn die Wollust wird am Hof von Sanssouci zu einem wichtigen Begriff im Kontext der Herrschaft.²³ Es war ein ebenso spektakulärer wie schnell marginalisierter Autografenfund im Friedrich-Jahr 2012, der die Sprach- und Machtregelungen bei der Thronbesteigung des 28-jährigen Friedrichs II. formulierte. Die Wollust wird bei ihm mit dem Gedicht »La Jouissance« von 1740 zur »Herrscherin der Welt« erklärt: »Divine volupté! Souveraine du Monde!« – Göttliche Wollust! Herrscherin der Welt!²⁴

Der Genuss (la jouissance) verwirklicht sich in der Wollust als heimliches Regierungsprogramm Friedrichs II.²⁵ Es geht um Sex und Sexualität. Denn das auf der Reise zur Krönungszeremonie in Königsberg geschriebene Gedicht ist Francesco Algarotti gewidmet. Es ist an ihn adressiert wie ein Liebesbrief: »à Monsieur Algarotti«.²⁶ Formuliert wird das Gedicht in der satirisch umwertenden Lexik Voltaires. Denn Voltaire konzipierte mit der Platon entlehnten Figur des Hermaphrodix in dem satirischen Gedicht »La Pucelle D'Orléans« die moderne Sexualität als emanzipatorische *volupté*. Voltaire Gedicht lässt sich schwer datieren. Doch die skandalöse Satire der Jeanne d'Arc kursierte unter der Hand und Friedrich II. soll das epische Gedicht 1740 (!) als Manuskript erhalten haben.²⁷ In dem Ge-

23 Zur Transformation der Todsünde der Wollust/volupté in ein sexuelles Freiheitsversprechen vgl. Cay Friemuths Studien zur Ikonographie des Chinesischen Hauses im Park von Sanssouci. Friemuth zeigt schlüssig, wie die chinesische »Figur des Ninifo« bereits 1665 »als Göttze der Wollust« über Amsterdam in den europäischen Kulturkreis eingespeist wird. Cay Friemuth: Friedrich der Große und China (Aufklärung und Moderne, Bd. 24). Hannover 2012, S. 84 f.

24 Friedrich II. La Jouissance, 1740. In: Die Zeit vom 15.9.2011, <http://www.zeit.de/2011/38/La-Jouissance> [letzter Zugriff am 7.8.2018].

25 Während Reinhard Alings noch kurz zuvor in seinem Essay für die Ausstellung »Friederisiko – Friedrich der Große« auf das »Poème grave »Le Palladion« in sechs Gesängen, das er angeregt durch Voltaire, zwischen 1747 und 1749 dichtete«, verwiesen hatte, wird das frühere Gedicht »La Jouissance« bezüglich dem Grafen Algarotti durch eine geschlechtliche Mehrdeutigkeit im Gebrauch der *volupté*/Wollust noch deutlicher. Mit der Wollust wird in »Le Palladion« indessen mannmännlicher Geschlechtsverkehr mit einem jesuitischen »alten Doktor« formuliert: »Einst vor Wollust schäumend schloß / Er sich mit mir in seine Zelle ein.« Reinhard Alings: »Don't ask – don't tell« – War Friedrich schwul? In: Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (Hg.): Friederisiko – Friedrich der Große. Die Ausstellung. München 2012, S. 238–247, hier S. 243.

26 Zu Francesco Algarotti und Friedrich II. vgl. Friemuth: Friedrich (wie Anm. 23), S. 22–24.

27 Vgl. Voltaire: Preface de Don Apuleius Risorius, Benedictin. In: ders.: The Complete Works of Voltaire, Bd. 7. Genf 1970, S. 253–257, hier S. 253.

dicht benutzt Hermaphrodix satirisch den Begriff der Rasse: »je me sens de race bien divine« und gründet diese Göttlichkeit auf »désir« und »plaisir«: »Car je rassemble en moi tous les désirs,/Et je voudrais avoir tous les plaisirs.«²⁸

Ich fühle mich von sehr göttlicher Rasse,
 Weil ich in mir alle Begehrn sammle,
 Und ich möchte alle Vergnügen haben.
 Wollüste befriedigen meine Seele,
 Ich will lieben wie ein Mann und wie eine Frau,
 In der Nacht des weiblichen Geschlechts,
 Und den ganzen Tag des männlichen Geschlechts
 [...]
 Ganz perfekt geboren, und androgyn benannt.

Die Wünsche des Hermaphroditen von »göttliche[r] Rasse« korrespondieren mit dem Gedicht »La Jouissance«. Doch weder »La Pucelle D'Orleans« noch Friedrichs Gedicht ließen sich straflos publizieren, weil der Arzt und Philosoph Jules Offray de la Mettrie und andere erst viele Jahre später die körperliche Wollust über die Medizin in legitimer Weise beschreibbar und sagbar machen würden.²⁹ Doch das Genießen der Wollust gerät bei Friedrich II. in der Logik des androgynen Geschlechts Hermaphrodix' zur politischen Aktion der Aufklärung:

La Jouissance
 De Königsberg à Monsieur Algarotti, cygne de Padoue
 Cette nuit, contentant ses vigoureux désirs
 Algarotti nageait dans la mer des plaisirs.³⁰

28 Das androgyne Geschlecht von Hermaphrodix wird zum Bild der Wollust, wie sie mit der Dachfigur des Chinesischen Hauses wiederkehrt. Voltaire: *La Pucelle*. In: ders.: *Complete Works*, Bd. 7 (wie Anm. 27), S. 258–588, hier S. 330, Vers 274f.

29 Bezeichnenderweise widmet der Arzt Jules Offray de LaMettrie 1747 der Lebensgefährtin Voltaires, Marquise Émilie du Châtelet, seine Schrift »La Volupté«. »In dem Widmungsschreiben an die *Marquise de **, das er einer späteren Auflage voranstellt, enthüllt er, *sie die Wollust gelehrt zu haben ...* In Potsdam greift LaMettrie [1751, T.F.] das Thema wieder auf und veröffentlicht seine Schrift, neu gegliedert und gekürzt, unter dem Titel *Die Kunst, die Wollust zu genießen*; Friemuth: Friedrich (wie Anm. 23), S. 30 [Hervorhebungen im Original]. Von Friedrich II. und Johann Joachim Winckelmann wird der Begriff der Wollust indessen früher gebraucht. Insofern normalisiert LaMettrie die ambige Wollust in einem medizinischen Diskurs nachträglich.

30 Friedrich II.: *La Jouissance* (wie Anm. 24).

Sinnig reimt sich bei Friedrich II. wie zuvor bei Voltaire *désirs* auf *plaisirs*, was sich im Deutschen nur unzureichend mit Verlangen oder Begehrten auf Genüsse oder Wonnen übersetzen lässt. In der Interlinearübersetzung des Gedichts bleibt zweideutig, ob Algarottis Körper wie von Praxiteles geformt ist oder jener der Chloris. Begehrt Friedrich II. Algarotti? Oder schaut er phantasmierend zu?

Der Genuss

Aus Königsberg an Herrn Algarotti, Schwan von Padua
 Diese Nacht, getragen von seinem kräftigen Verlangen,
 Schwamm Algarotti im Meer der Genüsse.
 Ein Körper, vollendet als von Praxiteles geformt,
 Steigerte die neue Leidenschaft seiner Sinne.
 Alles, was die Augen anspricht und das Herz bewegt,
 Fand sich im Objekt der Begierde, das ihn erglühen ließ.
 Außer sich vor Liebe, zitternd vor Ungeduld,
 Stürzt er sich sogleich in die Arme von Chloris.
 Die Liebe, die sie vereinte, erhitzte ihre Küsse
 Und ließ sie sich noch enger umschlingen.
 Göttliche Wollust! Herrin der Welt!³¹

Praxiteles als Künstlervorbild

Dass die Herrschaftspraxis bei Friedrich II. zumindest in den ersten Jahren mit der Wollust und geschlechtlichen Praktiken wie bei Praxiteles verknüpft war, wurde im 19. und 20. Jahrhundert aus den geschichtswissenschaftlichen Biografien getilgt, marginalisiert. Nur in schwulen Kreisen wurde dieses Wissen hinter vorgehaltener Hand als Geheimniswissen kolportiert. Erst mit der Ausstellung »Friederisiko«, die 2012 im Neuen Palais in Potsdam zu sehen war, erreichte es eine breitere Öffentlichkeit. Die Gedichte und Briefe sprechen sehr deutlich von körperlichen Aktionen, die über einen »reinen« Freundschaftskult weit hinaus reichen.

Die Wollüste, die Winckelmann in Potsdam genossen hat, beziehen sich nicht nur auf den Freund und Geliebten Lambrecht, vielmehr habe er »Athen und Sparta in Potsdam gesehen«, schreibt er 1748. Acht Jahre später kehren die Spartaner wieder in den »Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke«. Die »jungen Spartaner« verkörpern nun

³¹ Ebd.

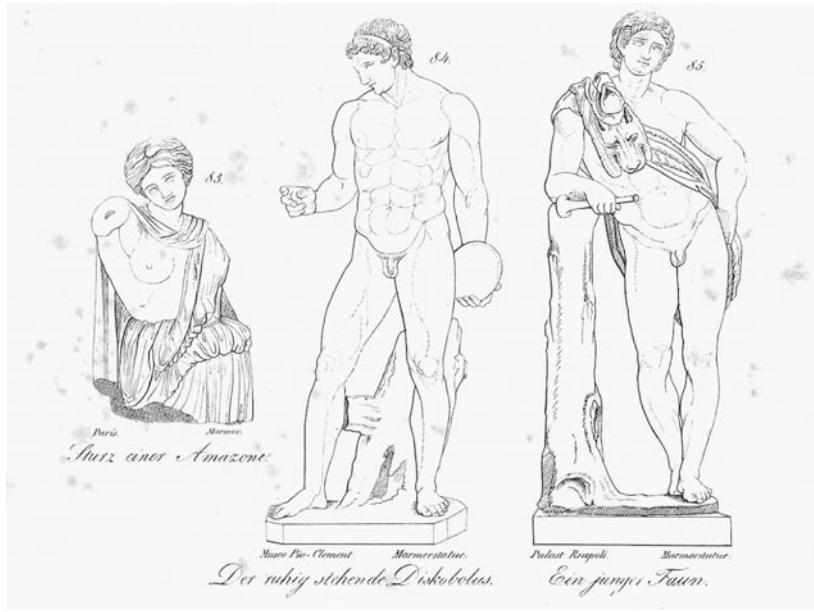


Abb. 2: Johann Joachim Winckelmann: Sämtliche Werke.
Abbildungen zu Johann Winckelmanns sämtliche Werke.
Hg. von Joseph Eiselein. Donaueschingen 1835, Abb. 83 bis 85.

ein im 18. Jahrhundert neuartiges Bild des Mannes, das mit dem Wissen der »Ephoren« als Aufsichtsbeamte im antiken Stadtstaat Sparta streng überprüft wird: »Die jungen Spartaner musten sich alle zehn Tage vor den Ephoren nackend zeigen, die denjenigen, welche anfiengen fett zu werden, eine strengere Diät auflegten.«³² Der Blick der Ephoren diszipliniert und formt den nackten Körper der »jungen Spartaner« nach ihrem Wissen und macht ihn begehrenswert, weil die »Diät« als Strafe angedroht wird.

Ich gehe mit meiner Lektüre ein wenig stärker ins Detail, als George L. Mosse es in »The Image of Man. The Creation of Modern Masculinity« 1996 getan hat, weil ich die begrifflichen Verschiebungen wie Ersetzungen deutlich machen möchte. Selbst in den »Gedanken« ist es Winckelmann, der die Wollust, die nunmehr nur noch diskret durchschimmert, mit der antiken, ästhetischen Produktion verknüpft. Dafür wird der Mythos des antiken Bildhauers Praxiteles und seiner bildhauerischen Praxis zitiert.

³² Winckelmann: Gedanken (wie Anm. 18), S. 5.

Wie sich mit »La Jouissance« lesen lässt, wird Praxiteles 16 Jahre zuvor als Referenz für die Schönheit Algarottis von Friedrich II. aufgerufen. Winckelmann hat ein wenig genauer nachgelesen und wies darauf hin, dass »von einigen Künstlern berichtet wird, daß sie wie Praxiteles verfahren, welcher seine Enidische Venus nach seiner Beyschläferin Cratina gebildet« habe. Nach Winckelmann gab »die sinnliche Schönheit [...] dem Künstler die schöne Natur«,³³ die den sexuellen Verkehr mit dem Modell praktisch voraussetzte. Der Praxiteles-Mythos wird in heterologischer Weise auf das moderne Schönheitsideal der Antike übertragen. Das heißt zweierlei: erstens besonders schöne Kunstwerke setzen den Genuss der Wollust voraus, zweitens gilt dies für die künstlerische Darstellung von Frauen- wie Männerkörpern. Obwohl der Name Praxiteles seit der Renaissance um 1500 wieder in der Kunstbeschreibung und in Künstlerbiografien kursiert, wird er erst von Friedrich II. und Winckelmann konkret mit der Wollust verknüpft. Der Männerkörper in Bildhauerei und Malerei trägt nun immer schon die Spur der Wollüste. Der Körper wird als zerstückerter Torso ohne Kopf, Arme und Beine zur Spur der genossenen Wollust. Sie wird in der Plastik und der Malerei ständig sichtbar, um übersehen zu werden! Diese Konstruktion von Schönheit durch Genuss und eben nicht nur die Formel von »edler Einfalt und stiller Größe« zeichnet das Bild der Winckelmann'schen Körper – insbesondere Männerkörper – aus. Die Wollust muss aber zugunsten der Akademisierung der Kunstgeschichte aus dem Bild gedrängt werden, weil sie sonst verführen könnte.

Die Vergangenheit der Kunst und der Torso

Peter Geimer hat 2002 mit »Die Vergangenheit der Kunst. Strategien der Nachträglichkeit im 18. Jahrhundert« an Winckelmann und dessen »Geschichte der Kunst des Altertums« angeknüpft, um im Unterschied zu Hegels Formulierung von der »Vergangenheit der Kunst« als »Gründungsakt einer neuen Disziplin«, der Kunstgeschichte, aufzuzeigen, dass die »Rune« bzw. der Torso bei Winckelmann allererst zur Bedingung der »Einbildungskraft« wurde: »Erst was vergangen, deformiert oder verwüstet war, ließ sich im Namen der Einbildungskraft überschreiben.«³⁴ Die Leerstelle wird durch die »Einbildungskraft« zum Zeichen.

33 Winckelmann: Gedanken (wie Anm. 18), S. 11.

34 Peter Geimer: Die Vergangenheit der Kunst Strategien der Nachträglichkeit. Weimar 2002, S. 7f.



Abb. 3: cc Torso von Belvedere mit Signatur des Apollonios, 1. Jahrhundert vor Christus, in den Vatikanischen Museen (Emilio Villegas, 2014, Ausschnitt, bearbeitet vom Verfasser)

Besonders eindringlich hat Winckelmann das Verhältnis der »verstüm-melte[n] Statue« zum männlichen Körperbild bereits 1759 mit der »Beschreibung des Torso im Belvedere zu Rom« in Band 5 der »Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste« formuliert. Am Torso entfaltet sich eine ideale Schönheit, die zugleich im Sprachduktus in eine sinnliche Ekstase entweicht. Beschrieben wird die »Ruine« des Herkules als Ideal der Männlichkeit, das wiederum intim verbrüdernd und wissenschaftlich als Brief – »Ich führe dich itzo zu dem so viel gerühmten, und niemals genug gepriesenen Trunk eines Herkules«³⁵ – adressiert wird, um zugleich ein sinnliches Genießen als Verzicht zu formulieren. Der Begriff *Trunk* wird von Winckelmann dem englischen *trunk* als Synonym für Torso oder Rumpf entlehnt, im deutschen Sprachgebrauch drängt er sich zugleich als

35 Johann Joachim Winckelmann: Beschreibung des Torso im Belvedere zu Rom. In: Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. 5. Bd. Zweyte Auflage. Hg. von Christina Felix Weisse. Leipzig 1762, S. 34.

zeitgenössisch-poetische Form von Trank auf. Die »verstümmelte Statue eines sitzenden Herkules« wird mit dem Wissen angereichert, dass »der Meister« der Statue Apollonius ist, »des Nestors Sohn, von Athen«. Winckelmanns »Beschreibung geht nur auf das Ideal der Statue, sonderlich da sie idealisch ist«.³⁶ Damit gerät der ideale Männer- und Heroenkörper bei Winckelmann zu einem Körper, der ergänzt werden muss.

Winckelmanns »Beschreibung« dessen, was er sieht und sich einbildet, ist trickreich für die Mit-Leser des Briefes in der »Bibliothek« aufbereitet. »Wie werde ich dir denselben beschreiben, da er der zierlichsten und der bedeutendsten Theile der Natur beraubet ist!«³⁷ Was syntaktisch als Frage formuliert ist, wird mit einem Ausrufezeichen statt eines Fragezeichens in seiner Doppeldeutigkeit markiert. Der Kopf, die Arme und die Beine müssten nicht derart in Szene gesetzt werden. Indem er die »Muskeln« sieht und vor allem das »Theil [...]«, das als »zierlichste[s]« und »bedeutendste[s]« des Mannes ersetzt wird, nicht namentlich zur Sprache bringt, wird das verschwiegene zum Hauptteil. Was zwischen den Schenkeln fehlt, wird mit dem zeichenhaften »Theil« als Phallus deutlicher als das fehlende »Haupt« ersetzt. – Ich werde auf den Phallus zurückkommen. – Es kommt zu einer »plötzliche[n] Ergänzung« durch Einbildungskraft: »Mich deucht, es bilde mir der Rücken, welcher durch hohe Betrachtungen gekrümmt scheint, ein Haupt, das mit einer frohen Erinnerung seiner erstaunenden Taten beschäftigt ist, und indem sich so ein Haupt voll von Majestät und Weisheit vor meinen Augen erhebt, so fangen sich an in meinen Gedanken die übrigen mangelhaften Glieder zu bilden: es sammelt sich ein Ausfluß aus dem Gegenwärtigen und wirkt gleichsam eine plötzliche Ergänzung.«³⁸

In einer doppeldeutigen Lexik beschreibt Winckelmann mehr als die »verstümmelte Statue«. Bedenkenswert ist, dass in der ganzen Verortung des Torsos im Idealischen und Herkules-Mythos »in meinen Gedanken« bei den »übrigen Glieder[n]« »sich ein Ausfluß aus dem Gegenwärtigen« sammelt und »eine plötzliche Ergänzung« wirkt. Winckelmann beherrscht in seinen »Beschreibungen« der Schönheit und Männlichkeit eine gewisse Elastizität der Sprache, die Wollüstiges oder Sexuelles wie mit dem »Ausfluß« immer dann mitschreibt, wenn es gerade besonders »idealisch« und wissenschaftlich in den »schönen Wissenschaften und freyen Künsten« werden soll. Sein Kunstdiskurs der Antike wird auf diese Weise zu einer ambivalenten Machtfrage über den geschlechtlichen Körper, wie sie

³⁶ Ebd., S.33.

³⁷ Ebd., S.35.

³⁸ Ebd., S.38f.

sich in dem Blick der Ephoren und imaginären Aufseher auf die Epheben äußert, denen eine strenge Diät auferlegt wird.

Freundschaft ersetzt Wollust

Mit Goethes »Entwurf einer Geschichte der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts« unter dem Titel »Winckelmann und sein Jahrhundert« wird 1805 die Wollust im Modus der Geschichtsschreibung transformiert in »Freundschaft«. Von Wollust ist keine Rede mehr. Goethe als Herausgeber der Briefe an Berendis und Geschichtsschreiber ersetzt die Wollust durch die Freundschaft, weil er ein anderes als das stark durch die Lektüre der »Gedanken« und der »Geschichte der Kunst des Altertums« beeinflusste Modell vom Individuum als Selbst formuliert. Er schreibt nun von Winckelmann in einer vertrackten Selbst-Beobachtung beim Briefeschreiben. Das Selbst wird beim Verfertigen seiner Gedanken beobachtet, wie es sich im »Selbstgespräch [...] einen abwesenden Freund als gegenwärtig« vorstellt. Die »Briefe« werden bei Goethe »eine Art von Selbstgespräch«. »Denn oft wird ein Freund, an den man schreibt, mehr der Anlaß als der Gegenstand dieses Briefes. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseyns, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Die Winckelmannischen Briefe haben durchaus diesen wünschenswerten Charakter«, schreibt Goethe, weil »er vor dem Briefblatt seine ganze natürliche Freyheit [fühlte] und sich öfter ohne Bedenken darstellte, wie er sich fühlte«.³⁹

Während Winckelmann in den »Gedanken« die Briefe so konzipiert hatte, dass »dem Schreibenden« immer mehr als »der Augenblick vorschwebte«, um damit die Einbildungskraft anzusprechen, schreibt Goethe nun diesen Zug der Briefe um. Im Namen einer »ganz natürlichen Freyheit« werden sie jetzt Selbstdarstellungen »ohne Bedenken« und ein Zeugnis dessen, »wie er sich fühlte«. Goethe erzählt die Geschichte von Winckelmanns Jahrhundert zunächst als eine Leidens- und Entbehrungsgeschichte.⁴⁰ Das Leben Winkelmanns wird weniger mit Zitaten und Exzerpten aufgeladen als vielmehr thematisch entfaltet. Goethe ist von Robert Tobin und anderen für seinen Hinweis »auf das Zusammenspiel von

39 Goethe: Winckelmann (wie Anm. 22), S. XII.

40 Ebd., S. 391.

Leben und Arbeit«⁴¹ wie die offene Formulierung der Homosexualität gelobt worden. Das greift zu kurz. Erstens sind die »Aufsätze«, aus denen Goethes »Winckelmann und sein Jahrhundert« besteht, »von drey Freunden verfaßt«.⁴² Damit distanziert sich Goethe insbesondere von Winckelmanns Begriff der Wollust. Zweitens kehrt auch in den »Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns« der Begriff »Freundschaft« als entscheidender zurück. Sie ist nun das Maß für die »leidenschaftliche Erfüllung liebenvoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung eines für den andern, die ausgesprochene Bestimmung für das Leben, die nothwendige Begleitung in den Tod«. Als Freundschaft »setzen uns bey Verbindung zweyer Jünglinge in Erstaunen, ja man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtsschreiber, Philosophen, Redner, mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhaltes und Gehaltes überhäufen«.⁴³

An anderer Stelle hat Robert Tobin darauf aufmerksam gemacht, dass sich der Begriff »sexuality« erst um 1800 mit der Übersetzung von Carl von Linnés Schriften aus dem Lateinischen ins Englische als einer der Kategorisierung verbreitet und Goethe noch 1820 »das Dogma der Sexualität« ablehnt.⁴⁴ Goethe kann mit der Kategorie der Sexualität um 1805 so gut wie nichts anfangen. Oder hält Goethe im Bildungsroman »Wilhelm Meisters Lehrjahre« (1795/96) mit der geschlechtlich vagen oder androgynen Figur der Mignon die Frage von Geschlechtung und Sexualität strategisch als Unwissen und Unbildung offen, um »the connection between *Bildung* and sexuality« explizit herzustellen, wie Tobin vorschlägt?⁴⁵ Der »Genuß« bleibt in Goethes »Schilderung« vorhanden – die Wollust nicht: »Angewiesen auf Thätigkeit, Genuß und Entbehruung, Freude und Leid, Besitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung.«⁴⁶ Goethe nimmt als skizzenhafter Winckelmann-Biograf eine Verschiebung vor. Er verwandelt die wollüstige Geschichte des antiken Mannes und Künstlers in eine Emanzipationsgeschichte des Selbst, das sich den Kirchen und ihren Gesetzen nicht »subordinir[t]«. Die Praxis der Wollust unter Männern in Potsdam etc. wird von Goethe unter Exklusion von Frauen in eine elastischere Freundschaft umformuliert.

41 Tobin: Winckelmanns Briefe (wie Anm. 17), S. 22.

42 Goethe: Winckelmann (wie Anm. 22), S. 389.

43 Ebd., S. 399.

44 Robert Tobin: Bildung and Sexuality in the Age of Goethe. In: Ellen Lee McCallum/ Mikko Tuhkanen (Hg.): The Cambridge History of Gay and Lesbian Literature. Cambridge 2014, S. 254-271, hier S. 257.

45 Ebd., S. 260.

46 Ebd., S. 296.

Was mit der Leseanweisung »ganze natürliche Freyheit« Winckelmanns Briefen von Goethe vorausgeschickt wird, ist wie die Wollust in Potsdam Diskurs, Sprachregelung, das, was sich schreiben und sagen lässt, weil es andere schon gesagt haben. Das transformiert Goethe nun neutralisierend in »Freundschaft«. Den Begriff *Ehre* dagegen benutzt Goethe auf ebenso vielfältige wie unspezifische Weise,⁴⁷ während die Freundschaft vor allem als ein »wechselseitiges Verhältnis ... od ... als Beziehung einer Person[engruppe] zu einer anderen« gebraucht wird, die bisweilen homoerotische bis homosexuelle Züge annehmen kann.⁴⁸ Die Freundschaft wird eher juridisch durch »Pflichten« und Rechte geregelt. »Zu einer Freundschaft dieser Art fühlte W. sich geboren, derselben nicht allein sich fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig; er empfand sein eigenes Selbst nur unter der dem Bilde durch einen dritten zu vollendenden Ganzem ...«. Das Ich und das »eigene Selbst« bedürfen nach Goethe eines Dritten, der sie durchaus narzisstisch als »vollende[tes] Ganze[s]« bestätigt. In der Kunst der Freundschaft »bildet W. alles Würdige, was ihm naht, nach dieser Urform zu seinem Freund um«.⁴⁹

An Goethes Transformation eines Geliebten wie Lambrecht zum »Freund« und der Wollust zur »Freundschaft« wurde fortan differenziert angeknüpft. Literaturhistorisch wird sehr viel später, 1936, Wolf-dietrich Rasch in »Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts«⁵⁰ symptomatisch Friedrich Gottlob Klopstock gegen Winckelmann in Stellung bringen und von der »Freundschaftsdichtung« ausschließen, so als müsse der ambige Begriff *Freundschaft* von allen homoerotischen Resonanzen gesäubert werden.⁵¹ Rasch nimmt im Raum der Geschichtswissenschaft eine Entkopplung von Literatur und »Eros« vor. Er muss das Wissen von »der Antike« als Bildung eingrenzen und kontrollieren.⁵² Die »bildungsmäßige Aneignung der antiken Freundschaftsideen« wird dabei für das »deutsche Schrifttum des 18. Jahrhunderts«⁵³ nachträglich in Anschlag gebracht. Auf diese

⁴⁷ Siehe »Ehre« in: GWb = Goethe-Wörterbuch. Hg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften [bis Bd. 1, 6. Lfg.: Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin; bis Bd. 3, 4. Lfg.: Akademie der Wissenschaften der DDR], der Akademie der Wissenschaften in Göttingen und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Stuttgart 1978.

⁴⁸ Siehe »Freundschaft« in: GWb (wie Anm. 47).

⁴⁹ Goethe: Winckelmann (wie Anm. 22), S. 398 f.

⁵⁰ Wolf-dietrich Rasch: Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts. Vom Ausgang des Barock bis zu Klopstock. Halle/Saale 1936.

⁵¹ Ebd., S. 2.

⁵² Ebd., S. 262.

⁵³ Ebd., S. 2.



Abb. 4: Schlussvignette der Widmung an Friedrich Christian von Sachsen, Königlicher Prinz von Pohlen und Litthauen u[nd] u[nd]. In: Johann Joachim Winckelmann: Geschichte der Kunst des Alterthums. Dresden 1764, S. 8

Weise konnte »Freundschaft« im Nationalsozialismus zur politischen Kategorie werden, wie George L. Mosse gezeigt hat.

Die Einordnung der Briefe Winckelmanns an Berendis blieben für die Winckelmann-Forschung jedoch schwierig, obwohl Joseph Eiselein bereits ab 1825 entscheidende Schritte zur Normalisierung unternommen hat, mit der Herausgabe der sämtlichen Werke Winckelmanns und einem »Porträt« sowie einer »ausführlichen Biographie«.⁵⁴ Eiselein veröffentlichte dafür eine Buchliste von »reine[n] und einzige[n] Quellen, aus denen Winckelmanns Biographie geschöpft werden muß«.⁵⁵ Damit stellt Eiselein eine Gesetzmäßigkeit der Winckelmann-Wissenschaft auf. Goethes Jahrhundert-Buch wird als »Quelle« nicht aufgeführt. Dafür werden nun etliche »Quellen« von Jugendfreunden etc. über den schulischen Fleiß und die Einflüsse zitiert und exzerpiert, so als müssten Lücken der Bil-

54 Johann Winckelmanns sämtliche Werke: dabei Porträt, Facsimile und ausführliche Biographie des Autors; unter dem Texte die früheren und viele neue Citate und Noten; die allerwärts gesammelten [...], Bd. 1. Hg. von Joseph Eiselein. Donaueschingen 1825.

55 Ebd., S. III f.

dung geschlossen werden. Die »Wollust« fehlt, die »Freundschaft« auch. Es wird nun eine schematische Bildungsgeschichte und Gelehrtenkarriere als Genese der Wissensmacht erzählt. Im abgelegenen Band X bleibt allerdings der Wollust-Brief erhalten. Joseph Eiselein konstruiert nun die gesonderte Abteilung »Freundschaftliche Briefe«, um die Freundschaft von der Wissenschaft abzukoppeln. Doch es hat sich hier nicht nur Winckelmanns Brief an Berendis, sondern ebenso ein vorausgehender an Lamprecht erhalten. Dort wird das vieldeutige Freundschaftsbild der Antike angeboten. Die »Sorge« um den Freund wird von Winckelmann mit dem Begehrten und der Wollust verknüpft.⁵⁶ Im Brief vom 14. Juni 1748 wird Winckelmann in gebildetem Französisch deutlicher: »Glücklich, wer genießen kann! Ich beanspruche jetzt mein altes Recht, die freie Wahl eines gutaussehenden jungen Mannes zuzulassen, der für Ihre Gedanken, Ihre Verspieltheit geeignet ist.«⁵⁷ Der Brief an Berendis zeigt jedoch, dass sich beim Besuch in Potsdam keine nachhaltige Freundschaft entwickelte. Vielmehr kam es zum Genuss von »Wollüsten«, denen der Wunsch entsprang, ohne Lamprecht nach Rom zu gehen.

Evakuierung der Sexualität durch die Wissenschaft und Nationalisierung

Der Prozess der Verwissenschaftlichung der Biografie hat bei Eiselein zur Folge, dass auf die Sexualität nicht einmal mehr thematisch angespielt wird. Die Bildung steht im Vordergrund. Die Praxis und das Wissen davon, wie Wissenschaft gemacht wird, führt bei Eiselein zu einer radikalen »Desexualisierung«. Das geschieht nicht etwa zufällig oder aus moralischen Bedenken. Eiselein als Wissenschaftler schafft vielmehr Kategorien wie die der »Freundschaftliche[n] Briefe«, um in der mehrdeutigen Schreibweise Ordnung zu schaffen. Deshalb werden Goethes »Schilderung« und Kunstgeschichte als vermeintlich unreine Quelle ausgeschlossen. Das Phantasma der Reinheit von Wissenschaft führt zu einer Säuberung des Antiken-Diskurses. Der Wunsch nach einem reinen, wissenschaftlichen Diskurs zu Johann Joachim Winckelmann und seinem Konzept der Antike, zu Kunst und Männlichkeit trägt Züge der Fälschung. Das 2018 unter dem Eindruck der Debatte über Fake News und über den Umbau der Humanities in amerikanischen Ministerien und an Universitäten so zu for-

⁵⁶ Johann Joachim Winckelmann: Freundschaftliche Briefe. In: Winckelmanns sämtliche Werke (wie Anm. 54), Bd. 10, S. 14.

⁵⁷ Ebd., S. 17.

mulieren, ist heikel, aber wichtig. Denn das Reinheitsphantasma der Wissenschaft aus dem 19. Jahrhundert kehrt mit der von rechts geforderten Re-Nationalialisierung und Desexualisierung in den Wissenschaftsdiskurs zurück.⁵⁸ Nach Slavoj Žižek geht es dabei um den Phallus. Denn »der Phallus ist das ›Organ der Desexualisierung‹ genau in seiner Besonderheit eines Signifikanten ohne Signifikat: Er bewirkt die Evakuierung der sexuellen Bedeutung; d.h. die Reduzierung der Sexualität als eines bezeichneten Inhalts auf einen leeren Signifikanten.« Nach Žižek benennt der »Phallus [...] folgendes Paradox: Die Sexualität kann nur universell werden, indem sie sich desexualisiert, indem sie sich einer Art von Transsubstantialisierung und Verwandlung in eine Supplement-Konnotation des neutralen, asexuellen buchstäblichen Sinnes unterzieht.«⁵⁹

In diesem Sinn betreibt Joseph Eiselein die Verwissenschaftlichung und Normalisierung der Winckelmann'schen Altertumswissenschaft. Goethes »Winckelmann« wird als unwissenschaftlich evakuiert. Die »ausführliche Biographie« muss in einer schematischen Bildungsgeschichte, d.h., als Bildungsroman erzählt werden, um sein Werk zu »desexualisieren«, damit das Geschlecht und die Geschlechtlichkeit im »neutralen, asexuellen, buchstäblichen Sinn« der Wissenschaft aufgehen. An die Stelle der Sexualität und der vieldeutigen Freundschaft tritt die Wissenschaft. Wenn man danach fragt, wie es passieren konnte, dass der wollüstige Briefschreiber und begnadete Netzwerker in ganz Europa normalisiert und Goethes Schrift zu einem vermeintlich verräterischen Geheimtipp unter Schwulen werden konnte, wird die Wirkmächtigkeit von Eiseleins Porträt deutlich. Die Macht der Wissenschaft generiert sich aus dem institutionell übertragenen Wissen von Schule und Studium bei Eiselein, um die Wollust und Freundschaft als störend auszuschließen.

Die umfangreiche und prachtvolle Edition von Joseph Eiseleins »Johann Winckelmanns sämtliche Werke«, die bis 1835 auf 12 Bände anwuchs, nimmt mit dem zwölften Band eine weitere Verschiebung des Wissens und der Sichtbarkeit von Antike und Typologie vor. Erstmals erscheinen nun die »Abbildungen zu Johann Winckelmanns Sämtlichen Werken« mit lithografischen Bildtafeln (vgl. Abb. 2). Die Lithografie war erst 1798 von Alois Senefelder erfunden worden und verbreitete sich schnell als Stein-druckverfahren. Herrschte in den »Gedanken« 1756 noch die Allegorie als

58 Vgl. Eileen Cunniffe: Once Again, Trump Threatens Dramatic Cuts to Arts, Humanities, and Public Media. In: Nonprofit Quarterly vom 19.2.2018 [letzter Zugriff am 4.8.2018].

59 Slavoj Žižek: Sinn, Unsinn und der Phallus. In: Karin Dahlke/Ulrich A. Müller/Mari-anne Schuller (Hg.): Heilloses Lachen – Fragmente zum Witz (FRAG-MENTE Schrif-reihe für Kultur-, Medien- und Psychoanalyse, Nr. 46). Kassel 1994. S. 133-145, hier S. 141.

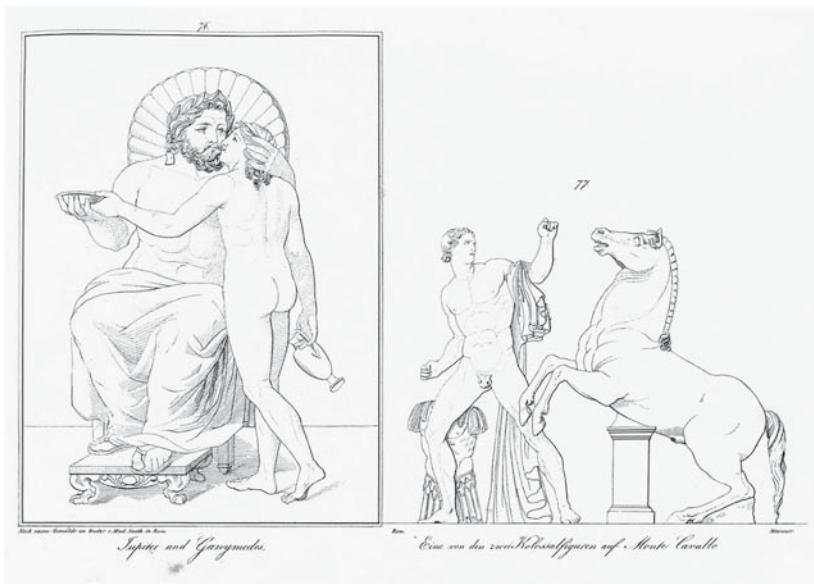


Abb. 5: Johann Joachim Winckelmann: Sämtliche Werke.
 Abbildungen zu Johann Winckelmanns sämtliche Werke.
 Hg. von Joseph Eiselein. Donaueschingen 1835, Abb. 76 und 77

Bildmodus vor (vgl. Abb. 1), so bleibt die Abbildung als Kupferstich noch in der »Geschichte« 1764 fast grob und auf Titel oder Textenden begrenzt (vgl. Abb. 4). Winckelmanns Werke sind ursprünglich textbasiert, was die Einbildungskraft anregte. Gliedernde Bildtafeln sind Winckelmann drucktechnisch unbekannt. Die Abbildungen sind nicht betitelt. Ihre Herkunft bleibt umso offener, als Winckelmann »[d]iese Geschichte der Kunst« seinem »Freund« »Herrn Anton Raphael Mengs« im Juli 1763 in Rom widmet.⁶⁰ Anton Raphael Mengs war nicht zuletzt verantwortlich für das angebliche Fresko »Jupiter und Ganymed« 1758/59, das sich als Tafel 76 »Nach einem Gemälde im Besitze e. Mad. Smith in Rom« noch 1835 in den »Sämtlichen Werken« findet.

Die Wissenschaft vom Altertum Winckelmanns als Geschichtswissenschaft weist, wie sich schon mit Goethe und Eiselein ankündigte, eine gewisse Elastizität auf. Denn 1866 knüpft Carl Justi mit »Winckelmann und seine Zeitgenossen« in einer Weise an Goethe an, welche die positive

⁶⁰ Johann Joachim Winckelmann: Geschichte der Kunst des Alterthums. Dresden 1764, S. XXVI.

Reinheit Eiseleins nicht nur als Wissenschaftsparadigma zurücknimmt. Walter Rehm hat deswegen noch 1954 bei der Herausgabe von Carl Justis »Standardwerk« in der fünften Auflage darauf hingewiesen, dass dieser »seine Zitate aus Winckelmanns Werken fast nie belegt« habe. Mit »Rücksicht auf die Anlage des Ganzen und die oft sehr frei kontaminierende Zitierungsweise Justis« habe man »nur selten nachgeholfen«.⁶¹ Damit lässt sich sagen, dass Justi in der Schreibweise seiner Biografie wissenschaftliche Standards des Zitierens zurückgenommen hat.⁶² Was tritt aber bei Justi an die Stelle der Reinheit, wie sie von Eiselein postuliert worden war?⁶³

Carl Justi ersetzt gleich zu Beginn die Freundschaft durch die Nationalität der »Deutschen«. Die Desexualisierung Winckelmanns und seiner Briefe wird hier also als Nationalisierung vorgenommen. Das Wissen von der Kunst, den Körpern und der Nation – und das ist mit Blick auf Rudolf L. Mosses Studien zum Verhältnis von Sexualität und Nation keine Nebensache – funktioniert bei Carl Justi als wiederum verschobenes Phantasma der Reinheit, das das »Gemeine«, die sexuelle Praxis nicht einfach nur zur Nebensache erklärt, sondern durch einen Nationalismus des »deutsche[n] Genius« ersetzt: »WINCKELMANNS Gestalt erscheint dem Deutschen im Schein jenes ersten Morgenlichts, als nach tiefer Verfinsternung und langer zweifelhafter Dämmerung, die nur wenige Sterne erhellt oder noch trüber erscheinen ließen, der deutsche Genius, in Begegnung mit dem hellenischen und dem biblischen, endlich sich selbst wiederzufinden begann.«⁶⁴

Der Verweis auf den »deutschen Genius« als Vorhandenes ist bei Carl Justi ebenso ein Zitat wie der Titel »Winckelmann und seine Zeitgenossen«, der deutlich an Goethes »Winckelmann und sein Jahrhundert« anknüpft. Mit dem »deutschen Genius« bezieht sich Justi auf Goethes Be trachtung des Straßburger Münsters und paraphrasiert die Formulierung der gotischen Kathedrale als deutschen Stil des Baumeisters Erwin von Steinbach.⁶⁵ Der Geburtstext des »deutschen Genius« wird 1773 von

61 Walter Rehm: Vorwort zur fünften Auflage. In: Carl Justi: Winckelmann und seine Zeitgenossen, Bd. 1. Köln 1954, S. XVII.

62 Vgl. dazu die Rückkehr Carl Justis als »die bis heute Maßstäbe setzende, in ihrem Zugriff auf die Quellen und auf die kultur- und geistesgeschichtlichen Horizonte von Winckelmanns Werk nicht wieder erreichte Arbeit« bei Christina Dongowski: Dieses war das Leben und die Wunder Johann Winckelmanns. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 13.12.2017, S. N. 3.

63 Wilhelm Waetzold: Carl Justi. In: Justi: Winckelmann (wie Anm. 61), S. XXIII f.

64 Justi: Winckelmann (wie Anm. 61), S. 3.

65 Vgl. Torsten Flüh: Flugblatt – Zeitung – Blog. Materialität und Medialität der Literatur. Wien 2017, S. 40-43.

Johann Gottfried Herder in Hamburg anonym als »Einige fliegende Blätter« unter dem Titel »Von Deutscher Baukunst« veröffentlicht, um rasch in Kunst und Architektur, National- und Geistesgeschichte Karriere zu machen.⁶⁶ Während bei Winckelmann der Begriff der Nation zwischen Preußen, Sachsen und Deutschland schwankt, wird er von Justi ungefähr 100 Jahre später zum »deutsche[n] Genius« gemacht. Die bildende Kunst wird bei Justi durch Winckelmann zur »Nationalbildung« und die »deutsche Literatur zur Weltliteratur«, die die Standards von Literatur setzt.⁶⁷

Es gibt mehrere Gründe dafür, warum gerade Justis Winckelmann im 20. Jahrhundert so einflussreich wurde. Erstens ließ sich nach dem Untergang Deutschlands im Nationalsozialismus und im Zweiten Weltkrieg fast bruchlos an eine Reformulierung des Deutschen anknüpfen. Zweitens verschwinden durch die »Nationalbildung« »Wollüste« und Männerkörper als Begehrungsobjekte. Gleichzeitig – und damit sind wir bei George L. Mosse – vollzog sich im Nationalsozialismus mit den übergroßen Arno Breker-Männerköpern, ob an der Schwimmhalle der »Leibstandarte SS Adolf Hitler« in der Finckensteinallee in Berlin-Lichterfelde, ob auf dem Areal des Olympiastadions oder ob anderswo eine zweischneidige Desexualisierung. Einerseits sollten die Körper als Imagination des eigenen Körpers wie des gesunden Volkskörpers begehrt werden, um sich ihnen durch Diäten im weiteren Sinne anzugleichen und zu unterwerfen. Andererseits sollte das Gebot der Herausbildung und Reproduktion des Volkskörpers im Rahmen einer Suprematie von Rasse, Nation und Klasse desexualisiert werden. Das Wissen von der Sexualität als Geschlecht und Geschlechtlichkeit wird universell, indem es durch Vergrößerung und Typologisierung asexuell wird. An der Schwimmhalle Finckensteinallee werden die Körperbilder ohne Fettansatz heteronormativ paarweise an den Zugängen positioniert. Im Olympiastadion erscheinen sie einzeln oder als Freundespaar, sodass mit Peter Coviello von einem »Homobonding« der Nation gesprochen werden kann.⁶⁸ Die »nationale Zugehörigkeit [wird] durch den Affekt gelenkt«, und »der traumatisierte Affekt [wirkt] immer mehr als Grundton für sich dazugehörig fühlende Kohärenzphantasien«. Deshalb »dürfte« nach Coviello »Sex – das verlässlichste Trauma – ein unentbehrliches Element in den Grammatiken des Nationalismus bleiben«.⁶⁹

66 Johann Gottfried Herder: Von deutscher Art und Kunst. Hamburg 1773.

67 Justi: Winckelmann (wie Anm. 61), S. 3.

68 Peter Coviello: Homobonding and the Nation. In: McCallum/Tuhkanen (wie Anm. 44), S. 241–253.

69 Ebd., S. 252.

George L. Mosse und Johann Joachim Winckelmann

Bereits 1985 hat George L. Mosse »Nationalism and Sexuality« veröffentlicht. Robert G. L. Waite fasste die zentrale These des Buches für die American Historical Association so zusammen: Die »bürgerliche Ehrbarkeit und der Nationalismus [prägten] die Einstellung zum Geschlecht, und diese sexuellen Haltungen trugen wiederum kraftvoll zum militanten Nationalismus und zum Aufstieg des Faschismus bei«.⁷⁰ Mosse erweiterte seine Methodologie bis zu »The Image of Man« 1996 und seiner mitgeschnittenen Rede auf dem Symposium der »Berliner Initiative HomoMonument« in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand im Dezember 1996, die im Sammelband »Der homosexuellen NS-Opfer gedenken« 1999 veröffentlicht wurde. Er setzte sich aktiv für das Denkmal für die im Nationalsozialismus verfolgten und in Konzentrationslagern durch Mangelernährung und Arbeitszwang systematisch ermordeten Homosexuellen ein.

Dieses Engagement spiegelte sich auch in Mosses Auseinandersetzung mit Winckelmann. So heißt es in dem von der Heinrich-Böll-Stiftung herausgegebenen Band bezüglich Winckelmann, dass er »[a]lle diese Qualitäten und Tugenden«, die »den Körper und das männliche Gesicht« zeichneten, formuliert habe. »Man kann auf den ersten Blick den Tugendhaften von dem Ungesitteten unterscheiden. Denn nicht erst für die Nazis, sondern schon lange vorher war der nackte männliche Körper Symbol des gesellschaftlichen Ideals. Ein männliches Schönheitsideal wurde als Verkörperung männlicher Tugenden angesehen. Der Körper musste dem Vorbild der griechischen Antike entsprechen, so formulierte es Johann Joachim Winckelmann.«⁷¹

Hier problematisierte Mosse die Evakuierung der Sexualität aus dem Winckelmann'schen Körperbild der Männlichkeit, die der NS-Ideologie den Weg ebnete, indem er ein klassenspezifisch bürgerliches Wissen mobilisierte, das anerkannt war und insbesondere in humanistischen Gymnasien populär verbreitet wurde. Die Bildung führt zur Körperbildung und Typologie. Denn »[w]as bürgerliche Anerkennung fand, wurde weitgehend von Winckelmann – einem Homosexuellen – bestimmt, was dadurch ermöglicht wurde, dass er zu einer Zeit schrieb, als bürgerliche Normen noch im Entstehen begriffen waren. Seine Beschreibung der griechischen Jünglinge in seiner ›Geschichte der Kunst des Altertums‹ (1764) traf ge-

⁷⁰ Robert G. L. Waite: George L. Mosse. Nationalism and Sexuality. In: American Historical Review 90 (1985), H. 4, S. 924.

⁷¹ George L. Mosse: Die Politik gegen Lesben und Schwule im Kontext nationalsozialistischer Machtausübung. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Der homosexuellen NS-Opfer gedenken. Berlin 1999, S. 21–29, hier S. 22 f.

nau den Nerv der Zeit. Denn was die Bourgeoisie im frühen 19. Jahrhundert bewegen sollte, waren zwei Dinge: Dynamik und Ordnung.«⁷² Durch die Diäten werden die Körper umsorgt, mit dem Nationalpolitiker und »Turnvater« Friedrich Ludwig Jahn gewinnt dann ab 1811 die Ordnung die Oberhand. Die Körper werden trainiert, geordnet und diszipliniert.

Obwohl Mosse das ambivalente Emanzipationsversprechen Winckelmanns im Körperbild vor allem der Ephoren in »The Image of Man« und der Rede auf dem Symposium von 1996 nicht ausdrücklich formuliert, entgeht ihm das Paradox von »Dynamik und Ordnung« nicht. Denn was als befreiende Dynamik gewünscht wird, erfordert zugleich eine disziplinierende Ordnung, wie sie durch Diäten angeordnet wird. Unterdessen spricht er von der »richtige[n] Harmonie«, die doch eigentlich ein Paradox verdeckt. Mosse sieht im Männerbild ein Begehrnen der Gesellschaft verkörpert. »Die Gesellschaft brauchte beides. Und für Winckelmann hatte der griechische männliche Körper die richtige Harmonie zwischen Dynamik und Ordnung: Dynamik durch das Spiel der Muskeln, Ordnung durch die Harmonie und den Bau des Körpers.« In seinen Zeitangaben ist Mosse nicht immer präzise, wenn er in freier Rede Winckelmanns Männerbild »gut hundert Jahre vor den Nazis« ansetzt. Richtig ist allerdings, dass dieses im 19. Jahrhundert eine nicht zuletzt druckgrafische Normalisierung erfährt. »Bei den griechischen Jünglingen sei alles am Leib am richtigen Platz. Kein Zuviel an Fett, kein Muskel am falschen Platz, oder – um mit Hitlers Lieblingsphrase zu sprechen – alles ›rank und schlank‹.«⁷³

Die Rede als Expertise für die Errichtung des Denkmals, das heute im Tiergarten gegenüber dem »Denkmal für die ermordeten Juden Europas« von Peter Eisenman steht, fiel dezidiert unbequem für viele Homosexuelle aus, die Winckelmann zum Gewährsmann für den begehrenswerten Männerkörper gemacht hatten – und machen. Der ambivalente Liberalismus bezüglich der Juden in Berlin um 1900 ist für Mosse am Ende des 20. Jahrhunderts nicht ohne die Homosexuellen zu denken. Der Liberalismus, den nicht zuletzt die Zeitungen und Zeitschriften aus dem Mosse-Verlagshaus in den 1920er Jahren vertraten, betonte die Diversität der Geschlechtsbilder von Frauen, Juden und Homosexuellen. Wohl auch deshalb gehahnte George L. Mosse: »Die Verfolgung von Homosexuellen und Juden muss in einem Zusammenhang gesehen werden. Das darf nie vergessen werden.«⁷⁴

⁷² Ebd.

⁷³ Ebd.

⁷⁴ Ebd., S. 28.

Wenn es heute Schwule und Lesben in die AfD oder in die Identitäre Bewegung zieht, dann sind Mosses Formulierungen aktueller denn je. Nichts erweist sich als schwieriger, denn die modernen Mythen des männlichen Körpers umzuschreiben, durchlässig und vielfältig, queer werden zu lassen. Winckelmanns Männerbild lebt fort im Körper des Fußballstars, insbesondere in dem des Nationalspielers, der nach eindeutigem oder reinem Geschlecht als Herkunft und Zugehörigkeit umkämpft wird, wie der Fall Mesut Özil bei der WM 2018 deutlich gemacht hat. Und zwar für hetero- wie homosexuelle Männer und Frauen. In der Werbung⁷⁵ und im Pop sind Winckelmanns Männerkörper allgegenwärtig, weil vor allem männliche Fußballstars als Werbeträger zu Begehrungsobjekten gemacht werden. Gleichzeitig gibt es in Deutschland nirgends ein stärkeres Verbot der Homosexualität als unter Profifußballern. George L. Mosse hätte darin ein Demokratie- und Erinnerungsdefizit gesehen, weil für ihn »das Entscheidende [...] das stereotype Denken« war. Er wies darauf hin, dass das »Ideal der männlichen Schönheit [...] politisch fast wichtiger als das der weiblichen« sei. »Die gesellschaftliche Symbolkraft der männlichen Schönheit, wie sie Winckelmann beschrieben hat, sowie die scharfe Unterscheidung zwischen schön und hässlich, liegt auch dem Faschismus zu Grunde«, weil es damit um das Geschlecht in seiner Mehrdeutigkeit von Herkunft, Rasse, Familie und Geschlechtspraktiken geht. »Seit dem 18. Jahrhundert soll man auf den ersten Blick erkennen können«, sagte Mosse, »wer schön und wer hässlich ist. Und wenn du hässlich bist, bist du sofort erkennbar als ein Feind der Rasse.« In Zeiten eines Erstarkens der Neo-Nazis sollte man, so Mosse, diesen »Kontext [...] bei einem Denkmal nicht aus den Augen verlieren«: »Gerade dieser Kontext, doch das brauche ich Ihnen nicht zu sagen, *hat die Nazis überlebt*. Die Nazis verfolgten in meinen Augen nur die logische Konsequenz eines fest verwurzelten Vorurteils – oder, anders ausgedrückt, eines männlichen Ideals und seines Gengentyps – eines Ideals, das zum Symbol der Gesellschaft wurde.«⁷⁶

Lorenzo Benadusi und Giorgio Caravale haben in ihrer Einleitung zu »George L. Mosse's Italy« geschrieben, es sei eine von »Mosse's convictions« gewesen, dass der Historiker seine Untersuchungen der Geschichte in »current politics« zu transformieren habe.⁷⁷ Dazu gehören auch Geschlechterpolitiken, die die Einteilung nach mehr als zwei Geschlechtern und diversen sexuellen Praktiken betreffen. Die Relevanz

75 Androgynität ist dagegen in der Werbung mit männlichen Fußballstars bislang unbekannt. Vgl. zur Werbung: Mosse: Das Bild (wie Anm. 9), S. 240f.

76 Mosse: Politik (wie Anm. 71), S. 29 [Hervorhebung im Original].

77 Lorenzo Benadusi/Giorgio Caravale (Hg.): George L. Mosse's Italy – Interpretation, Reception, und Intellectual Heritage. New York 2014.

der Arbeit des Historikers zeigt sich für Mosse, so Benadusi und Caravale, gerade in ihrer politischen Funktion hinsichtlich der Mythen einer Gesellschaft. Denn »für Mosse sind Forschung und Lehre untrennbare Elemente: Nur wenn man vermittelt, was man weiß, ist es möglich, eine pädagogische Mission zu erfüllen, die in der jüngeren Generation eine kritische Entwicklung ermöglicht – die Fähigkeit, Mythen zu dekonstruieren und eine multidimensionale Sicht der Wirklichkeit zu erreichen.«⁷⁸ Benadusi und Caravale gehen von einer »Mosse revolution« aus als einem »neue[n] historiographische[n] Ansatz, der auf einer reichen und heterogenen Reihe bisher vernachlässigter Quellen aufbaut, die auf eine völlig neue Art und Weise behandelt werden«.⁷⁹

Mosses Italien ist eines, das Winckelmann mit seiner Antiken-Rezeption geprägt hat. Denn er verknüpft erstmals und nachhaltig das Bild des Mannes mit der Sexualität als emanzipatorischer Wollust. Dieses Bild wurde im 19. Jahrhundert normalisiert und entsexualisiert. Nach Mosse gründete diese Normalisierung darin, dass die »respectability«, die Seriosität oder Ehrsamkeit, »mit dem Aufstieg der Mittelschicht« triumphierte.⁸⁰ Die Seriosität wurde zur Norm im akademischen Diskurs der Universitäten, wie ich hier zu entfalten versuchte. Benadusi sieht im Verweis auf den Triumph der Seriosität eine Gemeinsamkeit Mosses mit Michel Foucault, obwohl Mosse dies selbst nicht explizit formuliert habe. Sexualität und sexuelle Praktiken funktionieren bei ihm als ein Instrument, das der Identitätsbestätigung dient: »Für die Bourgeoisie funktioniert Sexualität wie Blut für die Aristokratie als ein Instrument zur Bestätigung des eigenen Status und der Identität.«⁸¹ In Hinblick auf die aktuelle gesellschaftliche Diskussion besonders in den sozialen Medien lässt sich sagen, dass sich eine Bourgeoisie oder eine Mittelschicht als Klasse vielleicht auflösen. Doch die Sexualität in ihrer Bedeutungsbreite von sexuellen Gruppenbildungen bis zu sexuellen Praktiken hat in ihrer prekären Funktion zur Bestätigung des Status und der Identität eher zugenummen.

⁷⁸ Lorenzo Benadusi/Giorgio Caravale: Introduction. In: Ebd., S. 1-9, hier S. 6.

⁷⁹ Ebd., S. 7.

⁸⁰ Lorenzo Benadusi: A Fully Furnished House. The History of Masculinity. In: Benadusi/Caravale (wie Anm. 77), S. 29-76, hier S. 34.

⁸¹ Ebd.

Emanzipationsbestrebungen in der Tradition Magnus Hirschfelds nach 1945

Das Beispiel Ernst Ludwig Driess

RAIMUND WOLFERT

Für Homosexuelle in Deutschland war das Jahr 1945 nur bedingt eine Zäsur. Bekannt und für die Nachkriegszeit nach wie vor gültig ist das Diktum Hans-Joachim Schoeps' (1909-1980) von Anfang der 1960er Jahre: »Für die Homosexuellen ist das Dritte Reich noch nicht zu Ende.«¹ Der § 175 StGB, der in der von den Nationalsozialisten verschärften Version jegliche »Unzucht zwischen Männern« unter Strafe stellte, behielt in der Bundesrepublik Deutschland seine Gültigkeit bei. Er wurde 1969 zum ersten Mal liberalisiert, und noch 1957 hielt das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe fest, er stelle kein »nationalsozialistisch geprägtes Recht« dar. Das Gegenteil ist wahr, der Paragraf war eine Ungeheuerlichkeit, der von 1949 bis 1969 etwa 50.000 Männer als Häftlinge und sozial Geächtete zum Opfer fielen – ungefähr gleich viele wie in den Jahren zwischen 1933 und 1945. Über das Ende des »Dritten Reichs« und des Zweiten Weltkriegs hinaus war der § 175 mittelbar und unmittelbar verantwortlich für unsägliches Leid, für Nöte und Unglück, für gebrochene Schicksale, Verstellungen, Selbstverleugnungen und zerstörte Biografien bis hin zu Selbsttötungen.

Einer, der die Kontinuitäten in der deutschen antihomosexuellen Rechtsprechung vor und nach 1945 am eigenen Leib erfahren musste, war der Darmstädter Psychiatriekritiker und Homosexuellenaktivist Ernst Ludwig Driess (1903-1969).² Er hat sich um 1950 nicht nur mit einer Denkschrift zum Thema Homosexualität, sondern auch als Stichwort- und Ideengeber der jungen »Homophilenbewegung« sowie kurzzeitig als Redakteur der Zeitschrift »Die Gefährten« hervorgetan – und damit Maßstäbe gesetzt. Driess war in der frühen Nachkriegszeit ein unbeugsamer Streiter für To-

1 Hans-Joachim Schoeps: Überlegungen zum Problem der Homosexualität. In: Hermanus Bianchi u.a.: Der homosexuelle Nächste. Ein Symposium. Hamburg 1963, S. 74-114, hier S. 86.

2 Auskunft über die Kriminalisierungserfahrungen, die Ernst Ludwig Driess vor und nach 1945 machen musste, gibt unter anderem eine Strafprozessakte, die sich heute im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt (HStAD) befindet und hier zu den geschichtlich wertvollen Akten gezählt wird, die von der Vernichtung auszuschließen sind: HStAD, Bestand G 27 Darmstadt, Nr. 3064.

leranz und Freiheit. Gleichwohl fielen er und sein Engagement wenig später dem Vergessen anheim. Ernst Ludwig Driess mag paradigmatisch für viele Homo-Aktivisten der frühen Bundesrepublik stehen; sein Aufbegehen gegen Unterdrückung, Kriminalisierung und Psychiatrisierung sowie sein Scheitern als Aktivist und Strategie führen anschaulich die Konfliktlinien der homosexuellen Emanzipationsbewegung und der westdeutschen Gesellschaft um die Mitte des 20. Jahrhunderts vor Augen.

Ernst Ludwig Driess wurde wegen gleichgeschlechtlicher Kontakte mit Jugendlichen zwischen 14 und 19 Jahren 1936 zum ersten Mal kriminalisiert und im Jahr darauf zu einer über zweijährigen Zuchthausstrafe verurteilt. 1942 suchte Driess, der im Februar 1933 der NSDAP und noch im selben Jahr auch der SA beigetreten war, nach eigenen Angaben Anschluss an eine illegale Widerstandsgruppe, die im Frühjahr 1944 aufflog. Offensichtlich hatte er sich im Lauf der Zeit vom Nationalsozialismus gelöst, wozu nicht zuletzt die eigenen Kriminalisierungserfahrungen beigetragen haben dürften. Im Zuge einer Hausdurchsuchung wegen »Führerbeleidigung« und »Zersetzung der Wehrkraft« kamen 1944 erneut Fälle »sexueller Vergehen« ans Licht. In der Folge wurde Driess in einem Schnellverfahren zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Wenig später wurde er in einem Lager in der Nähe von Schweinfurt interniert. Als ihm im März 1945 die Flucht aus diesem Lager gelang und er nach Darmstadt zurückkehrte, war Ernst Ludwig Driess ein gezeichneter Mann. Über seinen gesundheitlichen Zustand schrieb er später in einem Brief: »Ich war total, aber wirklich total unterernährt, hatte einen völligen Nervenzusammenbruch, starke lebensgefährliche Kreislaufstörungen, einen schweren Herzmuskelbeschaden, Anämie, skorbutartige Zahnerkrankungen u. war infolge doppelseitiger Mittelohrvereiterung fast völlig taub (im Lager gab es nicht mal Watte, ich musste mir Zeitungspapier in die Ohren stecken).«³

Gleichwohl kam Driess mit Hilfe seines Bruders und dessen Familie wieder zu Kräften, sodass er sich 1945 im Antifaschistischen Komitee, einer der ersten Darmstädter Nachkriegsorganisationen, betätigen konnte. Vorübergehend wurde er nun auch Mitarbeiter der »Frankfurter Rundschau«. Zudem beantragte er die Nachprüfung der gegen ihn erkannten Strafen von 1937 und 1944. An Kurt Hiller (1885–1972) schrieb Driess: »Ich war felsenfest überzeugt, dass man die im 3. Reich erfolgte Neufassung des § 175 aufheben würde, zumal sie zusammen mit den Rassengesetzen auf dem

³ Archiv der Kurt Hiller Gesellschaft (KHG), Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 25.4.1950. Im Archiv der Kurt Hiller Gesellschaft in Neuss ist der Briefwechsel zwischen Ernst Ludwig Driess und Kurt Hiller in Form von 38 Briefen aus den Jahren 1949 bis 1954 erhalten. 34 der Briefe sind an Hiller, 4 an Driess. Ich danke Dr. Harald Lützenkirchen dafür, dass er mir diesen Briefwechsel zugänglich gemacht hat.



Abb. 1: Ernst Ludwig Driess um 1947

Nürnberger Parteitag (15.9.1935) veröffentlicht wurde. Als Antwort wurde ich durch die Staatsanwaltschaft Mannheim zur Weiterverbüßung meiner Strafe neu verhaftet, obwohl ich noch nicht wieder gesund, sondern noch in ärztlicher Behandlung war.⁴ Driess wurde nun für eineinhalb Jahre in die Landesstrafanstalt Bruchsal in Baden-Württemberg gesperrt.⁵

Erfahrungen mit der Anstaltspsychiatrie als Quell des Aufbegehrens und der Selbstvergewisserung

Auch nach seiner zweiten Rückkehr nach Darmstadt war Driess arbeitsunfähig. Er erholte sich zwar bald von den erlittenen Strapazen, wozu auch die Essenspakte beitrugen, die er von seiner in den USA lebenden Schwester erhielt.⁶ Doch im Sommer 1947 kam es zu einem »Rückfall«

4 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 25.4.1950.

5 Driess' fünfjährige Zuchthausstrafe von 1944 wurde 1947 durch den baden-württembergischen Ministerpräsidenten im Gnadenweg umgewandelt und galt schließlich durch die Haft in Bruchsal als verbüßt.

6 Wie auch sein Bruder scheint Driess' Schwester ihm sehr zugewandt gewesen zu sein. Sie schickte ihm 1951 ein Exemplar des Buches »About the Kinsey-Report« von Donald Por-

bei ihm: Driess war sich seit seinem dreizehnten Lebensjahr der eigenen masochistischen Neigungen bewusst, und im Alter von knapp 24 Jahren war er wegen ihnen zum ersten Mal in Konflikt mit der Sittenpolizei geraten. Damals wie auch 20 Jahre später ließ er sich von Jugendlichen, die er im Darmstädter Wald angesprochen hatte, mit einem Stock Schläge auf das Gesäß geben. 1927 hatte er einem der Jungen auch ein selbstangefertigtes Foto gezeigt, auf dem er im Matrosenanzug auf einem Sofa liegend zu sehen war. Auf dem entblößten Gesäß sollen Striemen zu erkennen gewesen sein. Driess erzählte dem Jungen, die Striemen rührten von Schlägen her, die er von einem Dienstmädchen erhalten habe. Im Übrigen habe im Darmstädter Wald 1927 aber keine Entblößung stattgefunden.

Ähnlich verhielt es sich in dem Fall 20 Jahre später. Als Driess 1947 erkannt und festgenommen wurde, soll die Kriminalpolizei die Niederschlagung des Verfahrens beantragt haben, da den Jungen keinerlei sexuelle Handlung zum Bewusstsein gekommen sei. Es sei nicht einmal über Sexuelles gesprochen worden. Doch die Staatsanwaltschaft widersetzte sich dem Ansinnen, woraufhin das Landgericht ein ärztliches Gutachten in Auftrag gab, und zum dritten Mal – nach 1927 und 1936 – wurde der Nervenarzt Dr. Wilhelm Vix (1878–1949) eingeschaltet. Während Vix in seinem ersten Gutachten von 1927 noch auf vollständige Zurechnungsfähigkeit nach § 51, Abs. 1 erkannt hatte und die Einweisung in eine Anstalt nicht für erforderlich hielt, da bei den beteiligten Jugendlichen keine »sittliche Gefahr« entstanden sei,⁷ entschied er 1947 auf totale Zurechnungsunfähigkeit und verlangte wegen Driess' vermeintlicher »Gemeingefährlichkeit« die Einweisung in eine Heil- und Pflegeanstalt.

Mit der Einweisung in die Anstalt Philippshospital in Goddelau, etwa zehn Kilometer westlich von Darmstadt, begann am 7. September 1947 für Ernst Ludwig Driess ein über dreijähriges Martyrium, das erst mit seiner Entlassung am 2. November 1950 endete. Für Driess, der schließlich als Gesunder den Anstalsalltag erleben und sich ihm anpassen musste, war das Philippshospital »Nationalsozialismus in übelster Form«, getarnt als »demokratischer Musterbetrieb«.⁸ Hier würden Menschen »nicht ärztlich behandelt u. geheilt, sondern sie gehen seelisch, geistig, moralisch, charakterlich u. körperlich zugrunde«. Driess berichtete von Korruption, Unfähigkeit und Gleichgültigkeit auf Seiten des Personals und von eklatanten Fällen von Fehlbehandlung, Vernachlässigung und Missbrauch.

ter Geddes und Enid Curie (1948). Da Driess aber die englische Sprache nicht beherrschte, konnte er es nicht lesen.

⁷ Ein Durchschlag des 1927er Gutachtens von Medizinalrat Dr. Vix ist in der Strafprozessakte Ernst Ludwig Driess erhalten: HStAD: Bestand G 27 Darmstadt, Nr. 3064.

⁸ Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 10.5.1950.



Abb. 2: Ernst Ludwig Driess (Mitte), Freizeitvergnügen mit Freunden, vermutlich um 1930

Er selbst sei bis Anfang 1950 nicht ein einziges Mal von einem Arzt über seine Veranlagung befragt oder gar wegen ihr behandelt worden. Von Seiten der Justiz sei ihm aber nahegelegt worden, sich freiwillig »entmannen« zu lassen.⁹

Schon das »ständige Beisammensein mit Menschen, die fast ohne Ausnahme geisteskrank u. schwachsinnig sind«, so Driess, sei »seelisch etwas derart zermürbendes, dass es fast eine Unmenschlichkeit darstellt«.¹⁰ Was ihn aber besonders erschütterte, war das Schicksal von »Buben im Alter von 8-17 Jahren«, die nicht geisteskrank, sondern »nur vielleicht langsamer entwickelt [...] sind«. Sie alle hätten keine Eltern und seien »mit erwachsenen Geisteskranken u. Schwachsinnigen Tag u. Nacht zusammen in einem Saal eingesperrt, in einem Eldorado der Unsittlichkeit«.¹¹ Driess behauptete, er selbst habe sich allein durch das Vertiefen in Arbeit und durch mitmenschliche Hilfe vom Anstaltsalltag ablenken können. Ge-

9 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 2.4.1950.

10 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 25.4.1950.

11 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 25.4.1950.

meint waren eine umfangreiche Denkschrift zum Thema Homosexualität und die Hinwendung zu anderen Patienten, eine Haltung, aus der sich später auch Driess' Engagement als Psychiatriekritiker speiste.

Im Philippshospital machte Ernst Ludwig Driess so zum Beispiel die Bekanntschaft von Arthur Rauch (1926-?), einem jungen Mann, der sein Leben seit der frühesten Kindheit in Pflegeanstalten verbracht hatte. Im Alter von 23 Jahren besaß er nach Driess noch immer das Wissen eines Siebenjährigen, weil er nie eine Schule besucht hatte. Er machte im Übrigen aber keinen »schwachsinnigen« Eindruck. Nachdem sich Driess seiner angenommen hatte, holte Rauch in der Anstalt die Volksschulbildung nach, erlernte das Bäckerhandwerk und erhielt in der Berufsschule schließlich die besten Zeugnisse. Seine Lebens- und Leidensgeschichte wurde Ende 1950 unter Mithilfe Driess' in der Zeitung »Wochenend« – der damals größten Wochenzeitschrift Deutschlands – publiziert.¹² Wenig später führte Rauch »wegen widerrechtlicher Festhaltung in einem Irrenhaus« einen Prozess auf Schadensersatz gegen das Land Hessen, in dem Ernst Ludwig Driess auch als Zeuge auftrat – und in dem er durch denunziatorische Aussagen der Ehefrau eines Mitarbeiters der Heil- und Pflegeanstalt in Goddelau selbst vorübergehend ins Leuchtfeuer der Ermittlungen geriet. Die Frau behauptete, sie habe Driess bei »unerlaubten Handlungen« mit seinem Schützling beobachtet, verwickelte sich aber bald in Widersprüche und gab schließlich zu, sie habe wegen der Dunkelheit weder das eine noch das andere Gesicht erkennen können.

Driess betätigte sich Anfang der 1950er Jahre anonym oder unter Angabe seines Kürzels »E.D.« durch verschiedene Beiträge in der bundesdeutschen Presse als Psychiatriekritiker – in der Zeitung »Wochenend«¹³ wie auch in der »Frankfurter Neuen Presse« und dem »Grünen Blatt«.¹⁴

¹² Vgl. Dr. M.: Einer, den die Welt vergaß ... Völlig gesund und normal – und doch im Irrenhaus? In: Wochenend vom 7.12.1950, S. 7 und 14.

¹³ Auslöser einer Debatte, an der sich Ernst Ludwig Driess beteiligte, war ein Artikel eines »Wochenend«-Redakteurs vom Juni 1952: N.N.: Wir haben der Jugend etwas anzubieten. In: Wochenend vom 4.6.1952, S. 2. Im Folgenden lieferten sich Driess (»E.D.« / »der Kritiker aus Darmstadt«) und der betreffende Redakteur einen Schlagabtausch in Form von Beiträgen, der sich bis in den August hinein entfaltete. Auch andere Leser beteiligten sich an dem Austausch. Driess plädierte in seinen Leserbriefen für eine »moderne« Sexualmoral, die der Jugend mit Verständnis begegnete und sie allenfalls zum »Maßhalten«, nicht aber zur »Enthaltsamkeit« ermahnte. Vgl. E.D. [= Ernst Ludwig Driess]: Ihre Antwort wird von keinem jungen Menschen verstanden. In: Wochenend vom 9.7.1952, S. 2.

¹⁴ Vgl. Thorsten Noack: Über Kaninchen und Giftschlangen. Psychiatrie und Öffentlichkeit in der frühen Bundesrepublik Deutschland. In: Heiner von Fangerau/Karin Nolte (Hg.): Moderne Anstaltpsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert. Legitimation und Kri-

Die Autorschaft Driess' lässt sich aus den Angaben zur eigenen Lebenssituation und dem in der Anstalt Erlebten eindeutig belegen. Im Spätsommer 1952 wurde bei Driess eine Hausdurchsuchung durchgeführt, weil die Polizei in seiner Wohnung Flugblätter zu einem anderen, damals stattfindenden Psychiatrieprozess vermutete. Mit dem Prozess gegen die Landesheilanstalt Eichberg – zu seiner Zeit der bislang größte Presse-Prozess der deutschen Rechtsgeschichte – hatte Driess allerdings nichts zu tun. Er war hier nur stiller Zuhörer. Anfang 1954 reichte Driess dann dem Deutschen Bundestag in Bonn eine Petition wegen des damals in Bearbeitung befindlichen Gesetzes über den Freiheitsentzug von Geisteskranken, Süchtigen und anderen ein.¹⁵ Doch der Rechtsausschuss des Bundestages erklärte die Petition später für erledigt, offenbar ohne sich mit ihr auseinandergesetzt zu haben.

»Sexualprobleme stehen zur Diskussion«

Während Ernst Ludwig Driess in der Heil- und Pflegeanstalt einsaß, sicherte ihm ein Freund, der Darmstädter Buchbinder Ludwig Georg Hoffmann (1904-?), die Verbindung mit der Außenwelt.¹⁶ Er schmuggelte Driess' Briefe aus der Anstalt und Antwortbriefe an Driess in die Anstalt, und er gestattete ihm, unter seinem Namen in Kontakt mit Einzelpersonen und Redaktionen zu treten. Im Spätsommer 1948 wandte sich Driess erstmals an die Schweizer Zeitschrift für Homosexuelle »Der Kreis«. Seine Zuschrift »Die Freiheit lässt auf sich warten« erschien hier im Oktober desselben Jahres unter dem Kürzel »L.G.H.¹⁷ und über sie kam Driess unter anderem in Kontakt mit dem Publizisten Kurt Hiller, der aus seinem Londoner Exil heraus ebenfalls für den »Kreis« schrieb. In sei-

tik. Stuttgart 2006, S. 311-339. Driess' Artikel im »Grünen Blatt« erschien anonym als »Tagebuch aus einem Irrenhaus«, vgl. Das grüne Blatt. Wochenzeitung für die Familie vom 14.1.1951, S. 1 u. 3; vom 21.1.1951, S. 7; vom 28.1.1951, S. 8; vom 4.2.1951, S. 8; vom 11.2.1951, S. 8 und vom 18.2.1951, S. 8. Die Artikel in der »Frankfurter Neuen Presse« haben sich noch nicht ermitteln lassen. In den überlieferten Briefen an Kurt Hiller hat Ernst Ludwig Driess keine dieser Veröffentlichungen erwähnt.

¹⁵ Vgl. Deutscher Bundestag, 3. Wahlperiode: Übersicht des Ausschusses für Petitionen (2. Ausschuss) über Anträge von Ausschüssen des Deutschen Bundestages betreffend Petitionen nach dem Stand vom 10. Dezember 1957 (Drucksache 80), S. 9, im Internet unter: <http://dipbt.bundestag.de/doc/btd/03/000/0300080.pdf> [letzter Zugriff am 11.11.2018].

¹⁶ Hoffmann stammte gebürtig aus Köln und war ab 1933 verheiratet. Seit wann er und Driess einander kannten, ist nicht belegt.

¹⁷ L.G.H. [= Ernst Ludwig Driess]: Die Freiheit lässt auf sich warten. In: Der Kreis 16 (1948), H. 10, S. 2-4.

nem Artikel über die Möglichkeiten homosexueller Selbstorganisation im Deutschland der Nachkriegszeit behauptete Driess, er liege seit einigen Wochen im Krankenhaus. Er verwies mehrfach anerkennend auf Magnus Hirschfeld (1868–1935) und erwähnte die nationalsozialistische Strafrechtsverschärfung von 1935. Im Übrigen kann sein Artikel als Aufruf zur Gründung einer »Gesellschaft für humane Lebensauffassung« gelesen werden, die bislang als privater Zusammenschluss Homosexueller zur Intensivierung persönlicher Beziehungen existierte. Diese Gruppierung, die offenbar im hessischen Raum ansässig war, aber noch keine Lizenierung einer Militärregierung erreicht hatte, habe – so der Autor – bereits versucht, eine Anzeige in mehreren deutschen Zeitschriften zu schalten, doch habe lediglich die Publikumszeitschrift »Die Frau« aus Karlsruhe sie in abgeänderter und nicht zufriedenstellender Form gedruckt.¹⁸ Ein weiterer Beleg für die bereits geleistete Arbeit der Gruppe sei ein Artikel von Ludwig Lewy (1894–1972) zum Gedenken an Magnus Hirschfeld, der im Mai 1948 aus Anlass von Hirschfelds 80. Geburtstag in der »Gießener freien Presse« veröffentlicht wurde.¹⁹ Diese Würdigung ist bis heute der erste und auf lange Zeit einzige bekannte Artikel aus der deutschsprachigen allgemeinen Presse der Nachkriegszeit, der an Magnus Hirschfeld erinnert.

Wie groß der Zusammenschluss war, teilte Driess nicht mit, und auch auf das Aktivitätsniveau der Gruppe ging er nicht weiter ein. Doch so viel wird klar: Dem Zweck der Mitglieder- und Interessentenakquise sollte eine Denkschrift zur Homosexualität dienen. Sie habe aus finanziellen Gründen aber bislang nicht gedruckt werden können. Wie Driess Kurt Hiller später in privaten Briefen mitteilte, hatte er die Denkschrift in der Heil- und Pflegeanstalt Philippshospital selbst ausgearbeitet. Sie sollte ursprünglich als Buch unter dem Namen von Ludwig Georg Hoffmann, Driess' Darmstädter Freund, erscheinen. Als Titel hatte Driess zunächst vorgesehen: »Menschliche Probleme, über die man schweigt«, doch schon wenig später änderte er ihn in »Sexualprobleme stehen zur Diskussion«. Im Frühjahr 1950 sprach er von einem Manuscript von 260 Schreibma-

¹⁸ Diese vermutlich erste öffentliche Anzeige einer Gruppe von Homosexuellen in Deutschland nach 1945 hat sich bislang noch nicht ermitteln lassen.

¹⁹ Ludwig Lewy: Verständnis heißt Nachsicht. Zu Magnus Hirschfelds Geburts- und Todestag. In: Gießener freie Presse vom 13.5.1948, S. 2 f. Ludwig Lewy stammte gebürtig aus Berlin. Er war 1935, von der NS-Rassengesetzgebung betroffen, nach Schweden emigriert, wo er später zeitweise mit Max Hodann (1894–1946) zusammenarbeitete, und kehrte 1946 nach Deutschland (US-amerikanische Besatzungszone) zurück. Bis Ende Mai 1948 war er einer der beiden Herausgeber der »Gießener freien Presse«, vgl. Ludwig Lewy: Schlusswort. In: Gießener freie Presse vom 29.5.1948, S. 2.

schinenseiten, die »allgemein gut beurteilt« worden seien.²⁰ Zu seinen »Mitarbeitern« bzw. Lektoren zählte Driess den ehemaligen Bühler Studienrat Otto Hug (1905-1965),²¹ den Regensburger Zahnarzt Josef Wagner (1905-1962) und den Berliner Medizinstudenten und späteren Psychoanalytiker Werner Becker (1927-1980).²² Mit allen dreien dürfte er über Kurt Hiller in Kontakt gekommen sein. Ein weiterer »Mitarbeiter« Driess' vor Ort war Heinz Seeger, den Driess Hiller gegenüber als ehemaligen Leiter der Darmstädter Volkshochschule bezeichnete, über den im Übrigen heute aber nichts bekannt ist.²³ Belegt ist des Weiteren, dass im Spätherbst 1949 auch Hans Giese (1920-1970), der Frankfurter Arzt, zeitweilige Homosexuellenaktivist und »Widersacher« Kurt Hillers in der frühen Nachkriegszeit, das Manuskript Driess' begutachtete.²⁴ Bis Ende 1950 sollen mindestens 20 Personen die Denkschrift gelesen haben, nach Driess »Laien und Wissenschaftler (Ärzte, Juristen und Pädagogen)«.²⁵

Das Manuskript Driess' ist leider bis heute verschollen; offenbar ist es nie im Druck erschienen. Es behandelte seinem Autor nach »die Sexualprobleme vom Standpunkt der Moral, der Erziehung, des Zusammenlebens der Geschlechter; der Einstellung der Künste, der Justiz usw. ist ein breiter Raum gewidmet«.²⁶ Als angemessenes Jugendschutzalter nannte

²⁰ Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 25.4.1950.

²¹ Zu Otto Hug siehe Raimund Wolfert: »Was mich angeht, ich werde als ganz ungebrochenes Exemplar der Gattung Mensch in die Grube steigen.« Otto Hug (1905-1965), ein Lebensbild, <http://www.lsbttiq-bw.de/2017/05/04/neu-entdeckt-der-buehler-studienrat-otto-hug/> [letzter Zugriff am 4.5.2017].

²² Zu Werner Becker siehe Raimund Wolfert: »Ich gewinne mehr und mehr den Eindruck, dass es unmöglich ist, eine seriöse Organisation mit vorwiegend oder ausschließlich HS-Mitgliedern aufzubauen.« Werner Becker (1927-1980) und sein Beitrag zur homosexuellen Emanzipation um 1950. In: Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft 60 (2018), S. 35-56.

²³ Vermutlich liegt hier eine Fehlerinnerung Driess' vor. Ein Heinz Seeger ist nie Leiter der Darmstädter Volkshochschule gewesen. Es gab in Darmstadt in den Jahren 1918 bis 1933 aber einen Verbandsrevisor der Raiffeisen-Genossenschaft namens Heinrich Seeger, der ab 1930 einen Kunstgewerblichen Foto-Verlag betrieb. Er könnte mit Heinz Seeger identisch gewesen sein. Schriftliche Auskünfte von Dr. Peter Engels, Stadtarchiv Darmstadt, vom 3.8.2017 und 8.8.2017.

²⁴ Zu den Auseinandersetzungen zwischen Kurt Hiller und Hans Giese siehe Raimund Wolfert: Homosexuellenpolitik in der jungen Bundesrepublik. Kurt Hiller, Hans Giese und das Frankfurter Wissenschaftlich-humanitäre Komitee (Hirschfeld-Lectures, Bd. 8). Göttingen 2015. Zu Giese siehe auch Moritz Liebeknecht: Sexualwissenschaft als Lebenswerk. Zur Biografie Hans Giese (1920-1970). In: Jahrbuch Sexualitäten 2018. Hg. im Auftrag der Initiative Queer Nations von Janin Afken, Jan Feddersen, Benno Gammerl, Rainer Nicolaysen und Benedikt Wolf. Göttingen 2018, S. 111-132.

²⁵ Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 3.12.1950.

²⁶ Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 25.4.1950.

es das 18. Lebensjahr. Sein Autor verwies dabei auf bedeutende Persönlichkeiten der Geschichte, deren Namensnennung im Kampf um die Entkriminalisierung der männlichen Homosexualität nützlich erschien, sowie auf Männer und Frauen, die einst die Reichstagspetition Magnus Hirschfelds zur Abschaffung des § 175 RStGB unterstützt hätten. Von diesen konnten aber nur wenige genannt werden, da Driess sie aus dem Gedächtnis anführen musste. Infolge von Kriegseinwirkungen sei sein gesamtes Buchmaterial verbrannt, und vermutlich konnte auch Ludwig Georg Hoffmann eher wenig einschlägige Literatur in das Philippshospital »einschmuggeln«. Am Schluss seines Textes, so Driess, sei ein Aufruf gesetzt, der an alle Interessenten appellierte, sich mit dem Autor der Denkschrift in Verbindung zu setzen.

Otto Hug lobte Driess' Manuskript trotz aller Kritik, die er an ihm übte, als »mutige Tat«. An Kurt Hiller schrieb er: »Auf alle Fälle ist es seit Kriegsende das erste Buch, das bewußt an die große Tradition Hirschfelds anknüpft und w[eiter] ist das *baldige* Erscheinen sehr zu begrüßen.«²⁷ Offenbar war aber gerade diese »Tradition Hirschfelds« in der jungen Bundesrepublik kein gangbarer Weg, auf dem sich ein Autor Anerkennung und Gehör verschaffen konnte. Dies belegen nicht zuletzt die Verlags erfahrungen, die Ernst Ludwig Driess mit seinem Manuskript machen sollte. Die Unstimmigkeiten in der Bewertung des Textes von Seiten seiner »Lektoren« manifestierten sich vor allem an kirchen- und religionskritischen Ausführungen Driess'. So teilte Hug, der das Manuskript freundschaftlich zugewandt mehrfach redigierte, Hiller mit: »Das von mir am meisten beanstandete Kapitel ›Moral und Moralin‹ ist gänzlich umgearbeitet, nun kann man es gelten lassen. [...] Stilistisch lässt es aber immer noch zu wünschen übrig, auch [ist es] oft zu weitschweifig, besonders wenn der Verfasser auf Frau Justitia zu sprechen kommt. Nun ist auch der antiklerikale Ton wesentlich verschärft. Ob es klug ist, ist die Frage, mir jedenfalls ist es nicht unlieb.«²⁸ Gerade dieser »antiklerikale Ton« wurde aber insbesondere von Hans Giese nicht geschätzt – im Gegenteil: Giese erachtete zwar die Gedankengänge in Driess' Manuskript für gut, hielt aber die »Polemik gegen die Kirche« taktisch für falsch und riet dem Autor, sämtliche Stellen in seinem Text, die sich gegen die katholische Kirche wandten, fallen zu lassen. Für Hug wiederum war das nicht hinnehmbar. Seine Meinung war: »Taktische Erwägungen hin oder her, man kommt

²⁷ Archiv KHG, Otto Hug an Kurt Hiller am 13.9.1949 [Hervorhebung im Original].

²⁸ Archiv KHG, Otto Hug an Kurt Hiller am 13.9.1949.

nicht darum herum, klare Stellungen zu beziehen, und kann keine Verbeugung vor dem ewig Hassenswerten machen.«²⁹

Driess schloss sich diesbezüglich Hugs Urteil an. Er lehnte Giese's »Taktieren« mit kirchlichen Kreisen ab. Hiller gegenüber führte er in einem Brief aus: »Giese schrieb mir damals ins Irrenhaus, nicht erst die Kirche oder Paulus hätten die Ho[mosexualität] als Unzucht bezeichnet, sondern diese Lehre sei bereits im Talmud verankert, ich würde daher in meinem Buche die Falschen angreifen. Ich schrieb ihm damals, nach seiner Auffassung müsste man dann auch das Euthanasieprogramm der Nationalsozialisten damit entschuldigen, indem man sagt, schon die Spartaner hätten lebensunwerte Kinder den Aasgeiern preisgegeben, und die alten Ägypter hätten mit Sklaven Pyramiden gebaut, sodass die KZ des Dritten Reiches nicht den Nazis zur Last fallen dürften. Entscheidend ist doch, wer sich heute im 20. Jahrhundert gegen selbstverständliche Forderungen der Menschlichkeit und gegen die Erkenntnisse der Wissenschaft wehrt. Und dies tut die Kirche.«³⁰

Driess war überzeugt, Giese sei sich über das »teuflische« Wesen der katholischen Kirche nicht im Klaren, aber gerade in ihr hatte er selbst »die Wurzel unserer verrückten Moral« erkannt. Driess glaubte, der Klerus werde auf dem Sittengebiet nie nachgeben, ein Kompromiss mit der Kirche sei deshalb undenkbar und die einzige Taktik im Umgang mit ihr die Bekämpfung durch »Lächerlichmachung«: »Wir müssen unsere Bundesgenossen dort suchen, wo Menschen – gleichgültig aus welchen Gründen – ebenfalls wie wir einen Umbruch der Moral erstreben, oder besser ausgedrückt eine Anpassung der Moral u. der Gesetze an die Wirklichkeit des Lebens (nach Prof. A. Kinsey).«³¹ Diese Ausführungen quittierte Kurt Hiller auf dem ihm zugesandten Briefbogen mit dem handschriftlichen Kommentar »Gut!«.

Enttäuschende Reaktionen von Seiten ausgewählter Verlage

Ernst Ludwig Driess richtete seine Anfrage, ob sie das Buch herausgeben wollten, an mindestens neun verschiedene Verlage. Unter ihnen waren der Rowohlt-Verlag (zunächst Stuttgart, später Hamburg), der Verlag Kurt Haslsteiner und der Kulturaufbau-Verlag (beide Stuttgart) sowie der Regensburger Decker-Verlag. Allem Anschein nach ließ er diesen Verla-

29 Archiv KHG, Otto Hug an Kurt Hiller am 1.12.1949.

30 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 30.12.1951.

31 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 25.4.1950.

gen aber nicht in allen Fällen das gesamte Manuskript zukommen, sondern nur Auszüge und das Inhaltsverzeichnis oder lediglich eine Buchbeschreibung. In gewisser Weise ermutigend war der Kontakt mit Rowohlt. Der Verlag antwortete auf Driess' Anfrage freundlich. Er meinte, dem Buch einen Erfolg voraussagen zu können, lehnte die Herausgabe aber ab, »da es nicht in seine Produktion passe«.³² Zwei Jahre später bot Driess das Manuskript auf Empfehlung Kurt Hillers Rowohlt erneut in einer überarbeiteten Version und unter geändertem Titel an. Doch auch jetzt lehnte der Verlag ab. Man antwortete, man habe sich eingehend mit dem Inhalt befasst, doch – so Driess – die Denkschrift »würde in einem gewissen Akzent nicht mit dem Buch der Madame de Beauvoir übereinstimmen, und der Verlag müsste daher von einer Herausgabe Abstand nehmen«.³³ Driess fand die Begründung »komisch«.

Im Frühjahr 1951 interessierte sich der Verlag Kurt Haslsteiner für das Manuskript Driess', das nunmehr den Titel »Es werde Licht!« erhalten hatte. Er wünschte eine Um- und Überarbeitung, hatte aber offenbar nichts Grundsätzliches an dem Buch auszusetzen. Auch der Decker-Verlag war laut Driess bereit, das Buch zu drucken, wenn sich die Papierpreisfrage gelöst habe. Bleibt der Kulturaufbau-Verlag, dessen Position und Vorgehen in der Angelegenheit bislang unbekannt sind. Otto Hug teilte Kurt Hiller im Sommer 1951 über einen namentlich nicht genannten Stuttgarter Verlag mit: »Driess schrieb mir, ›man‹ habe sich entsetzt darüber, daß er in seinem Buch sich sehr im Gleise Hirschfelds bewege. [...] Ich schrieb ihm: lieber auf die Publikation überhaupt verzichten, als auch nur eine diesbezügliche Stelle streichen. Für mich hat das Buch ja auch Schwächen, aber die liegen ganz anderswo. Ich bezweifle langsam, ob es überhaupt noch je das ›Licht‹ erblicken wird.«³⁴ Möglicherweise bezogen sich die Angaben, die Hug hier machte, eben auf den Stuttgarter Kulturaufbau-Verlag. Laut Hug habe der Verlag »vor einem interessierten, geladenen Kreis Stücke daraus vorlesen lassen, um die Resonanz zu erfahren«. Driess selbst ging auf diese Vorgänge in seinen Briefen an Hiller nicht ein; er teilte allerdings mit, dass der Titel der Denkschrift »Es werde Licht!« als zu anstößig empfunden wurde. Daraufhin entschied er sich für den Titel »Geschlecht, Moral und Gesetz. Beiträge zur Sittenreform«.

Nach wie vor war aber Driess auch unsicher, ob er das Buch unter seinem eigenen Namen oder pseudonym erscheinen lassen sollte. Er befürchtete, »gehässige Gegner« könnten nach seinem Vorleben schnüffeln

³² Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 1.6.1950.

³³ Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 18.6.1952.

³⁴ Archiv KHG, Otto Hug an Kurt Hiller am 27.7.1951.

und ihn als »Sittlichkeitsverbrecher« und ehemaligen »Irrenhausinsassen« diskreditieren. Im Sommer 1952 schlummerte das Manuskript denn auch noch immer auf seinem Schreibtisch, und Driess überlegte, ob er im »Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel« auf Verlagssuche gehen solle. Doch scheint er diese Idee nie umgesetzt zu haben. Angesichts der homophoben Stimmung in der deutschen Gesellschaft seiner Zeit, dem gesetzlichen Kampf gegen vermeintliche »Schund- und Schmutzliteratur« und Positionierungen »klerikaler« Vertreter wie dem Bonner Amtsgerichtsrat Richard Gatzweiler (1911-1996) war Ernst Ludwig Driess schließlich so entmutigt, dass er Hiller gegenüber andeutete, es sei vielleicht gut, dass sein Buch noch nicht erschienen sei. Es wäre vermutlich ein Ladenhüter geworden.

Der einzige Teil des Buchinhalts, der heute gedruckt vorliegt, ist ein kurzer Text von Otto Hug, der im Schweizer »Kreis« Aufnahme fand.³⁵ Er war als zweites Vorwort zu Driess' Denkschrift gedacht. Über diesen Text teilte Hug Hiller mit: »Driessens Buch hat noch immer keinen Verleger gefunden. Ich hoffe sehr, durch mein ›Vorwort‹ endlich ihm helfen zu können. [...] Meine Hauptabsicht war, dem Geschreibe der schwarzen Canaille von vornherein den Garaus zu machen.«³⁶ Driess selbst zeigte sich über die Vergeblichkeit seiner Unternehmungen schließlich verzweifelt. An Hiller schrieb er: »Wenn ich die Schriften lese, die Hirschfeld, Sie, Bloch, Weininger usw. veröffentlichen könnten, dann sieht man erst, wie rückwärts wir uns entwickelt haben. Es sind bald 100 Jahre her, dass Carl Heinrich Ulrichs seine Studien herausbrachte. Kein Verlag würde heute solche Werke veröffentlichen. Wir sind also über 100 Jahre zurück.«³⁷ So verständlich Driess' enttäuschte Einschätzung im Resümee ist, muss doch angemerkt werden, dass auch der Pionier der modernen Sexualwissenschaft Karl Heinrich Ulrichs (1825-1895) seine »Forschungen über das Rätsel der mannmännlichen Liebe« ab 1864 zunächst nur im Selbstverlag herausgeben konnte.

³⁵ [Otto Hug:] Ein neues Buch von Ernst Driess, Darmstadt, wartet auf einen Verleger! In: Der Kreis 18 (1950), H. 12, S. 34f.

³⁶ Archiv KHG, Otto Hug an Kurt Hiller am 13.2.1951.

³⁷ Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 10.8.1952.

Im Spannungsfeld der Aktivistenszene – zwischen »Kämpfern« und »Dilet-Tanten«

Obwohl sich Ernst Ludwig Driess wegen seiner Kriminalisierungs- und Psychiatrisierungserfahrungen nach 1945 nur aus der zweiten Reihe heraus als Aktivist betätigen konnte, hat er nachdrückliche Spuren hinterlassen. Er zeigte sich als ein durchsetzungsfähiger Inspirator und Visionär. Wie bereits erwähnt, bemühte sich Driess ab etwa 1948 um den Aufbau einer »Gesellschaft für humane Lebensauffassung«. Diese Gesellschaft wurde im August 1949, noch während Driess in der Heil- und Pflegeheilanstalt Philippshospital einsaß, in Form des Frankfurter Vereins für humanitäre Lebensgestaltung (VhL) realisiert. Dessen erster Vorsitzender wurde der Kaufmann Heinz Meininger (1902–1983). Ebenfalls bereits 1948 plante Driess eine »Monatsschrift für humane Lebensauffassung«. Auch diese Idee wurde später durch die Vereinszeitschrift des VhL »Die Gefährten« (1952–1954) umgesetzt. Die Zeitschrift trug den Untertitel »Monatsschrift für Menschlichkeit, Wahrheit und Recht«, der auf Ernst Ludwig Driess zurückging. Und noch eine Initiative der bundesdeutschen Homophilenbewegung wurde durch Driess mitgestaltet. Den Titel für die Zeitschrift »Humanitas«, welche die Gesellschaft für Menschenrechte (GfM, zunächst Bremen, später Hamburg) ab Sommer 1953 herausgab, hatte er ebenfalls vorgeschlagen. Des Weiteren war Driess nach eigenen Angaben eine treibende Kraft hinter Heinz Meininger, die dazu beitrag, dass 1952 der Kongress »Sittengesetze und sexuelle Gleichberechtigung« des Amsterdamer International Committee for Sexual Equality (ICSE) in Frankfurt am Main stattfinden konnte.

Die konkrete Zusammenarbeit mit Heinz Meininger, Hans Giese und Paul Hugo Biederich (1907–1968), die Driess erst nach seiner Entlassung aus dem Philippshospital persönlich kennenlernte, gestaltete sich indes als schwierig. Insbesondere Heinz Meiningers Verständnis von Vereinsarbeit lehnte Driess ab. Zwar erkannte er an, dass Meininger als Idealist einen sinnvollen Beitrag in der »Bewegung« leisten könne, doch sprach er ihm das Format ab, eine Bewegung zu leiten. Driess attestierte Meininger Minderwertigkeitskomplexe und kritisierte ihn und seine Mitarbeiter scharf dafür, dass sie das »Amusement« zu sehr in den Vordergrund ihrer Arbeit stellten. Im Vereinslokal des VhL – gemeint dürfte das Kleist-Casino in der Großen Bockenheimer Straße 6–10 oder der Felsenkeller unter der Anschrift Luginsland 1 gewesen sein – wimmele es vor Strichjungen, und Meininger gehe trotz wiederholter Hausdurchsuchungen in den Räumlichkeiten des VhL durch die Frankfurter Kriminalpolizei zu leichtfertig mit den Adressen von Vereinsmitgliedern und Zeitschriftenabonnenten um.

In Verlängerung der Unwägbarkeiten, die Driess in Hinblick auf Meininger erlebte, erfuhr er Enttäuschungen im Kontakt mit Henri Methorst (1909-2007) und anderen Vertretern des niederländischen ICSE. Für den ersten internationalen Kongress des Komitees, der im Mai 1951 in Amsterdam abgehalten wurde, hatte Driess zwei Vorträge ausgearbeitet.³⁸ Doch konnte er selbst nicht an dem Kongress teilnehmen, weil die deutschen Behörden ihm aufgrund seiner Vorstrafen einen Auslandspass verweigerten. Frustriert schrieb Driess an Hiller: »Die Frankfurter (Herr Meininger und Konsorten) konnten dagegen nach Amsterdam abdampfen. Sie werden nichts sprechen, sondern sich zu amüsieren versuchen.«³⁹ Ein unerfreuliches Nachspiel hatte sein missglückter Kontakt mit Amsterdamer Kreisen, als Driess im Spätsommer 1951 nach Frankfurt fuhr, um sich dort bei Meininger wie üblich das aktuelle Heft des Schweizer »Kreis« auszuleihen. Zu seiner Überraschung erfuhr er, dass gerade 48 Niederländer in der Stadt waren, um den VhL zu besuchen, und dies schon seit acht Tagen. Unter ihnen befand sich auch Nico Engelschman (1913-1988). Keiner der Besucher aus dem Umfeld des ICSE hatte Driess im Vorfeld des Besuches Bescheid gegeben, und er gewann den Eindruck, den Niederländern gehe es ähnlich wie den Frankfurtern gar nicht um die politische Arbeit, sondern allein um das Vergnügen.

Ähnlich schwierig wie zu Heinz Meininger gestaltete sich die Beziehung Driess' zu Hans Giese, der seit Herbst 1949 unter der Frankfurter Adresse Hansallee 7 sein Institut für Sexualforschung betrieb, das auch als Geschäftsstelle des neugegründeten Wissenschaftlich-humanitären Komitees (WhK) der Nachkriegszeit fungierte. Schon im Sommer 1950 fieberte Driess seiner Entlassung aus dem Philippshospital entgegen, um dann umgehend nach Frankfurt zu fahren und sich den »Laden« anzusehen. Vermutlich wurde er aber bereits im Briefkontakt mit Kurt Hiller mehrfach über dessen Vorbehalte gegenüber Giese unterrichtet. Bald teilte Driess Hiller mit: »Ich werde da immer misstrauischer. Entweder schwimmt man dort in einem falschen Fahrwasser oder man hat ganz andere Ziele, indem man uns nur als Mittel zum Zweck zu benutzen versucht.«⁴⁰ Anfang 1951 bezeichnete Driess das Frankfurter WhK als »totgeboresenes Kind«, und nur wenig später hielt er fest: »Dr. Dr. Giese, der zunächst alles an sich gerissen hat, erwies sich als vollkommener Versager, sein Institut besteht nur noch

³⁸ Einer dieser Vortragstexte wurde später in Auszügen in der Hamburger Zeitschrift »freond« abgedruckt. Vgl. Ernst Ludwig Driess: Falsche Moral. Die deutschen Sittengesetze, ihre Widersprüche und deren Ursache. In: freond 2 (1952), H. 9, S. 4-6. Unbekannt ist, ob die volle Namensnennung Driess' mit dessen Einverständnis erfolgte.

³⁹ Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 10.8.1952.

⁴⁰ Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 1.6.1950.

dem Namen nach und alle seine Mitarbeiter haben sich verflüchtet [sic] oder führen Extra-Tänze.«⁴¹ Obwohl Driess den Kontakt mit Giese über mehrere Jahre hielt und zeitweise auch von diesem mediziniert wurde (er probierte eines der Rezepte Gieses an sich aus und nahm weibliche Sexualhormone oral ein), nannte er ihn nicht nur einen »Steigbügelhalter des Klerikalismus«, sondern qualifizierte ihn auch als »vielfache Frankfurter Null« ab.⁴² Insbesondere Gieses Vorträge seinen »maßlos ermüdend«, und anlässlich eines Auftritts, den Giese Anfang 1952 in Darmstadt absolvierte, führte Driess aus: »Herr Dr. Dr. Giese hat die glänzende Gabe, Themenüberschriften zu wählen, die viele Interessenten anlocken. Und so war auch jetzt wieder einmal der Saal voll. Man hatte den Eindruck, er lese aus einem Buche zusammenhangslose Sätze vor, und als man glaubte, er komme endlich zum Hauptteil seines Vortrags, dankte er den Zuhörern für die Aufmerksamkeit und verabschiedete sich.«⁴³

Programmatisch stand Driess Hiller sehr nah. Mit Hiller verbanden ihn nicht nur eine antiklerikale Einstellung, sondern auch Positionen des Maskulinismus und die Ablehnung des »Amüsements«. Hiller unterschied rigoros zwischen »Kämpfern« und »Dilet-Tanten«, und in einem Brief an Driess schrieb er: »Ich bin bereit, legislativ und kulturpolitisch die Femininen mitzuschützen, aber das Steuerrad des Dampfers der Bewegung gehört in maskuline Hände. Sonst geht er unter, kein Zweifel.«⁴⁴ Giese war für Hiller ein »feinerer Nazi«, der ständig versuchte, Bündnisse mit »klerikalen Kreisen« einzugehen, und Meininger als »Amüsierler« kein geeigneter Verbündeter, auf den Hiller Hoffnungen setzte. Ein weiteres Moment verband indes Driess mit Hiller: Beide waren der Überzeugung, die Homosexuellenbewegung dürfe nicht »spezialistisch«, sondern müsse »universalistisch« sein. Ihre Aktionen müssten – ähnlich wie in den 1920er Jahren – hinsichtlich ihrer Ziele und der sie unterstützenden Persönlichkeiten auf »breitere Basis« gestellt werden. Hiller verlangte unter anderem in einem programmatischen Artikel für den Schweizer »Kreis« (»Breitere Basis«), den Kampf gegen den § 175 StGB mit anderen wie den gegen den § 218 StGB (Schwangerschaftsabbruch) zu verbinden. Als Verbündete sollten »Freiheitler und Vernunftleute« gefunden werden. Dabei setzte Hiller vor allem auf Nicht-Homosexuelle in den Kreisen von »Gelehrten, Künstlern, hohen Beamten, Publizisten, Philosophen«. Hillers kritischer und um Gerechtigkeit bemühter Aktivismus war anti-klassistisch, anti-rassistisch und international, aber

41 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 18.4.1951.

42 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 26.7.1953.

43 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 29.2.1952.

44 Archiv KHG, Kurt Hiller an Ernst Ludwig Driess am 30.8.1951.

nur bedingt kollektiv: Ein Mann der »Bewegung«, so Hiller, »der arbeiterfeindlich, rassengehässig, nationalistisch, konservativ, Gegner alles befreierischen Aktivismus gemeinhin, uninteressiert an der Gerechtigkeit, frivoler Aesthet, Snob, Egozentriker, Verhöhner der Versuche weltändernder, humarer Vernunft ist«, habe in der Bewegung nichts zu suchen: »Jedenfalls nicht als Träger, höchstens als ihr Objekt.«⁴⁵ Auffallend, wie gegendert Hiller dachte. Frauen spielten in seiner Idealvorstellung einer Homosexuellenbewegung so gut wie keine Rolle.

Ernst Ludwig Driess sprach ähnlich wie Hiller von äußeren wie von inneren »Feinden« der homosexuellen Emanzipationsbewegung. Unter Erstern verstand er vor allem die Kirche und die Vertreter einer christlichen Geschlechtsmoral. Letztere machte er in denjenigen aus, die sich amüsieren wollten. Driess gab sich überzeugt: »Es müssen neue Männer gefunden werden, die ihre Aufgabe nicht darin sehen, Freundschaftsverbindungen anzuknüpfen, sondern [die] die großen Ziele vor Augen haben.«⁴⁶ In diesem Zusammenhang sprach er gern von den »Nachtschattengewächsen« der Bewegung, »Wölfen im Schafspelz« und »dieser Sippschaft«, gegen die Front zu machen sei. Driess wünschte sich eine wissenschaftliche Zeitschrift, in der jeglicher »süßliche Kitsch« vermieden und der »Kampf« nicht nur unter dem Blickwinkel der Homosexualität gemeistert werde, denn der § 175 StGB sei Teil einer größeren Problematik. Dabei gab er sich überzeugt: »Die Spezialaufgabe hält sich jeder drei Schritte vom Leib, weil er befürchtet, in einen falschen Verdacht zu geraten.«⁴⁷ Außerdem traten Menschen, die nicht vom § 175 betroffen seien, einer Organisation, die sich nur dessen Beseitigung zum Ziel setzt, auch nicht bei.

Von der vorübergehenden Bereitschaft, sich einbinden zu lassen:
»Die Gefährten«

Am 1. Advent 1951 fand in Frankfurt am Main eine Tagung statt, die das Ziel hatte, alle existierenden Homophilen-Gruppen der Bundesrepublik Deutschland unter der Bezeichnung »Verein zur Pflege humanitärer Lebensgestaltung« zusammenzuführen. Es sollten »Kampfgruppen« statt »Amusementklubs« gegründet werden, die auf eine »breitere Basis« gestellt waren und eine Abkehr von allen »Äußerlichkeiten« verfolgten, »die

45 Keith Llurr [= Kurt Hiller]: Breitere Basis. In: *Der Kreis* 19 (1951), H. 7, S. 11–13, hier S. 13.

46 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 18.4.1951.

47 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 18.6.1952.

uns schaden«.⁴⁸ Offenbar hatte Kurt Hillers programmatischer Artikel im »Kreis« für diese Tagung Pate gestanden, auch wenn Hiller selbst nicht an ihr teilnahm. Ernst Ludwig Driess sprach später von etwa 30 Teilnehmern aus Städten wie Hamburg, Hannover, Düsseldorf, München, Karlsruhe, Wiesbaden und Frankfurt, unter ihnen Heinz Meiningen, Hermann Weber (1882–1955),⁴⁹ Johannes Dörrast (1914–?) und Charles Grieger (1903–?). Gebildet wurde zunächst ein provisorischer Vorstand des neuen Dachverbands, dem auch Driess angehörte. Ansonsten ist über diesen Vorstand, den angestrebten Zusammenschluss und die meisten untergeordneten Gruppen aber kaum etwas bekannt.⁵⁰ Vermutlich war der erweiterte Verein zur Pflege humanitärer Lebensgestaltung nur wenig effizient. So kam es bereits zu Konflikten, als die Redaktion der Hamburger Zeitschrift »Die Freunde« Anfang 1952 ihre Zeitschrift eigenmächtig zum »Amtsblatt« erhob. Nur wenig später musste sie ihr Erscheinen einstellen bzw. nannte sich in »freond« um, doch spielten hier äußere Umstände eine wichtige, wenn nicht gar die entscheidende Rolle: Nach Ansicht der Hamburger Staatsanwaltschaft verstießen die März- und Aprilhefte 1952 der »Freunde« wegen »unzüchtiger« Abbildungen gegen das Pressegesetz.

Wenig später ging deshalb auch Heinz Meiningen daran, eine Alternative für »Die Freunde« als Mitgliederzeitschrift des Vereins für humanitäre Lebensgestaltung zu gründen: »Die Gefährten« finanzierten sich ganz maßgeblich aus den Mitgliedsbeiträgen des Frankfurter Vereins, die Zeitschrift war aber auch an Kiosken in benachbarten Städten wie Offenbach und Darmstadt erhältlich. Ernst Ludwig Driess konnte sich in den ersten beiden Ausgaben der neuen Zeitschrift nachdrücklich einbringen. Er verfasste unter Pseudonym (»Drisdar«) eigene Beiträge, betreute Texte von Hermann Weber und Heinz Meiningen redaktionell und »schmuggelte« fingierte Leserbriefe in das Heft, um auf diese Art und Weise Einfluss auf

48 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 30.12.1951.

49 Zu Hermann Weber siehe Raimund Wolfert: Hermann Weber – Leben und Wirken eines »Gentleman«. In: Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft 53 (2015), S. 27–42.

50 Um die Mitte der 1950er Jahre dürften der VhL und die Internationale Freundschaftsloge (IFLO) in Bremen die größten und renommiertesten Interessensorganisationen deutscher »Homophiler« gewesen sein. Der VhL verkündete Anfang 1954, die IFLO und er selbst hätten ihr »Interessen- und Betreuungsgebiet« bundesweit in zwei »Hauptsektionsgruppen« aufgeteilt. Vgl. N.N.: Aus dem Vereinsleben. In: Die Gefährten 3 (1954), H. 1, S. 25. Insofern scheint es vorübergehend wirklich zu einem Zusammenschluss mehrerer westdeutscher Gruppen unter dem Namen des VhL gekommen zu sein. Zur Bremer IFLO siehe Raimund Wolfert: Zwischen den Stühlen – die deutsche Homophilenbewegung der 1950er Jahre. In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hg.): Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung. Bielefeld 2014, S. 87–104.



Abb. 3: Die Monatszeitschrift
 »Die Gefährten« erschien zwischen
 Mai 1952 und August 1954 mit insgesamt
 24 Ausgaben, Cover des ersten Heftes

Meininger zu nehmen, ohne dass dieser es bemerkte.⁵¹ Als Driess die erste Ausgabe der Zeitschrift in Händen hielt, war er gleichwohl entsetzt. Ihn irritierte die »schmierige Bildgestaltung« Meiningers in Form von Fotos, die nicht abgesprochen waren, und es war für ihn keine Entschuldigung, dass diese ganzseitigen Bilder nicht in der Seitenzählung der Zeitschrift berücksichtigt worden waren.⁵² Meininger hatte nämlich geplant, der gebundene Jahrgang der »Gefährten« solle dem Rechtsausschuss des Deutschen Bundestags überreicht werden, und zu diesem Zweck sollten die

51 Die Artikel, die Ernst Ludwig Driess für »Die Gefährten« verfasste, sind Lud[wig] Drisdar: Unsere Forderungen ... und eine notwendige Klarstellung. In: Die Gefährten 1 (1952), H. 1, S. 7-9; Lud[wig] Drisdar: Die Geschichte eines Wahnsinns. In: Die Gefährten 1 (1952), H. 2, S. 10-14; Lud[wig] Drisdar: Was lehrt uns der Kinsey-Report? In: Die Gefährten 1 (1952), H. 4, S. 8-12.

52 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 10.8.1952.

Bilder wieder aus der Sammlung entfernt werden. Driess nahm infolgedessen nur bis Mitte 1952 an den Redaktionssitzungen der »Gefährten« teil und zog sich dann frustriert von der Zusammenarbeit zurück, weil er sich nicht wertgeschätzt fühlte und der Meinung war, die Zeitschrift sei noch unter dem Niveau der Hamburger »Freunde«.

Eine kritische analytische Auseinandersetzung mit der Monatszeitschrift »Die Gefährten«, die von Mai 1952 bis August 1954 mit immerhin 24 Ausgaben erschien, ist heute leider immer noch ein Desiderat. Zu ihren Mitarbeitern gehörte neben dem Publizisten Johannes Werres (1923–1990) offenbar auch der Frankfurter Lyriker August Kruhm (1892–1973), den Driess ansonsten aber als »typische Huch-Nein-Tante, eine urkommische Figur u. dazu sanftes Lamm« abqualifizierte.⁵³ Die anderen überwiegend jungen Mitarbeiter in der Zeitschrift ließ Driess gelten, doch merkte er in Bezug auf sie kritisch an: »Sie kennen nicht einmal Hirschfelds Schriften, was ja nicht verwunderlich erscheint, denn diese Schriften existieren in Deutschland nur noch in ganz wenigen Exemplaren. Es wird abzuwarten sein, was man mit diesen Leuten anfangen kann.«⁵⁴ Die einzige erfreuliche Ausnahme im Mitarbeiterstab Meiningers war für Driess Carl Trefz, den er als »durchaus männliche Gestalt im Auftreten und Denken« bezeichnete.⁵⁵

Vom 29. August bis zum 2. September 1952 richtete das International Committee for Sexual Equality unter dem Titel »Sittengesetze und sexuelle Gleichberechtigung« seinen zweiten internationalen Kongress in Frankfurt aus. Nach eigenen Angaben hatte Ernst Ludwig Driess einst Heinz Meiningen dazu bewegen können, nach Amsterdam zu fahren, um den Antrag auf Ausrichtung dieses Kongresses zu stellen. Wegen der früher erwähnten Hausdurchsuchung bei Driess in Zusammenhang mit dem Eichberg-Prozess konnte er selbst aber nur in Teilen an den Veranstaltungen teilnehmen. Vom Kongressauftakt, den vor allem Hermann Weber und der Schwede Eric Thorsell (1898–1980) bestritten, zeigte er sich enttäuscht. Angetan war er allerdings von den Beiträgen der Rechtsan-

⁵³ Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller an 29.3.1952. Zu Kruhm vgl. auch Raimund Wolfert: »Musik ist kein Strohhalm, der zerbricht ...«. August Kruhm (1892–1973), eine bio-bibliographische Skizze. In: Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft 57 (2017), S. 47–51.

⁵⁴ Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 10.8.1952.

⁵⁵ Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 18.6.1952. Bislang hat sich nicht ermitteln lassen, ob Carl Trefz mit dem Wiesbadener Kaufmann Karl Trefz identisch war, der 1899 in Stuttgart geboren wurde. Vgl. HStAD, Bestand G 12 A in 19/8 (Blatt 1409). Von Trefz erschien in der Juli-Ausgabe der »Gefährten« ein Artikel, vgl. Carl Trefz: Streiflichter aus der Arbeit des VhL. In: Die Gefährten 1 (1952), H. 3, S. 8–10.

wählte Eduard Seidl und Joseph Klibansky (1902-1957) am vierten Kongressstag.⁵⁶ Insbesondere Klibansky sprach Driess ganz aus dem Herzen: Die Homosexuellen führten ihren Emanzipationskampf falsch, da die wahre Ursache für die Diskriminierung und Ungleichbehandlung in der christlichen Geschlechtsmoral liege. Bestätigung in Bezug auf die eigenen Positionen fand Driess ebenfalls bei niederländischen Kongressteilnehmern wie Nico Engelschman und Henri Methorst. Sie sollen scharfe Kritik an den deutschen Publikationen ihrer Zeit für Homosexuelle geäußert haben, so Driess: »Man möge nicht glauben, dass man mit solchen Schriften für unsere Sache werben könne.«⁵⁷ Hoffnungen setzte man in Amsterdam deshalb in den viersprachigen »Newsletter des ICSE«, der ohne Abbildungen auskam, und es wurde ein beratendes Komitee gefordert, in das Persönlichkeiten wie Alfred Kinsey (1894-1956), Norman Haire (1892-1952) und Kurt Hiller zu berufen seien.⁵⁸ Konkrete Petitionen wurden an die Kirchen, die Weltgesundheitsorganisation (WHO) und die UNESCO verschickt. Gleichwohl hielt Driess resümierend fest: »[...] es war eigentlich nur eine Tagung von Menschen, die sich über organisatorische Fragen berieten und eine kleines Pflänzchen mit Wasser begossen, damit es nicht zugrunde geht. Ob es wachsen kann, wird erst die Zukunft beweisen.«⁵⁹

Wie schon im Fall der Mitarbeiter Heinz Meiningers in der Zeitschrift »Die Gefährten« gab Ernst Ludwig Driess jüngeren Kräften eine gewisse Chance, er verband seine wahren Hoffnungen aber im Grunde mit älteren, »männlichen« Mitstreitern. Doch die konnte er im Organisationsteam um den Frankfurter Kongress nicht oder nur bedingt ausmachen. Insbesondere der mittlerweile 70-jährige Hermann Weber enttäuschte ihn. Zwar

56 Über Eduard Seidl haben sich bislang noch keine Angaben ermitteln lassen. Die Rede Klibanskys wurde später in zwei Teilen in der Zeitschrift »Die Gefährten« abgedruckt. Vgl. Joseph Klibansky: Meine Damen und Herren. In: *Die Gefährten* 1 (1952), H. 6, S. 2-6 und H. 7, S. 1-3. Die Rede Seidls erschien hier als Eduard Seidl: Keine Strafe ohne Rechtsgrund. In: *Die Gefährten* 1 (1952), H. 7, S. 3-7 und H. 8, S. 5-8. Driess kritisierte später Meininger stark dafür, dass er den Redebeitrag Klibanskys nicht nach dem Manuskript, sondern nur nach dem Stenogramm veröffentlicht hatte.

57 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 17.9.1952.

58 Der »Newsletter des ICSE« wurde zwar bereits 1951 realisiert, doch schien er die Erwartungen, die an ihn gestellt wurden, nur bedingt zu erfüllen. Noch 1953 soll er nur etwa 150 Abonnenten gehabt haben, vgl. den norwegischsprachigen Beitrag N.N.: *Referat fra I.C.S.E.s 3. kongress, avholdt i Amsterdam 12.-14. september 1953*. In: *Clubbnnytt* 1 (1953), H. 5, S. 1 f, hier S. 2. Der »Newsletter des ICSE« existierte gleichwohl bis Februar 1964. Ob Kinsey und Hiller um ihre Mitarbeit gebeten wurden, ist unbekannt, da auch zur Geschichte des ICSE noch keine Studie vorliegt. Norman Haire verstarb am 11. September 1952, also nur wenige Tage nach dem Frankfurter ICSE-Kongress.

59 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 17.9.1952.

charakterisierte Driess Weber als »grundanständigen« Menschen, doch behauptete er, ihm fehlten die Kraft und der Willen, »die Meininger-Clique abzuschütteln«.⁶⁰ Weber sei »ohne Zweifel der Spielball Meiningers, dessen Unfähigkeiten er klar und deutlich erkennt. Trotzdem steift er ihm den Rücken und erklärt ihn für unersetztlich. Wenn man das alles erlebt hat, vergeht einem jede Lust, zumal eine Änderung der Dinge in diesem Frankfurter Verein nicht möglich ist. [...] Es hätte weiß Gott nichts geschadet, wenn 1951 der ganze Verein aufgelöst worden wäre.«⁶¹

Worauf Ernst Ludwig Driess mit der Angabe »1951« anspielte, wird nicht ganz deutlich, aber vermutlich dachte er an die Tagung aller bundesdeutschen Homophilen-Gruppen vom 1. Advent 1951. Zwei Jahre später teilte Driess Hiller mit, dass auch Horst Krüger (1915-?) aus Wiesbaden an dieser Tagung teilgenommen habe. Krüger gehörte der SPD an und war zunächst Archivar und dann Pressereferent beim Hessischen Landesamt für Verfassungsschutz, bis er 1953 aus diesem Amt ausschied.⁶² Auslöser hierfür war ein Verfahren vor dem Landgericht Wiesbaden, in dem Krüger wegen Vergehen gegen § 175 StGB zu acht Monaten Gefängnis verurteilt wurde. In seiner Funktion als Mitarbeiter des Verfassungsschutzes soll Krüger zuvor aber selbst Homosexuelle bespitzelt haben, soweit sie parteipolitisch tätig waren. Sein Auftrag lief darauf hinaus, unbequeme Mitglieder – wohl vor allem der SPD – »unmöglich« zu machen, und zu diesem Zweck verfügte er über ein Agentennetz in ganz Hessen. Zu den homosexuellen Opfern, die er bespitzelte, soll selbst der Frankfurter Oberbürgermeister Walter Kolb (1902-1956) gehört haben. Hiller gegenüber resümierte Driess angewidert: »Es ist eine wurmige Gesellschaft. Ich habe genug davon.«⁶³ Wenige Monate später bekräftigte er seine Abkehr von der Homosexuellenbewegung. Wiederum an Hiller schrieb er: »Ob in Deutschland noch Hs-Schriften kursieren, weiß ich nicht. In Darmstädter Kiosken stehen jedenfalls keine aus. Es sind auch keine unter der Theke zu erhalten. Ich bin darüber nicht ärgerlich. Von den Skribenten dieser Zeitschriften kommt keine Erneuerung. Sie schaden uns nur.«⁶⁴

60 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 30.3.1954.

61 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 26.7.1953.

62 Zu Krüger siehe unter anderem N.N.: Verfassungsschutz. Wie bei Edgar Wallace. In: Der Spiegel vom 4.11.1953, S. 16 f.

63 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 5.1.1954.

64 Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 30.3.1954.

Resümee

Die Geschichte zu LSBTI in der deutschen Nachkriegszeit weist noch immer empfindliche Lücken und Leerstellen auf.⁶⁵ So ist es besonders bedauerlich, dass es nach wie vor keine Studie zum Frankfurter Verein für humanitäre Lebensgestaltung, seine Protagonisten und sein Aktivitätsniveau gibt – dies auch vor dem Hintergrund, dass nach wie vor ungeklärt ist, welche Bedeutung die Frankfurter »Homosexuellenprozesse« 1950/51 für den Niedergang bzw. das Fortbestehen der zweiten deutschen Homosexuellenbewegung hatten.⁶⁶ Im Briefwechsel zwischen Ernst Ludwig Driess und Kurt Hiller etwa spielten sie keine Rolle. Wie das Beispiel Driess aber veranschaulicht, war der VhL ab etwa 1951 maßgeblich an den Bemühungen beteiligt, einen nationalen Dachverband für alle Homophilen-Vereinigungen der Bundesrepublik Deutschland zu etablieren. Zu diesem Zeitpunkt dürfte der Verein kaum mehr als 30 bis 40 Mitglieder gehabt haben, von denen sich jedoch noch weniger »ernsthaft« mit der Sache beschäftigten.⁶⁷ Diesen Aktivisten ging es um die Einbettung der deutschsprachigen Emanzipationsbewegung in einen europäischen Kontext. Sie scheiterten nicht nur an der homophoben und klerikalen »Großwetterlage« im Deutschland der Nachkriegszeit, sondern auch an inneren Konflikten und Gegensätzen. Welche Rolle der bundesdeutsche Verfassungsschutz in diesem Zusammenhang spielte, ist ebenfalls noch immer unklar.⁶⁸

65 Grundlegende und nach wie vor gültige Arbeiten zu einer noch zu schreibenden Gesamtdarstellung der deutschen »Homophilenbewegung« nach 1945 sind neben meinen eigenen bereits angeführten Artikeln vor allem Karl-Heinz Steinle: Die Geschichte der Kameradschaft die runde 1950 bis 1969 (Hefte des Schwulen Museums, Nr. 1). Berlin 1998; Andreas Pretzel: Berlin – »Vorposten im Kampf für die Gleichberechtigung der Homoeroten«. Die Geschichte der Gesellschaft für Reform des Sexualrechts e.V. 1948–1960 (Hefte des Schwulen Museums, Nr. 3). Berlin 2001.

66 1950/51 kam es zu einer wahren Verhaftungswelle in Frankfurt am Main, die etliche Beobachter und Betroffene an das Vorgehen der Nationalsozialisten erinnerte. Die polizeilichen Maßnahmen verschärften sich erheblich im Zuge der Inhaftierung eines minderjährigen »Strichjungen«, der zahlreiche homosexuelle Männer denunzierte, und in deren Folge es zu etwa 240 Ermittlungen, 100 Verhaftungen und 75 Anklagen sowie nachweisbar zu mindestens zwei Selbsttötungen kam. Aktuell hierzu siehe Daniel Speier: Die Frankfurter Homosexuellenprozesse zu Beginn der Ära Adenauer – eine chronologische Darstellung. In: Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft 61/62 (2018), S. 47–72.

67 Vgl. Raimund Wolfert: Hermann Weber (wie Anm. 49), S. 40.

68 Belegt ist, dass sich um 1953 auch das Hamburger Landesamt für Verfassungsschutz für eine Organisation für Homosexuelle interessierte. Es befand zwar, bei der Gesellschaft für Menschenrechte (GfM) handele es sich nicht um eine kommunistische Tarnorganisation, doch die der Gruppierung angegliederte Arbeitsgemeinschaft zur Pflege der Hu-

Ernst Ludwig Driess erweist sich vor dem Hintergrund der Ereignisse seiner Zeit als ein engagierter Aktivist, der sich über einen Zeitraum von etwa vier Jahren nachdrücklich bemerkbar gemacht hat. Er kämpfte dabei gleichzeitig an zwei Fronten. Zum einen tat er sich als vehemente Psychiatriekritiker hervor, zum anderen bemühte er sich in der Gefolgschaft Kurt Hillers um den Aufbau einer »kämpferischen«, politischen Homosexuellenbewegung, die sich nicht dem »Amusement« verschrieb. Wegen seiner Vorstrafen und seines langjährigen Aufenthalts in der Psychiatrie – den er schlimmer als eine Gefängnishaft erlebt hatte, der ihm aber auch als Ansporn zur Selbstvergewisserung diente – konnte er dies jedoch nur unter Pseudonym tun. Stets musste er befürchten, dass Gegner, Widersacher und Neider von seiner Vorgeschichte erfahren und mögliche Erkenntnisse gegen ihn ausspielen konnten. Dass Driess bis etwa 1936 als politischer »Mitläuf er« des NS-Regimes eingestuft werden muss, spielte für ihn in späteren Jahren hingegen keine Rolle, und dass sein sexuelles Begehen vorrangig Minderjährigen galt, konnte er vermutlich in mehreren Zusammenhängen überspielen und umdeuten. Auch wenn sein Buchmanuskript über »Sexualprobleme« bis heute als verschollen gelten muss, ist Ernst Ludwig Driess' Bedeutung als wichtiger Inspirator und Visionär der bundesdeutschen Homophilenbewegung nicht zu bestreiten. Tendenziell gehörte Driess wie Kurt Hiller und Werner Becker zur »Fraktion« der politischen »Fundamentalisten«, die sich von vermeintlichen Opportunisten wie Hans Giese, Paul Hugo Biederich und Willi Pamperin (1902–1966) abgrenzten.⁶⁹ Die »Opportunisten« wollten keine kategorischen Forderungen an den Gesetzgeber stellen, sondern nur »das Mögliche auch rechtlich zur Wirklichkeit« werden lassen.⁷⁰ Das heißt, sie verfolgten eine »Politik der kleinen Schritte« und hätten sich in den 1950er Jahren auch mit einer Teil-Entkriminalisierung der männlichen Homosexualität zufriedengegeben.

Ernst Ludwig Driess war Maskulinist, und er sah den größten Feind der homosexuellen Emanzipation in der katholischen Kirche. Bemerkenswert

manität sei eindeutig als Interessenvertretung »homosexueller Elemente« in der Hansestadt bekannt. Vgl. Herbert Hoven (Hg.): Der unaufhaltsame Selbstmord des Botho Laserstein. Ein deutscher Lebenslauf. Frankfurt a.M. 1990, S. 79. Auffallend ist der Name der »Arbeitsgemeinschaft zur Pflege der Humanität«, der offensichtlich in der Tradition des bundesdeutschen Zusammenschlusses aller homophilen Vereinigungen unter der Bezeichnung »Verein zur Pflege humanitärer Lebensgestaltung« stand.

69 Zu Pamperin siehe Raimund Wolfert: Willi Pamperin und die »Wiederherstellung der vor dem Jahr 1933 gültigen Rechtsprechung zu dem Strafrechtsproblem des § 175 StGB« in der DDR. In: Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft 57 (2017), S. 52–64.

70 Vgl. hierzu Wolfert: Homosexuellenpolitik (wie Anm. 24), S. 45–68.

ist daneben seine Vorstellung von den inneren »Feinden« der Homosexuellenbewegung. Es waren dies »Nachtschattengewächse«, zu denen er etwa Heinz Meininger zählte, aber auch »Steigbügelhalter des Klerikalismus« wie Hans Giese. Driess warb im öffentlichen Diskurs für Wissenschaftlichkeit und grenzte sich von vermeintlich diskreditierendem Bild- und Textmaterial ab, das auf das homosexuelle Begehrten zugeschnitten war. Er stand dabei für ein Vorgehen nach Magnus Hirschfeld, doch ist die Materiallage nach wie vor zu dünn, um zu entscheiden, wie durchdacht, konsequent und stabil diese Orientierung an Hirschfeld für Driess überhaupt war. Das Urteil Otto Hugs, Driess' Buchmanuskript stehe in der Tradition Hirschfelds, erfolgte im Briefwechsel mit Kurt Hiller und mag darauf abgezielt haben, Hiller von der Qualität eines Manuskripts zu überzeugen, das er selbst nie gelesen hatte.

Driess selbst behauptete Hiller gegenüber in einem Rückblick, dass er im Alter von 19 Jahren erstmals eine Schrift Hirschfelds gelesen habe, und er führte über sich und seine Freunde von damals aus: »Wohl waren wir begeisterte Anhänger von Dr. Magnus Hirschfeld u. seiner Bewegung und lebten mit der Sache seines Kampfes. Aber unser außerberufliches Lebensgebiet war damals der Sport. Dann kam das 3. Reich ... und nach dem Zusammenbruch mussten wir erleben, dass nicht nur all das, was einst Hirschfeld u. seine Mitarbeiter lehrten u. erkämpften, in Vergessenheit geraten war, sondern die Nazigesetze u. Naziauffassungen gerade auf unserem Gebiete weiter dominierten.«⁷¹ In der psychiatrischen Anstalt Philippshospital, in der Ernst Ludwig Driess sein Buchmanuskript Ende der 1940er Jahre weitgehend verfasste, standen ihm vermutlich eher wenige Schriften Hirschfelds zur Verfügung. Zum einen waren sie, wie Driess selbst schrieb, in deutschen Bibliotheken kaum noch erhältlich, zum anderen dürfte sein Freund Ludwig Georg Hoffmann noch weniger von ihnen in die Klinik »eingeschmuggelt« haben.

Dennoch ist es bemerkenswert, wie oft sich Ernst Ludwig Driess in Verweisen auf seine wie auf andere Veröffentlichungen (zu denken ist etwa an den erwähnten Artikel Ludwig Lewys in der »Gießener freien Presse«) auf Magnus Hirschfeld bezog. Aus heutiger Sicht scheint Driess mit seinem Engagement für eine Entkriminalisierung der Homosexualität in der frühen Nachkriegszeit vor allem daran gescheitert zu sein, dass weder innerhalb noch außerhalb einschlägig engagierter Kreise in der Tradition Hirschfelds ein Neustart der homosexuellen Emanzipationsbewegung zu bewältigen war. Jüngere Mitarbeiter im Frankfurter VhL kannten seine Schriften nicht, und Verleger, Publizisten und potenzielle Leser entsetz-

⁷¹ Archiv KHG, Ernst Ludwig Driess an Kurt Hiller am 5.6.1949.

ten sich, wenn sie erkannten, dass sich Driess »im Gleise Hirschfelds« bewegte. Dies zeigt, wie diskreditiert der Name Magnus Hirschfelds nach 1945 war, doch bleibt auch die Frage, worin das »Gleis« Hirschfelds eigentlich bestand. Driess sah in ihm offenbar die um Objektivität bemühte wissenschaftliche Argumentation jenseits des »Amusements« – Hans Giese deutete es hingegen als subjektiv motivierte Dienstbarmachung der Wissenschaft für Betroffene.⁷² Giese lehnte die »Tradition Hirschfelds« aufs Entschiedenste ab. Beide Konzeptionen waren jedoch in gewisser Weise Projektionen, die zum Teil auf Nichtwissen beruhten. Die Driess'sche, positive Vorstellung von der Arbeit Hirschfelds dürfte dieser näher gekommen sein als die negative Vorstellung Gieses. Doch wie auch immer, die »Homophilen« der Nachkriegszeit hatten offenbar keine Chance, wenn sie im Namen der Wissenschaft das Wort erhoben. Ihnen blieb jenseits der Kriminalisierung nur der Rückzug ins Private – und in die Resignation.

⁷² Vgl. Liebeknecht (wie Anm. 24), S. 124.

Der lange Weg zur Rehabilitierung

*Zum Nachwirken des § 175 StGB bis in die Gegenwart**

GEORG HÄRPFER**

Am 22. Juni 2017 beschloss der Deutsche Bundestag das Gesetz zur strafrechtlichen Rehabilitierung der nach dem 8. Mai 1945 wegen einvernehmlicher homosexueller Handlungen verurteilten Personen (StrRehaHomG). Diesem Beschluss ging ein langer Kampf um die Aufhebung der menschenrechtswidrigen, in der BRD und der DDR ergangenen Urteile voraus, die zwischen 1945 und 1994 zehntausende Menschen aufgrund ihres gleichgeschlechtlichen Begehrens kriminalisierten. Allerdings wirft die Umsetzung des Gesetzes neue Probleme auf, die es angesichts des Alters der zu Unrecht Verurteilten möglichst rasch zu lösen gilt. Der Beitrag skizziert zunächst die Geschichte des § 175 StGB, schildert dann die Auseinandersetzungen um die Rehabilitierung der Verurteilten und diskutiert schließlich diese Fragen: Welches sind die drängendsten Schwierigkeiten bei der Umsetzung des Gesetzes von 2017? Was sollte getan werden, um diese Probleme zu bewältigen? Und wer verhindert zügige Lösungen?

Eine kurze Geschichte des § 175 StGB

Am 1. Januar 1872 trat im neu gegründeten Deutschen Reich ein Strafgesetzbuch in Kraft, das die männliche Homosexualität unter Strafe stellte. In Bayern, Württemberg-Hohenzollern und Baden war Homosexualität, den Regelungen des französischen Code Napoleon entsprechend, zuvor straffrei gewesen. Der aus dem preußischen Recht stammende § 175 RStGB lautete: »Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Tieren begangen wird, ist mit Gefängnis zu bestrafen.« Das Reichsgericht legte diese Bestimmung so aus, dass »nur« sogenannte beischlafähnliche Handlungen, nicht jedoch die gegenseitige Masturbation bestraft wurden.

* Eine Queer Lecture zum Thema ist für den 11. Juni 2019 in Berlin angesetzt.

** Ich bin langjähriges Mitglied im Vorstand der Bundesinteressenvertretung schwuler Senioren (BISS). Der Text spiegelt also die Perspektive eines Mannes, der in den geschilderten Auseinandersetzungen selbst Position bezogen hat.

Ab dem 1. September 1935 galt in Deutschland eine neue Fassung des § 175. Im Kern hoben die Nationalsozialisten die Beschränkung auf beischlafähnliche Handlungen auf und verschärften damit die Strafrechtsverfolgung wesentlich. Nun war nicht mehr »nur« der Oral- und der Analverkehr, sondern jegliche homosexuelle Handlung strafbar. Das reichte von Berührungen und Küssen bis zu gegenseitiger Onanie. Jede Handlung unter Männern, die sich auf die Erregung oder die Befriedigung der eigenen oder fremden Geschlechtsslust richtete, so die Rechtsprechung des Reichsgerichts, war zu bestrafen, weil dadurch das allgemeine Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzt wurde. Bis 1945 wurden ungefähr 50.000 Personen verurteilt. Etwa 10.000 schwule Männer wurden in Konzentrationslager gebracht und dort bestialisch gequält. Die meisten von ihnen haben die Konzentrationslager nicht überlebt.¹

Nach 1945 wurde die NS-Fassung des § 175 in den westlichen Besatzungszonen relativ zügig übernommen, entgegen einer anderslautenden Empfehlung des vom Alliierten Kontrollrat eingesetzten Juristischen Prüfungsausschusses vom Dezember 1946. Dementsprechend wurde die Verfolgung homosexueller Männer später auch in der Bundesrepublik fast bruchlos weitergeführt. Die Bundesregierung unter Konrad Adenauer und die Kirchen betrachteten die »Wahrung der Sittlichkeit« als ihre gemeinsame Aufgabe. Der Staat sicherte die sittlichen Forderungen der Kirchen durch die Strafgesetze ab. Der sogenannte Kuppelparagraf hinderte Eltern, Hoteliers und Vermieter daran, unverheiratete Paare gemeinsam übernachten zu lassen, und der § 175 bedrohte Männer, die Sex mit Männern hatten, nach wie vor mit Gefängnisstrafen. Homosexuelle Männer galten als Gefahr für Familie, Gesellschaft und Staat. Bis 1969 wurden in der Bundesrepublik 50.000 bis 60.000 Männer wegen gleichgeschlechtlicher »Unzucht« verurteilt. Etwa 100.000 Männer gerieten in staatliche Ermittlungsverfahren und wurden angeklagt. Besonders perfide ist es, dass viele Männer, die die nationalsozialistischen Konzentrationslager überlebt hatten, nach 1945 den Rest ihrer Strafen in westdeutschen Gefängnissen verbüßen mussten.² Der Religionsphilosoph und Historiker Hans-Joachim Schoeps hat 1963 zutreffend festgestellt: »Für die homosexuellen Männer ist das Dritte Reich noch nicht zu Ende.«³

- 1 Rüdiger Lautmann/Winfried Grikschat/Egbert Schmidt: Der rosa Winkel in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern. In: Rüdiger Lautmann (Hg.): Seminar: Gesellschaft und Homosexualität. Frankfurt a. M. 1977, S. 325-365.
- 2 Vgl. dazu den Beitrag von Raimund Wolfert in diesem Band.
- 3 Hans-Joachim Schoeps: Überlegungen zum Problem der Homosexualität. In: Hermanus Bianchi u. a.: Der homosexuelle Nächste. Ein Symposium. Hamburg 1963, S. 74-114, hier S. 86.

Es gab in der frühen Bundesrepublik allerdings auch Kritik am § 175 StGB. 1951 hatte der Deutsche Juristentag mit knapper Mehrheit das Ende der Strafbarkeit von männlicher Homosexualität unter Erwachsenen befürwortet. Doch noch im gleichen Jahr erklärte der Bundesgerichtshof die NS-Fassung des Strafrechtsparagrafen für verfassungskonform und entschied, dass man sie im demokratischen Rechtsstaat weiterhin anwenden könne.⁴ Diese Auffassung vertrat auch das Bundesverfassungsgericht (BVerfG), das am 10. Mai 1957 die Verfassungsbeschwerden von zwei nach § 175 StGB verurteilten Männer ablehnte. Der eine, Günter R., hatte in seiner Beschwerde argumentiert, der Umstand, dass nur homosexuelle Männer verfolgt würden, weibliche Homosexualität dagegen straffrei bliebe, verstöße gegen Artikel 3 des Grundgesetzes (GG), wonach niemand »wegen seines Geschlechts benachteiligt oder bevorzugt« werden darf. Das BVerfG lehnte diese Beschwerde ab, indem es – ganz den sexistischen und misogynen Denkmustern der Zeit verhaftet – der weiblichen Sexualität allein eine »hinnehmende und zur Hingabe bereite Funktion« zuschrieb und sie eng mit Mutterschaft verknüpfte. Anders als schwule Männer, so das Argument, neigten lesbisch liebende Frauen nicht dazu, »einem hemmungslosen Sexualbedürfnis« zu verfallen. Deswegen sei der Gesetzgeber im Recht, wenn er allein die männliche Homosexualität bestrafe. Auch die Beschwerde des Hamburger Oskar K. wies das BVerfG zurück. K. hatte darauf hingewiesen, dass § 175 StGB gegen das im Art. 2 GG verbürgte »Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit« verstöße. Demgegenüber betonte das Gericht die Bedeutung christlicher Moralvorstellungen und behauptete, dass das Strafrecht dieses »Sittengesetz« zu schützen habe.⁵

Dieses Urteil hat dazu geführt, dass homosexuelle Männer ab 1957 bis weit in die 1960er Jahre hinein verstärkt verfolgt wurden. Die Polizei führte in vielen Städten die in der Zeit des Nationalsozialismus verschärften Kontrollen an einschlägigen Treffpunkten fort und brachte ihre Erfassung von schwulen Männern (die sogenannten Rosa Listen) auf den neuesten Stand. Die Polizisten und Juristen, die diese Verfolgung betrieben, waren oft auch schon vor 1945 in Amt und Würden gewesen. Genauso im juristischen Dienst der frühen Bundesrepublik fanden sich viele ehemalige Parteigänger der NSDAP. So passierte es nicht selten, dass Angeklagte, die schon in der NS-Zeit verurteilt worden waren, nach 1945 wieder denselben Richtern und Staatsanwälten gegenüber standen. Die

4 Vgl. dazu Christian Schäfer: »Widernatürliche Unzucht« (§§ 175, 175a, 175b, 182 a.F. StGB). Reformdiskussion und Gesetzgebung seit 1945. Berlin 2006.

5 BVerfGE 6, 389, 10.5.1957.

gesamte Rechtspraxis bezüglich männlicher Homosexualität war in den 1950er und 1960er Jahren mithin vom Geist des »Dritten Reichs« geprägt.

Diese Verfolgung hatte Auswirkungen auf das schwule Leben, die weit über die erwähnten 100.000 Anklagen und 50. bis 60.000 Verurteilungen hinausreichten. Die Strafandrohung und die mit ihr verbundene gesellschaftliche Stigmatisierung machten ein unbeschädigtes schwules Leben praktisch unmöglich. Schon der Verdacht, ein »175er« zu sein, konnte zum Verlust der bürgerlichen Existenz führen, es drohte der Verlust des Arbeitsplatzes, die Wohnung konnte gekündigt werden. Unter diesen Umständen war es extrem schwierig, einen Partner zu finden. Viele verzichteten gänzlich auf sexuelle Betätigung. Nicht wenige nahmen sich das Leben. Andere schlossen Ehen, um dem Verdacht der Homosexualität zu entgehen, was meist schreckliche Folgen für beide Ehepartner hatte.

Wie weitreichend schwules Leben in dieser Zeit von Diskriminierung und Verfolgung geprägt war, veranschaulichen die folgenden Beispiele. Vom mit mir befreundeten, 2006 leider verstorbenen Schwulenaktivist Andreas Meyer-Hanno, in den 1950er Jahren Spielleiter in der Oper in Wuppertal, stammt eine unveröffentlichte Glosse unter dem Titel »In gleichem Schritt die Treppe hoch«. Von Lesungen erinnere ich, wie er darin detailliert beschrieb, wie vorsichtig er damals war, wenn er Männer mit nach Hause brachte, die er meist auf öffentlichen Toiletten, sogenannten Klappen, getroffen hatte. Damit die Wirtin, bei der er zur Untermiete wohnte, nichts bemerkte, mussten er und sein Partner im gleichen Schritt die Treppe hochgehen. Wenn die Vermieterin dennoch Verdacht schöpfte, musste der Besucher sich am Fenster verstecken, da es keinen Balkon gab. Hätte sie den fremden Mann entdeckt, wäre die Wirtin verpflichtet gewesen, Anzeige zu erstatten, was zumindest zur Eintragung in die »Rosa Liste«, vielleicht sogar zu einem Strafverfahren geführt hätte.

Ein inzwischen leider ebenfalls verstorbener Kölner Freund von mir (Jahrgang 1937) erzählte über die Zeit Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre, dass man sich in einer Gaststätte in der Altstadt traf, die von einer älteren Wirtin betrieben wurde. Die Wirtin achtete strengstens darauf, dass nichts »Unanständiges« vorkam, wie Berührungen oder gar Küsse unter den Männern. Diese Gaststätte wurde regelmäßig von »Halbstarken-Banden«, wie man diese Gruppen damals nannte, überfallen, die die »Homos verkloppten«. Die herbeigerufene Polizei wartete in solchen Fällen ab, bis die homosexuellen Gäste »anständig verhauen« worden waren und führte dann eine Razzia durch, um die attackierten Männer in ihre »Rosa Liste« einzutragen. Dieses Beispiel veranschaulicht die absolute Rechtlosigkeit schwuler Männer in der »bleiernen Zeit« der Adenauer-Ära auf besonders krasse Weise.

Jenseits der Angst vor homophoben Angriffen fürchteten viele Schwule auch, ihren Beruf zu verlieren. Homosexuelle Beamte wurden beispielsweise nach der Rechtsprechung des Bundesdisziplinarhofs von 1960 in der Regel aus dem öffentlichen Dienst entfernt. Auch in der Bundeswehr wurden schwule Berufssoldaten nicht geduldet.⁶ Selbst eine herausgehobene soziale Stellung oder gute Beziehungen schützten homosexuelle Männer oft nicht vor der gesellschaftlichen Ächtung und dem Verlust ihrer Position. Helmuth von Grolmann (1898–1977), der erste Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestags, trat nach Meldungen über eine homosexuelle Beziehung 1961 zurück und unternahm einen Suizidversuch. Und Franz Grobßen (1904–1994), Regierungspräsident in Köln, musste 1966 sein Amt aufgeben, weil er mit einer Männergruppe in einer verdunkelten Toilette polizeilich aufgegriffen worden war. Der Vorgang wurde ausgiebig in der Kölner Presse skandalisiert.⁷ Nicht zuletzt aufgrund solcher Fälle hielten schwule Männer Berufs- und Privatleben strikt auseinander, um kontrollieren zu können, wer was über sie wusste.

Ständig drohte die Gefahr einer Verurteilung. Dieses Schicksal ereilte auch den Anfang der 1940er Jahre geborenen Fritz Schmehling, der 2017 in einem Interview sagte, man habe in den 1950er und 1960er Jahren »mit einem Fuß [...] in der Pissrinne, mit dem anderen im Gefängnis« gestanden.⁸ Schmehling, der als Jugendlicher nach dem Unrechtsparagrafen verurteilt wurde, hat zum Glück noch kurz vor seinem Tod im Jahre 2017 seine Rehabilitierung und Entschädigung erleben dürfen. Was aber drohte damals denjenigen, die verurteilt wurden?

Obwohl die Erlebnisse von Männern, die wegen Verstoßes gegen den § 175 StGB ins Gefängnis mussten, bislang kaum dokumentiert sind, lassen einzelne Schilderungen erahnen, wie grausam schwule Häftlinge behandelt wurden. So wie die Männer mit dem Rosa Winkel in den Konzentrationslagern wurden homosexuelle Männer auch in den Haftanstalten der Bundesrepublik mit besonderer Verachtung bestraft. So berichtet zum Beispiel der im Jahre 1948 in Köln zu drei Monaten Haft verurteilte Helmut Z., dass die Behandlung, die er im Gefängnis erfahren habe, nachdem sein Einlieferungsgrund bekannt worden war, so schlimm gewesen

6 Günther Gollner: Disziplinarsanktionen gegenüber Homosexuellen im öffentlichen Dienst. In: Lautmann (Hg.): Seminar (wie Anm. 1), S. 105–124.

7 Vgl. dazu u.a. Rüdiger Lautmann: Der Zwang zur Tugend. Die gesellschaftliche Kontrolle der Sexualitäten. Frankfurt a.M. 1984, S. 184–189; Prosper Schücking: Der tiefe Sturz des Franz Grobßen. In: Kristof Balser/Mario Kramp/Jürgen Müller/Joanna Gotzmann (Hg.): »Himmel und Hölle«. Das Leben der Kölner Homosexuellen 1945–1969. Köln 1994, S. 219–227.

8 Vgl. Pepe Egger: Paragraf 175. Die späte Gerechtigkeit. In: Der Tagesspiegel vom 27.4.2017, S. 3.

sei, dass er nach wie vor nicht darüber reden könne. Würde ihm das heute nochmal passieren, sagt Helmut Z., würde er sich umbringen.⁹ Ein Bekannter von mir, der leider 2015 verstorben ist und somit nicht mehr in den Genuss der Rehabilitierung und Entschädigung kam, saß Anfang der 1960er Jahre in Aurich/Ostfriesland in Untersuchungshaft wegen Ermittlungen aufgrund von § 175. Er erzählte mir im persönlichen Gespräch, dass er sofort in Einzelhaft gebracht worden sei, nicht zu seinem eigenen Schutz, sondern weil er als »Homo«, so das Argument, die Zellennachbarn hätte verführen oder mit seiner Homosexualität hätte anstecken können, wenn sie die gleiche Toilette benutztten wie er.

Der Historiker Jens Kolata entdeckte vor kurzem durch Zufall Fälle »freiwilliger Entmannungen« in bundesdeutschen Haftanstalten. Zwischen 1945 und 1969 wurden im Justizvollzugskrankenhaus Hohenasperg bei Ludwigsburg mindestens zwölf Männer wegen ihrer Homosexualität kastriert. Im Gegenzug für diese »freiwillige Entmannung« wurde ihnen Strafmilderung in Aussicht gestellt. Kolata stieß bei seinen Recherchen auch auf eine Dokumentation des Psychologen Nikolaus Helm, der 1980 Nachuntersuchungen ehemaliger Häftlinge dokumentierte, die nach dem § 175 StGB verurteilt worden waren. Dabei klagten alle betroffenen Männer über starke körperliche Beschwerden infolge des Eingriffs.¹⁰

Erst 1969 verbesserte sich die rechtliche Lage der Homosexuellen. Im Zuge der sogenannten sexuellen Revolution erkannte man, dass die Aufrechterhaltung einer »sittlichen Ordnung« nicht Ziel des Strafrechts sein konnte. Einen großen Anteil an dieser Wende hatte Gustav Heinemann (SPD), der bis zu seiner Wahl zum Bundespräsidenten im März 1969 Bundesjustizminister war. Das Erste Strafrechtsänderungsgesetz entkriminalisierte die »einfache Homosexualität« am 1. September 1969. Die moralische Verurteilung blieb jedoch bestehen. Die Sprecher aller im Bundestag vertretenen Parteien (CDU/CSU, SPD, FDP) betonten ausdrücklich, dass die Reform des Strafrechts keinesfalls als Billigung homosexuellen Verhaltens missverstanden werden dürfe. Dementsprechend wurde § 175 StGB auch nicht gestrichen. Vielmehr bestrafte er weiterhin Männer, die »gewerbsmäßig mit Männern Unzucht« trieben, Vorgesetzte, die mit einem Untergebenen sexuell verkehrten, und über 18-jährige Männer, die mit einem unter 21-jährigen Mann Sex hatten. Diese doppelte Altersgrenze von 18 und 21 Jahren kam auf Drängen der Bundeswehr zustande, die

⁹ Vgl. Balser u.a. (wie Anm. 7).

¹⁰ Jens Kolata: Kastration homosexueller Männer in der Nachkriegszeit. In: Der Liebe wegen. Von Menschen im deutschen Südwesten, die wegen ihrer Liebe und Sexualität ausgeschlossen und verfolgt wurden, 2017, https://www.der-liebe-wegen.org/nachkriegszeit_baden-wuerttemberg_spitzenreiter_der_verfolgung/#kapitel4 [letzter Zugriff am 11.1.2019].

Sex zwischen Wehrpflichtigen verbieten wollten. Gemäß dieser Regelung konnten zwei Jugendliche von 17 Jahren straflos Sex miteinander haben, sobald sie jedoch 18 wurden, machten sie sich strafbar.

Das Vierte Gesetz zur Strafrechtsreform (4. StRG) vom 23. November 1973 setzte dann ein Schutzzalter von 18 Jahren für einvernehmliche sexuelle Handlungen zwischen Männern fest. Strafbar machten sich fortan über 18-Jährige, die mit unter 18-Jährigen Sex hatten. Für heterosexuellen Geschlechtsverkehr lag das Schutzzalter dagegen deutlich niedriger. Sex mit unter 14-Jährigen verfolgten die Behörden automatisch, Sex mit unter 16-Jährigen nur, wenn die Eltern Anzeige erstatteten. Durch diese unterschiedlichen Regelungen zum Schutzzalter wurden homosexuelle Männer auch nach 1973 strafrechtlich diskriminiert.

In der DDR entwickelten sich die Dinge etwas anders. Zwischen 1945 und 1949 gab es in der sowjetisch besetzten Zone (SBZ) keine einheitliche Rechtslage. Während manche Gerichte wie das Kammergericht Berlin die NS-Fassung des § 175 für weiterhin gültig erklärten, wurden in Sachsen alle von den Nationalsozialisten beschlossenen Gesetze außer Kraft gesetzt. Insgesamt wurden in der SBZ (ohne Berlin) bis 1949 lediglich 129 Männer verurteilt. Ab 1950 kehrte die DDR im Kern zur »milderen« Variante des § 175 in der Fassung von 1871 zurück. 1968 kam es dann auch hier zu einer Reform des Strafrechts. Dabei wurde der § 175 gestrichen und einvernehmlicher Sex zwischen erwachsenen Männern entkriminalisiert. § 151 StGB/DDR bestimmte fortan im Sinne des Jugendschutzes, dass über 18-jährige Erwachsene, die mit unter 18-jährigen Jugendlichen gleichen Geschlechts Sex hatten, mit Freiheitsentzug bestraft werden konnten. Diese Regelung galt für Männer wie für Frauen. Damit lag das Schutzzalter für schwulen und für lesbischen Sex deutlich höher als für heterosexuellen Geschlechtsverkehr, für den die Altersgrenze bei 16 Jahren gezogen wurde. 1988 schaffte die DDR den § 151 ab und beendete damit die strafrechtliche Diskriminierung homosexueller Menschen.

Insgesamt gesehen wurden homosexuelle Männer in der DDR weit weniger intensiv verfolgt als in der Bundesrepublik. Bis 1968 war die Zahl der Verurteilungen nach § 175 in Ostdeutschland deutlich niedriger als in Westdeutschland. Allerdings bedeutet das nicht, dass Homosexuelle gesellschaftlich akzeptiert gewesen wären. Unmissverständlich war noch 1981 in einem Kommentar zum Strafrecht davon die Rede, dass gleichgeschlechtlicher Sex die »normale« Entwicklung junger Menschen stören könne und dass sie deswegen vor homosexuellen Erwachsenen geschützt werden müssten.¹¹

¹¹ Zur Strafrechtsentwicklung in der DDR vgl. Günter Grau: Sozialistische Moral und Homosexualität. Die Politik der SED und das Homosexuellenstrafrecht 1945 bis 1989 – ein

Nach der Vereinigung der DDR mit der Bundesrepublik galten ab 1990 zunächst unterschiedliche Schutzzaltersgrenzen für schwulen Sex in Ost und West. Erst im Zuge der Angleichung des west- an das ostdeutsche Strafrecht wurde der § 175 StGB/BRD endgültig abgeschafft und wurden mit den §§ 176 und 182 StGB einheitliche Kinder- und Jugendschutzzvorschriften geschaffen, die Sex mit unter 14-Jährigen unbedingt und Sex mit unter 16-Jährigen bedingt unter Strafe stellen. Seit 1994 gilt mithin in der Bundesrepublik Deutschland gleiches Strafrecht für homo- und heterosexuelle Menschen.

Der lange Weg zur Rehabilitierung der zu Unrecht Verurteilten

Gänzlich abgeschlossen war das Kapitel § 175 StGB damit allerdings noch nicht. Denn es wurde immer klarer, dass die Urteile, die vor 1994 ergangen waren, auf menschenrechtswidrigen Diskriminierungen sexueller Minderheiten beruhten und deswegen nachträglich aufgehoben werden sollten. Immerhin blieben diejenigen Männer, die vor 1968/69 wegen einvernehmlicher sexueller Handlungen mit anderen Männern, sowie diejenigen, die bis 1988/94 aufgrund der höheren Schutzzaltersgrenze für gleichgeschlechtlichen Sex verurteilt worden waren, auch nach der endgültigen Abschaffung des § 175 weiterhin vorbestraft. Außerdem stellte sich die Frage, ob und wie die Betroffenen für zu Unrecht verbüßte Gefängnisstrafen, für den Verlust ihrer Arbeitsstellen und für alle anderen Benachteiligungen entschädigt werden sollten, unter denen sie aufgrund der Kriminalisierung zu leiden hatten.

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat die Bestrafung einvernehmlicher homosexueller Handlungen unter Erwachsenen seit 1981 in mehreren Entscheidungen als Verstoß gegen das Recht auf Achtung des Privatlebens eingestuft. Gleiches gilt seit 2003 für die Festsetzung unterschiedlicher Schutzzaltersgrenzen für hetero- und homosexuelle Handlungen. Damit steht fest, dass das deutsche Strafrecht vor 1994 die Menschenrechte zehntausender Homosexueller auf schwere Weise verletzte. Diese Auffassung machte sich die Bundesregierung jedoch nicht unmittelbar zu eigen, nachdem ihre Vorgängerinnen jahrzehntelang darauf beharrt hatten, dass die Bestrafung homosexueller Männer weder NS-Unrecht noch rechtsstaatlich gewesen sei.

Rückblick. In: Detlef Grumbach (Hg.): Die Linke und das Laster. Schwule Emanzipation und linke Vorurteile. Hamburg 1995, S. 85-141.

Am 27. Januar 2000 brachte die Fraktion der PDS im Deutschen Bundestag einen Antrag ein, wonach der Bundestag sein Bedauern über die strafrechtliche Verfolgung in der Bundesrepublik und der DDR zum Ausdruck bringen und durch Vorlage eines Gesetzentwurfs sicherstellen sollte, dass die noch im Bundeszentralregister eingetragenen Vorstrafen wegen einvernehmlicher sexueller Handlungen zwischen Erwachsenen getilgt und die wegen dieser Handlungen Verurteilten eine einmalige Entschädigung erhalten sollten. Die damaligen Regierungsfraktionen (SPD und Grüne) haben den Rehabilitierungs- und Entschädigungsaspekt des PDS-Antrags nicht übernommen, unterstützten aber die Idee einer Entschuldigung. So mit bedauerte der Deutsche Bundestag in einer einstimmig beschlossenen Resolution vom 7. Dezember 2000 das »Verfolgungsschicksal der Homosexuellen«. Obwohl der Bundestag damit eingestanden hatte, dass die bis 1994 gegenüber Homosexuellen bestehenden Strafvorschriften die Menschenwürde verletzten, war von einer gesetzlichen Rehabilitierung der Verfolgten weiterhin keine Rede.

2002 wurde nach jahrelanger Überzeugungsarbeit und gegen hinhal tenden Widerstand aus dem Bundesjustizministerium die gesetzliche Rehabilitierung der Opfer aus der NS-Zeit durchgesetzt. Das NS-Aufhebungsgesetz, das 1998 die homosexuellen Opfer noch ausschloss – der damalige FDP-Justizminister Edzard Schmidt-Jortzig hatte erklärt, dass »das« ja gar nicht hierzu passe – wurde 2002 entsprechend ergänzt. Dadurch wurden die zwischen 1935 und dem 1945 ergangenen Urteile nach den §§ 175 und 175a Nr. 4 pauschal aufgehoben. Leider kam diese Entscheidung viel zu spät, sodass beschämenderweise nur noch wenige Personen, die die NS-Verfolgung überlebt hatten, entschädigt werden konnten.

Allerdings blieb jegliche »Wiedergutmachung« für die nach 1945 erfolgte Strafverfolgung aus. So konnten homosexuelle Männer zwar für Haftstrafen während der NS-Zeit entschädigt werden, aufgrund von späteren Verurteilungen für das gleiche »Delikt« jedoch vorbestraft bleiben. Für das in der Bundesrepublik erlittene Unrecht war nach wie vor keine Entschädigung in Sicht. Auf diese nicht nachvollziehbare Ungerechtigkeit haben der Lesben- und Schwulenverband in Deutschland (LSVD) und andere Organisationen wiederholt hingewiesen und die Rehabilitierung und Entschädigung auch der nach 1945 verurteilten Opfer gefordert. 2008 und 2009 brachten die Oppositionsfraktionen Die Linke und Bündnis 90/Die Grünen entsprechende Anträge im Bundestag ein, die jedoch am 6. Mai 2009 abgelehnt wurden.

Ihre Ablehnung einer Aufhebung der nach 1945 gefällten Urteile begründeten CDU/CSU, SPD und FDP damit, dass der Gesetzgeber nicht den Grundsatz der Gewaltenteilung verletzen und rückwirkend in die

Rechtskraft von Gerichtsentscheidungen eingreifen dürfe. Außerdem sei es, im Unterschied zur Aufhebung der NS-Urteile, unmöglich, Entscheidungen zu widerrufen, die in einem demokratischen Rechtsstaat ergangen seien. Dass im Rechtsstaat das in einem Unrechtsregime erlassene Gesetz weiter galt und angewandt wurde, wurde dabei außer Acht gelassen. Mir selbst wurde 2009, als ich bei einer Diskussion für die Rehabilitierung und Entschädigung der Opfer der bundesrepublikanischen Behörden plädierte und erwähnte, dass das Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1957 keine Bindungskraft mehr haben könne, von einem CDU-Abgeordneten, dessen Namen ich nicht mehr erinnere, vorgeworfen, dass ein Verfassungsfeind sei, wer Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts nicht anerkenne.

Zwischen 2010 und 2013 scheiterten weitere Versuche, die nach 1945 Verurteilten zu rehabilitieren und zu entschädigen. Im Bundestag brachten Bündnis 90/Die Grünen und Die Linke entsprechende Anträge ein, deren Bearbeitung die Mehrheit der anderen Parteien im Rechtsausschuss immer wieder vertagte. Erst im Mai 2013 kam es zu einer öffentlichen Anhörung, bei der sich Rechtswissenschaftler*innen, Historiker*innen und Soziolog*innen äußerten. Viele von ihnen forderten eine sogenannte Generalkassation, also eine Aufhebung der Urteile unmittelbar durch Gesetz. Auch im Bundesrat wurden ähnliche Vorschläge gemacht. 2012 beantragte das Land Berlin, später unterstützt von Hamburg, Nordrhein-Westfalen und Brandenburg, Maßnahmen zur Rehabilitierung und Entschädigung der nach 1945 in beiden deutschen Staaten wegen einvernehmlicher homosexueller Handlungen Verurteilten. Dieser Antrag fand am 12. Oktober 2012 eine Mehrheit im Bundesrat, wobei die Regierungen des Saarlands, Hessens, Niedersachsens und von Rheinland-Pfalz darauf hinwiesen, dass sie eine gesetzliche Aufhebung von im zeitlichen Geltungsbereich des Grundgesetzes ergangenen Urteilen ablehnten. Da der Bundestag vor der Wahl im Herbst 2013 keine Beschlüsse fasste, blieben diese Anträge und Entscheidungen jedoch folgenlos. Auch die Regierungsmehrheit der Großen Koalition, die sich 2013 bildete, verweigerte den Opfern weiterhin ihr Recht.

Bewegung kam erst in die Sache, als das Land Berlin am 28. April 2015 im Bundesrat erneut Maßnahmen zur Rehabilitierung der nach 1945 in beiden deutschen Staaten Verurteilten beantragte. Der Bundesrat fasste am 10. Juli 2015 mit Mehrheit eine entsprechende Entschließung, die betonte, dass die mit den Verurteilungen verbundenen Eingriffe die durch Art. 1 Abs. 1 GG geschützte Menschenwürde verletzten. Diese Auffassung hatten auch die Justizministerinnen und Justizminister der Länder auf ihrer Konferenz am 17. und 18. Juni 2015 vertreten. Und Bundesjustizmi-

nister Heiko Maas (SPD) hatte im Frühjahr 2015 beim Verbandstag des LSVD ebenfalls versprochen, dass er sich für eine Rehabilitierung der Opfer des Unrechtsparagraphen einsetzen werde.

Gleichzeitig begannen auch die Betroffenen selbst, ihre Forderungen deutlicher zu artikulieren. Im Juli 2015 gründete sich im Rahmen des Bundesseniorentages in Frankfurt am Main die Bundesinteressenvertretung schwuler Senioren (BISS). Neben der Verbesserung der gesellschaftlichen Teilhabe von älteren Schwulen, der Förderung einer subjektivorientierten Pflege für schwule Männer und von Gruppen für ältere Schwule vor allem im ländlichen Bereich setzte sich BISS auch für die Rehabilitierung und Entschädigung der Opfer des § 175 ein. Zu diesem Zweck wurde der Facharbeitskreis (FAK) § 175 gegründet, dem ich noch heute angehöre. Weil BISS zusammen mit dem Verband Lesben im Alter recht bald eine institutionelle Förderung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend erhielt, konnte der FAK die Kampagne »Es ist noch eine Rechnung offen!« starten.

Am 5. Januar 2016 kamen Aktivist*innen, Historiker*innen und Politiker*innen aller damals im Bundestag und im Berliner Abgeordnetenhaus vertretenen Parteien unter diesem Motto zu einem Hearing im Lebensort Vielfalt der Berliner Schwulenberatung zusammen, um über die Möglichkeit einer Rehabilitierung und Entschädigung zu diskutieren. Die meisten Anwesenden stimmten dahingehend überein, dass man für eine gesetzliche Aufhebung der Urteile und eine individuelle Entschädigung der direkt Geschädigten eintreten müsse. Eine Wiederaufnahme der Strafprozesse sei dafür nicht notwendig, da die Urteile nicht aufgrund von Verfahrensfehlern, sondern der menschenrechts- und verfassungswidrigen materiell-rechtlichen Grundlage beanstandet würden. Gleichzeitig forderte man eine Kollektiventschädigung, da die menschenrechtswidrige Gesetzgebung die Lebenschancen aller homosexuellen Männer, nicht nur der Verurteilten beschnitten habe.

Daraufhin traf sich der FAK § 175 am 11. April 2016 erstmals in der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld in Berlin und diskutierte unter anderem ein von Günter Dworek vom LSVD erarbeitetes Papier, das genau diese drei Punkte enthielt: Rehabilitierung, individuelle Entschädigung für erlittenes Unrecht sowie kollektiver Ausgleich für die massive Beschniedung von Lebenschancen, unter der Generationen von Schwulen und auch Lesben über Jahrzehnte zu leiden hatten. Gleichzeitig gab die Antidiskriminierungsstelle des Bundes bei Martin Burgi, Professor für Öffentliches Recht an der Ludwig-Maximilians-Universität München, ein Gutachten zur Rehabilitierung der nach § 175 StGB verurteilten homosexuellen Männer in Auftrag. Dieses kam am 11. Mai 2016 zu einem ein-

deutigen Ergebnis: Der Gesetzgeber sei, so das Gutachten, zur Rehabilitierung verpflichtet und diese könne am besten durch ein Aufhebungsgesetz gelingen.

Das Gutachten ermöglichte den Durchbruch. Endlich konnte ein Gesetz auf den Weg gebracht werden. Zeitgleich mit der Veröffentlichung des Rechtsgutachtens startete BISS die vom LSVD, der Deutschen AIDS-Hilfe, dem AWO-Bundesverband, der Giordano-Bruno-Stiftung und anderen Organisationen unterstützte Kampagne »Offene Rechnung § 175 StGB«. Am 20. Juni 2016 forderte BISS Bundesjustizminister Heiko Maas in einer Presseerklärung auf, bis zur Sommerpause einen Gesetzentwurf zur Rehabilitierung und Entschädigung vorzulegen. Außerdem richtete BISS unter www.offene-rechnung.org eine Webseite ein und nahm an CSD-Veranstaltungen in Bielefeld, Köln, Berlin, Hamburg, Freiburg, Siegen und Essen teil, um die Kampagne in eine breitere Öffentlichkeit zu tragen. In Bielefeld sprachen Vertreter der Kampagne auf der Bühne, in Köln und Berlin liefen sie an der Spitze der Parade. BISS veröffentlichte mehrere Presseerklärungen zum aktuellen Stand der Debatte und war in diversen Rundfunk- und Fernsehsendern präsent, beispielsweise im ZDF, NDR, MDR und im BR. Dabei betonten die Vertreter von BISS, ihrem Gründungsauftrag folgend, dass sie sich in erster Linie als Advokaten der schwulen Senioren verstanden. BISS begriff und begreift sich als Anwalt der Opfer und nicht als Verwalter eines Entschädigungsetats.

In diesem Sinn wirkte BISS auch auf den Gesetzgebungsprozess ein, den Die Linke und Bündnis 90/Die Grünen Mitte 2016 im Bundestag auf den Weg brachten. Am 7. Juni 2016 präsentierte BISS in einem Positionspapier die zentralen Forderungen: Das Rehabilitierungsgesetz sollte die Strafurteile unmittelbar und unabhängig von den Umständen des Einzelfalls aufheben. Zudem sollte es mit einem Entschließungsantrag zur Entschädigung verknüpft werden. Dieser sollte individuelle Entschädigungen garantieren, die verbüste Gefängnisstrafen, bezahlte Geldstrafen und getragene Verfahrenskosten abdeckten.

Ferner sollte ein Entschädigungsfonds für besondere Härtefälle eingerichtet werden zugunsten von Betroffenen, die die notwendigen Nachweise nicht beibringen konnten. Außerdem sollten psychosoziale Schwulenberatungsstellen die Opfer unterstützend begleiten. Investitionen in Gesundheit, Pflege, Versorgung, Teilhabe, Wohnen und Quartiersarbeit sollten ältere schwule Männer zudem kollektiv entschädigen. Bereits am 6. Juni 2016 hatte BISS dafür einen mit einem hohen zweistelligen Millionenbetrag ausgestatteten Fonds gefordert. Außerdem sollten Vertreter von BISS den Gesetzgebungsprozess als Sachverständige in öffentlichen Anhörungen begleiten.

Dieses Eckpunktepapier überreichte BISS am 1. Juli 2016 Bundesjustizminister Heiko Maas, der sich unter anderem die Forderung nach einer Kollektiventschädigung zu eigen machte. Diese sei deshalb sinnvoll, weil bereits verstorbene Betroffene nicht mehr entschädigt werden können. Ein Ausgleich könne, so der Minister weiter, in Form einer Bundesstiftung Magnus Hirschfeld erfolgen, die sich der Verfolgung und Diskriminierung Homosexueller wissenschaftlich widmen solle. Denkbar sei auch eine Zuwendung in Form einer Projekt- oder einer institutionellen Förderung. Bei einem Treffen am 1. Oktober 2016 von drei Vorstandsmitgliedern des FAK §175 von BISS mit der Staatssekretärin beim Bundesministerium für Justiz und Verbraucherschutz (BMJV) sowie einem Abteilungsleiter, einer Referatsleiterin und zwei Referenten des BMJV bestätigte die Bundesregierung zudem, dass sie die juristischen Einwände – mit Blick auf die Gewaltenteilung und die Aufhebung rechtskräftiger Urteile – gegen ein Rehabilitierungs- und Entschädigungsgesetz mittlerweile als entkräftet betrachte. Auch der Bundesinnenminister sei überzeugt, dass es sich bei der Aufhebung der nach §175 ergangenen Urteile um einen einzigartigen Fall und nicht um einen Präzedenzfall handle, der die Grundlagen des Rechtsstaats infrage stelle. Darauf aufbauend würde der Gesetzentwurf des Ministeriums eine Haftentschädigung vorsehen, die sich an das NS-Unrechtsaufhebungsgesetz anlehne. Mit Blick auf die Nachweise sollten keine zu hohen Anforderungen gestellt werden. Falls Dokumente fehlten, sollte eine eidesstattliche Erklärung genügen. Schließlich sicherte man BISS und anderen bundesweit relevanten Organisationen die Beteiligung am Anhörungsverfahren zu.

Nach dem Gespräch mit Vertreter*innen des BMJV beschloss der FAK §175, den in Aussicht gestellten Gesetzentwurf der Regierung zu unterstützen, indem man die Oppositionsparteien darum bat, bis zur Vorlage des Regierungsvorschlags vom Einbringen eigener Entwürfe abzusehen. Deren Ablehnung im Parlament hätte nämlich das Regierungsvorhaben gefährden können. Gleichzeitig beauftragte BISS den Rechtsanwalt Michael Kanz mit einem Gutachten, das verschiedene Optionen zur Individualentschädigung miteinander vergleichen sollte. Im Zentrum standen dabei das Gesetz über die Entschädigung für Strafverfolgungsmaßnahmen (StrEG), das den Umgang mit im Nachhinein widerrufenen Haftstrafen regelt, und das Strafrehabilitierungsgesetz im Beitrittsgebiet (StrRehaG), nach dem Opfer von DDR-Unrecht entschädigt werden. An welchem Vorbild könnte sich ein Rehabilitierungs- und Entschädigungsgesetz für die Opfer des §175 StGB orientieren? Und was würden die jeweiligen Regelungen für die Betroffenen jeweils bedeuten?

Das Gutachten kam am 17. Oktober 2016 zu dem Ergebnis, dass man sowohl die Bestimmungen des StrEG als auch die des StrRehaG bei der

Entschädigung der nach § 175 Verurteilten anwenden könne. Gemäß dem StrEG erhalten zu Unrecht in einem Strafverfahren verfolgte Menschen zusätzlich zum Ausgleich von Vermögensschäden 25 Euro für jeden Tag in Haft. Das StrRehaG entschädigt Personen, die zwischen dem 8. Mai 1945 und dem 2. Oktober 1990 im sogenannten Beitrittsgebiet zu gegen wesentliche Grundsätze des freiheitlichen Rechtsstaats verstoßenden Gefängnisstrafen verurteilt wurden, mit 306,78 Euro für jeden angefangenen Kalendermonat in Haft. Außerdem können Betroffene, die mindestens 180 Tage im Gefängnis verbrachten und die sich aktuell in einer besonders prekären wirtschaftlichen Lage befinden, seit 2007 eine Opferrente von monatlich 250 Euro erhalten. Diese Rente wurde 2015 auf 300 Euro erhöht. Angesichts der oft mehr als bescheidenen Verhältnisse, in denen viele Opfer des § 175 lebten, war die Ergänzung einer einmaligen Entschädigungszahlung durch eine solche regelmäßige Opferrente in den Augen von BISS ein besonders überzeugendes Modell.

Der am 20. Oktober 2016 vom BMJV veröffentlichte Referentenentwurf eines Gesetzes zur strafrechtlichen Rehabilitierung der nach dem 8. Mai 1945 wegen einvernehmlicher homosexueller Handlungen verurteilten Personen (StrRehaHomG) entsprach allerdings nicht durchgängig dem, was sich BISS erhofft und wofür sich der FAK eingesetzt hatte. Zu den positiven Aspekten zählte, dass das Gesetz die nach §§ 175 und 175a StGB sowie nach § 151 StGB/DDR ergangenen Urteile unmittelbar, automatisch und ohne neue Verfahren aufheben sollte, sofern sie sich nicht auf Sex mit unter 14-Jährigen oder die Ausübung sexueller Gewalt bezogen. Begrüßenswert war ferner, dass Rehabilitierungsbescheinigungen auf Antrag kostenfrei ausgestellt werden sollten, dass die staatsanwaltliche Zuständigkeit – nach dem Ort, an dem das Urteil gefällt wurde, oder nach dem Wohnort des Antragsstellers¹² – nachvollziehbar geregelt wurde, und dass eidesstattliche Versicherungen für die Ausstellung einer Bescheinigung ausreichen sollten, wenn Belege und Dokumente fehlten. Problematisch war aus Sicht von BISS dagegen, dass Eintragungen im Bundeszentralregister über strafgerichtliche Urteile nur auf Antrag des Verurteilten getilgt werden sollten. Vor allem blieben jedoch die vorgeschlagenen Regelungen zur Entschädigung hinter den Erwartungen zurück. Zum einen setzte der Entwurf den Opfern eine Frist von fünf Jahren ab Inkrafttreten des Gesetzes. Danach sollten ihre Ansprüche verfallen. Und zum anderen beschränkte sich die Entschädigung auf eine Einmalzahlung in Höhe von 3.000 Euro für jedes aufgehobene Urteil und 1.500 Euro für jedes angefangene Jahr in Haft.

¹² Die Zuständigkeit für im Ausland lebende Antragsteller wurde später an die Staatsanwaltschaft Berlin übertragen.

In der am 6. November 2016 beschlossenen Hamburger Resolution und späteren Stellungnahmen begrüßte BISS den Regierungsentwurf, mahnte aber zugleich wesentliche Nachbesserungen an. Im Zentrum stand dabei vor allem die Ausdehnung der individuellen Entschädigung. Die vorgeschlagenen Pauschalbeträge lagen, so ein Kritikpunkt, bei Haftstrafen von über 180 Tagen deutlich unter dem Betrag, den das StrEG vorsieht. Nach dem StrRehaG stünde den von längeren Gefängnisstrafen Betroffenen ebenfalls eine höhere Entschädigung zu. Darüber hinaus könne den Opfern von DDR-Unrecht eine Rente gewährt werden. Vor diesem Hintergrund schlug BISS eine Entschädigung in Höhe von 25 Euro pro Tag in Haft vor und forderte zudem eine monatliche Opferrente in Höhe von maximal 300 Euro. Ferner sollten auch berufliche und anderweitige Schäden ausgeglichen werden, die sich aus den Unrechtsurteilen ergaben. Allerdings sollten die Opfer diese Ansprüche nicht detailliert vor den Justizbehörden, die sie einst verfolgten, belegen müssen. Stattdessen sollte eine Glaubhaftmachung an Eides statt genügen.

Nach Meinung von BISS sollte das Gesetz zudem nicht nur diejenigen Personen berücksichtigen, die wegen einvernehmlicher homosexueller Handlungen verurteilt worden waren, sondern auch diejenigen, die unter polizeilichen und staatsanwaltlichen Ermittlungen, unter dienstrechtlichen Maßnahmen und Disziplinarmaßnahmen sowie unter Kündigungen und beruflichen Benachteiligungen anderer Art gelitten hatten. Deswegen setzte sich BISS für die Einrichtung eines Härtefallfonds ein, aus dem die Opfer solcher nicht gerichtsfester Folgen der Kriminalisierung der Homosexualität entschädigt werden sollten. Besonders bedürftige Betroffene sollten aus diesem Fonds auch eine Rente erhalten können. Außerdem kritisierte BISS, dass der Gesetzentwurf keine Kollektiventschädigung vorsah. BISS schlug deshalb eine Reihe von Maßnahmen vor, die generell den älteren Generationen von Lesben, Schwulen, Trans* und Bisexuellen zu Gute kommen sollten. Insbesondere sollte diese Kollektiventschädigung die Finanzierung von Projekten für ältere schwule Männer im Bundesaltenplan garantieren. Zu meiner Verwunderung wurde mir damals erklärt, dass sich die CDU/CSU-Fraktion zwar eine Rehabilitierung vorstellen könne, eine Individualentschädigung aber ablehne. Mein Einwand, dass es ein juristisches und auch verfassungsrechtliches Gebot sei, unschuldig Verurteile individuell zu entschädigen, wurde vom Tisch gewischt. Allenfalls sei, so Stephan Harbarth, eine kollektive Entschädigung in Form einer historischen, wissenschaftlichen Aufarbeitung möglich.

Nach der ersten Lesung des Gesetzes am 28. April 2017, an der auch einige Betroffene sowie Vertreter von BISS und anderen Organisationen auf der Besuchertribüne teilnehmen konnten, beschloss der Bundes-

tag am 22. Juni 2017 das Gesetz zur strafrechtlichen Rehabilitierung der nach dem 8. Mai 1945 wegen einvernehmlicher homosexueller Handlungen verurteilten Personen (StrRehaHomG). Letztlich entsprach das Gesetz weitestgehend dem Referentenentwurf des BMJV, allerdings mit einer wesentlichen Veränderung. In einer Sondersitzung des Rechtsausschusses am 20. Juni 2017 wurde per Änderungsantrag der CDU/CSU-Fraktion ein Passus in das Gesetz eingefügt, wonach jene von der Rehabilitierung ausgeschlossen wurden, die – unabhängig von ihrem eigenen Alter – wegen einvernehmlicher sexueller Handlungen mit unter 16-Jährigen verurteilt worden waren. Von der vom Gesetzentwurf vorgesehenen Schutzzaltersgrenze von 14 Jahren, die der aktuell für einvernehmlichen heterosexuellen Sex geltenden Regelung entspricht, wurde also nach oben abgewichen. Für die betroffenen homo- und bisexuellen Männer stellt diese Einschränkung eine erneute Diskriminierung dar. Sie bleiben letztlich vorbestraft, weil sie mit einem gleichgeschlechtlichen Partner Sex hatten. Aus Sicht der SPD-Fraktion war diese Heraufsetzung der Altersgrenze unnötig. Die Fraktion trug das Gesetz dennoch mit, da viele Betroffene schon viel zu lange auf ihre Rehabilitierung hätten warten müssen. Auch die Oppositionsparteien sowie BISS und andere Verbände, wie der LSVD und die Deutsche AIDS-Hilfe kritisierten diese unverständliche Diskriminierung scharf. BISS betonte jedoch, dass es in Anbetracht des hohen Alters der noch lebenden Betroffenen notwendig sei, trotzdem endlich die Opfer des Schandparagrafen zu rehabilitieren. Am 17. Juli 2017 trat das Gesetz mit der Unterzeichnung durch Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier in Kraft. Die rückwirkende Aufhebung tilgte die §§ 175 und 151 gleichsam aus dem Strafrecht der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik.

Nach der Entscheidung: die Umsetzung

Jetzt galt es, die Umsetzung des Gesetzes in Angriff zu nehmen. Die entscheidende Frage war, wie man die noch lebenden Betroffenen – das BMJV ging von 5.000 Personen aus – erreichen und über ihre Ansprüche informieren könnte. Bereits am 13. Oktober 2016 hatte BISS die dafür notwendigen Unterstützungsstrukturen entworfen und zu schaffen begonnen. Dabei war uns klar, dass für viele Betroffene die strafrechtliche Verfolgung und die damit einhergehende soziale Diskriminierung, einschließlich der Folgen für den Arbeitsplatz, kritische Ereignisse darstellten, die häufig traumatisierend wirkten. Schuldgefühle und Scham konnten ebenso eine Folge der Kriminalisierung sein wie die Flucht in eine Ehe mit Versteck-

spiel und Doppelleben. Viele nahmen sich in ihrer Verzweiflung das Leben. Manchen Betroffenen würde es nicht leicht fallen, sich erneut mit dieser Leidensgeschichte auseinanderzusetzen.

In Zeitzeugeninterviews der Arcus-Stiftung oder des Archivs der anderen Erinnerungen artikulierten einige Opfer die Hoffnung, nicht als verurteilte Straftäter sterben zu müssen. Andere äußerten sich dagegen eher resignativ: Soll ich die alten Geschichten noch einmal aufwärmen? Soll ich mich erneut rechtfertigen? Erwartet mich ein faires Verfahren? Lohnt sich der Aufwand? Will ich wirklich wieder einem Staatsanwalt gegenüberstehen? Selbst das vorgesehene niedrigschwellige und unbürokratische Verfahren musste diese Vorbehalte bedenken.

Deswegen legte BISS größten Wert auf öffentlichkeitswirksame Informationskampagnen und Beratungsangebote, die den einzelnen helfen sollten, ihren Anspruch auf Entschädigung durchzusetzen. Es galt, die Betroffenen mit ihren Rechten und dem Verfahren vertraut zu machen und mit Blick auf eidesstattliche Versicherungen und andere Dinge eine kostenlose Rechtsberatung durch kompetente Fachleute zu organisieren. Außerdem sollten, wenn notwendig, auch psychosoziale Beratung und Begleitung zur Verfügung stehen.

Im Juni 2017 konnte BISS, dank einer Förderung durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), einen Projektmitarbeiter befristet einstellen, der die Erstberatung übernahm, die Betroffenen über weitere Beratungsangebote informierte und die Öffentlichkeitsarbeit organisierte. Da sich die Regierungsbildung und damit die Anschlussfinanzierung nach der Bundestagswahl 2017 verzögerte, musste diese Arbeit ab Anfang 2018 für fünf Monate ehrenamtlich, mit einer geringen Förderung durch die Hannchen-Mehrzweck-Stiftung, geleistet werden.

Besonders schwierig gestaltete sich dabei die Öffentlichkeitsarbeit. BISS hatte zunächst die queeren Kanäle bedient, nur um rasch festzustellen, dass die Mehrzahl der Betroffenen so nicht erreicht werden konnte. Als ein sehr hilfreiches Kommunikationsmittel erwies sich dagegen die ab Juli 2017 freigeschaltete, kostenlose Hotline »Entschädigung § 175« unter der Nummer 0800 175 2017. Diese Hotline stellte BISS anlässlich des Hissens der Regenbogenfahne im BMFSFJ zusammen mit der Ministerin Katarina Barley am 17. Juli der Öffentlichkeit vor. Darüber berichteten unter anderem der MDR und der NDR, wodurch viele Betroffene von der von BISS angebotenen Beratung erfuhren. Gleichermaßen gilt für die von den Vorstandsmitgliedern durchgeführten Aufklärungsabende in zahlreichen Städten. Eine Veranstaltung in Hamburg ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Dort wurde ausführlich über die kurz zuvor beschlossene »Ehe für alle« diskutiert, obwohl die Rehabilitierung und die Entschädigung der

Opfer des § 175 eigentlich das Thema sein sollten. Ein älterer Herr meldete sich dann zu Wort und sagte, dass er als ein zu Unrecht Verurteilter nun endlich mehr über dieses Gesetz erfahren wolle. Ich konnte ihn auf die Hilfe von BISS verweisen, die er auch in Anspruch nahm. Später berichtete er mir glücklich, dass er innerhalb kurzer Zeit seine Entschädigung erhalten habe.

Der Weg dorthin verläuft folgendermaßen: Wenn das Urteil noch vorhanden ist, kann die Rehabilitierungsbescheinigung bei der Staatsanwaltschaft beantragt und damit dann die Entschädigung beim Bundesamt für Justiz in Bonn erwirkt werden. Wenn das Urteil nicht mehr vorliegt, muss der Betroffene an Eides statt versichern, dass er verurteilt wurde. Dabei ist BISS unentgeltlich behilflich. Dieses Verfahren gestaltet sich laut Auskunft des Projektmitarbeiters mitunter etwas langwierig, führt aber zuverlässig zur Auszahlung der Entschädigung.

Große Schwierigkeiten bereitete vor allem in der Anfangszeit die Beantragung der Rehabilitierungsbescheinigungen bei den Staatsanwaltschaften. Einige Staatsanwaltschaften fühlten sich überfordert, andere weigerten sich, aufgrund der eidesstaatlichen Versicherungen tätig zu werden, und wieder andere verwiesen auf fehlende Ausführungsbestimmungen. So blieben viele Anträge zunächst liegen. Als besonders zynisch kann die Äußerung einer Staatsanwaltschaft gelten, die der Meinung war, die Betroffenen hätten bereits so lange auf ihre Entschädigung gewartet, dass es nun auf ein paar Monate mehr oder weniger wohl nicht ankomme. Das hohe Alter des Betroffenen blieb dabei offensichtlich gänzlich außer Acht. Eine andere Staatsanwaltschaft missachtete die gesetzlich garantierte Niedrigschwelligkeit des Verfahrens und lud den Antragsteller zum Verhör, bei dem er ausführlich zu den Details des kriminalisierten Sexualakts befragt wurde. Der fassungslose Betroffene sagte, es sei genau so gewesen wie bei seiner Verurteilung vor 40 Jahren. Glücklicherweise handelt es sich bei diesen beiden Fällen um unrühmliche Ausnahmen. Inzwischen bearbeiten die Staatsanwaltschaften die Verfahren meist reibungslos. Manche stellen die Rehabilitierungsbescheinigung sogar innerhalb eines Tages aus.

Beim Bundesamt für Justiz sind bis zum 27. November 2018 126 Anträge auf Entschädigung eingegangen. 91 zu Unrecht Verurteilte hatten zu diesem Zeitpunkt Entschädigungen erhalten. Fast eineinhalb Jahre nach Inkrafttreten des Gesetzes ist das eine enttäuschende Zahl. Deswegen nutzen BISS und das Bundesamt für Justiz jetzt verstärkt Medien wie die Apothekenumschau, das evangelische Magazin Chrismon oder Altenhilfe-Magazine sowie die AWO, andere Träger der Wohlfahrtspflege, Gewerkschaften, Krankenkassen, städtische Bibliotheken, Volkshochschulen

und andere Einrichtungen, um möglichst viele zu Unrecht nach § 175 oder § 151 Verurteilte zu erreichen. Unser Ziel ist es, allen noch lebenden Betroffenen zu einer Entschädigung zu verhelfen.

Erschwert wird das insbesondere dadurch, dass viele durch den Unrechtsparagrafen verursachte Beeinträchtigungen und Diskriminierungen gemäß dem Gesetz in seiner jetzigen Form gar keinen Anspruch auf Entschädigung begründen. Das gilt für Ermittlungsverfahren, die nicht in ein Gerichtsverfahren mündeten, für Verfahren die mit Freisprüchen oder Einstellung endeten – in diesen Fällen werden auch in Untersuchungshaft verbrachte Zeiten nicht vergolten –, für Unterbringungen in der Psychiatrie oder im Jugendarrest, wenn sie nicht in einem Urteil angeordnet wurden, für unehrenhafte Entlassungen aus der Bundeswehr, für Entlassungen aus dem öffentlichen Dienst, für Probleme bei der beruflichen Wiedereingliederung nach verbüßten Haftstrafen und für die daraus resultierende Verminderung von Rentenansprüchen, die bei vielen Betroffenen zu Altersarmut führen.

Beispielhaft sei ein Fall genannt, in dem für das erlittene Unrecht keine Entschädigung geleistet wurde. Wolfgang Lauinger, nach der NS-Ideologie ein »Halbjude«, wurde schon 1941 unter dem Verdacht der Homosexualität verhaftet. Da man ihm nichts nachweisen konnte, sein Freund verweigerte trotz Folter die Aussage, wurde Lauinger aufgrund eines ihm untergeschobenen Delikts verurteilt. Deswegen hat er keine Entschädigung als NS-Verfolgter erhalten. Im August 1950 wurde Lauinger, wie viele seiner Freunde, im Rahmen der bekannten Frankfurter Verhaftungswelle erneut verhaftet. Im Verhör bezogen sich die Beamten auf den von den bereits von den Nationalsozialisten erhobenen Vorwurf der männlichen Homosexualität. Im Februar 1951 wurde Lauinger mangels Beweisen freigesprochen. Nachdem er sieben Monate in Untersuchungshaft verbracht hatte, verlor er auch seine Arbeitsstelle. Es dauerte eine lange Zeit, bis er wieder ein »normales Leben« führen konnte. Wolfgang Lauinger, der lange Zeit für die Rehabilitierung gekämpft, auf Kundgebungen gesprochen und Interviews gegeben hat, erhielt selbst letztlich keine Entschädigung, weil er nicht verurteilt worden war. Dennoch hat er unter dem § 175 gelitten. Dass dieses Leid nicht anerkannt wurde, empfand er als ein grobes Unrecht, was er auch Bundesjustizminister Heiko Maas brieflich mitteilte. Wolfgang Lauinger starb 2018 im Alter von 99 Jahren, ohne in den Genuss einer Entschädigung für das ihm zugefügte Unrecht gekommen zu sein.

Am 27. November 2017 organisierte BISS in Berlin einen Fachtag zum Thema »Endlich rehabilitiert! Und jetzt?« Dabei wurde vor allem die Forderung nach einem Härtefallfonds diskutiert. Vertreter*innen von CDU/CSU, SPD, Bündnis 90/Die Grünen, Die Linke und der FDP machten sich

einmütig die Forderung nach einer Härtefallregelung zu eigen. Für die von BISS zusammengetragenen Fälle, in denen bisher keine Aussicht auf eine Entschädigung besteht, sollten auf intrafraktioneller Ebene zeitnah Lösungen gefunden werden, die kein langwieriges Gesetzgebungsverfahren erforderten. Auf diese Weise sollten nicht nur zu Unrecht in Untersuchungshaft verbrachte Zeiten, sondern auch Entlassungen aus dem Öffentlichen Dienst, Kündigungen, Degradierungen, der Entzug von Lehraufträgen an Hoch- und Fachhochschulen, von ärztlichen Approbationen, von Doktorgraden sowie fürsorgerische Unterbringung und medizinisch-psychiatrische Zwangsmaßnahmen als zu Unrecht erlittenes, vom § 175 verursachtes Leid Anerkennung finden.

Am 28. Februar 2018 diskutierten Vertreter von BISS diese Pläne mit Bundestagsabgeordneten beim interfraktionellen LSBTI-Frühstück und am 16. April 2018 mit dem Bundesamt für Justiz. BISS geht davon aus, dass zusätzlich etwa 5.000 noch lebende Personen entschädigt werden müssten, für die bisher kein gesetzlicher Anspruch besteht. Diese Menschen sollten ihre Anträge nicht mehr bei den Staatsanwaltschaften, sondern bei einer zentralen Härtefallkommission einreichen, um das Verfahren zu beschleunigen. Diese Kommission sollte beim Bundesamt für Justiz angesiedelt werden, weil dort bereits eine hohe Kompetenz im Umgang mit den Betroffenen vorhanden ist.

Am 9. November 2018 verkündete eine Pressemitteilung des Bundestags, dass man sich auf eine Härtefallregelung geeinigt habe. Nicht nur Verurteilungen, erklärten die SPD-Abgeordneten Karl-Heinz Brunner und Johannes Kahrs, sondern auch der bloße Verdacht oder eine Anklage hätten Menschen an den Rand des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ruins gebracht. Deswegen sollten jetzt unverzüglich Regelungen gefunden werden, die auch diese Opfergruppe entschädigen. Zurzeit werden die verwaltungsrechtlichen Richtlinien im BMJV erarbeitet. Die Mittel, die für die Entschädigung der Verurteilten vorgesehen waren und nicht abgerufen wurden, sollen nun für diesen erweiterten Zweck verwendet werden. Hoffentlich können die Betroffenen schon bald beim Bundesamt für Justiz ihre Anträge einreichen. Falls Belege fehlen, sollte auch hier die Abgabe einer eidesstaatlichen Versicherung ausreichen, um den Anspruch zu begründen. Nach Auskunft von Karl-Heinz Brunner sollten bis zum Jahreswechsel 2018/19 alle Einzelheiten geklärt sein. Die Zeit drängt, die Opfer des Schandparagrafen werden nicht jünger!

Queeres Weltkulturerbe

*Wie der Eurovision Song Contest ein schwules Ereignis globalen Profils wurde**

JAN FEDDERSEN

»Nur die Liebe lässt uns leben« – oder: ein Disclaimer¹

Autobiografisch gefärbt ist dieser Text über die Präsenz, ja, Dominanz schwuler Männer beim Eurovision Song Contest (ESC) – nicht auf der Bühne, aber hinter den Kulissen, bei Journalisten und Fans – notwendigerweise. Dies muss hier auch so sein, denn die Entwicklung des ESC vom televisionär in der Bundesrepublik eher unbeachteten Millioneneignis zum Highlight des TV-Jahreskalenders auch in Deutschland der für diese Show verantwortlichen ARD ist von mir als Journalist beobachtet – und faktisch mit befördert worden. Insofern entspricht dieser Aufsatz nicht gewöhnlichen Ansprüchen, die an einen in einer wissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlichten Text zu stellen sind: der des Überblicks und der Analyse, also der Sortierung des Diskurses zu einem Sachverhalt, der, beim ESC, vornehmlich ums Singen und Performen, ums Angucken und Bewerten geht, um Europa und Nationalitäten und dergleichen, nicht jedoch um im engeren Sinne Sexuelles.

Erstmals habe ich 1989 einen Text über den ESC veröffentlichten können,² eine Rezension des Grand Prix Eurovision de la Chanson, der ein

* Eine frühe Queer Lecture zum Thema fand am 21. April 2011 in Berlin statt. Der abgedruckte Text ist eine aktualisierte und vielfach weiter entwickelte Version des damaligen Vortrags.

1 Die Zwischenüberschriften enthalten stets thematisch passende ESC-Klassiker, hier das deutsche ESC-Lied von 1972 von Mary Roos, mit dem sie den dritten Platz erreichte. Es war, als griffige Überschrift, für viele, sehr zeitgeistnah, ein Credo jener sozialliberalen Jahre in der Bundesrepublik, in der die Emanzipationskämpfe von LGBTI*-Menschen zwar nicht begannen, aber in die öffentlichen Arenen getragen werden konnten.

2 Triple & Touch [d.i. der Verfasser dieses Textes – das Pseudonym spielt auf die Performer an, die die Schwedin Lotta Engberg 1988 beim schwedischen Melodifestivalen, der ESC-Vorentscheidung des Landes, zum Lied »100-prozentig« begleitet hatten]: Wenn die Nachtschwester mit dem Boris um die Wette singt. In: taz vom 8.5.1989, S. 12, <https://www.taz.de/Archiv-Suche/!1813048&s=Grand%2BPrix%2BEurovision&SuchRahmen=Print/> [letzter Zugriff am 2.1.2019].

Wettbewerb unter überwiegend europäischen Ländern war (und ist). Die TV-Rezension zu diesem Thema zu schreiben, war in der »taz« möglich, weil in dieser Tageszeitung Unkonventionalität in der Wahrnehmung von Berichterstattungsfeldern als konstitutiv gilt. Die damalige Medienredakteurin Ute Thon fand das TV-Event selbst in jeder Hinsicht geschmacklich, politisch wie kulturell indiskutabel, aber als originelles Textangebot zur Show nahm sie das Angebot gern an. War die Leser*innenresonanz auf diesen kleinen Text mit sieben Kommentaren per Leser*innenpost vergleichsweise stark, so bewirkte die zweite Rezension zu einem ESC, zwei Jahre später formuliert,³ eine Reaktion aus dem journalistischen Kollegenkreis: Giovanni di Lorenzo, der spätere Chefredakteur und Herausgeber der Wochenzeitung »Die Zeit«, damals Redakteur der »Süddeutschen Zeitung«, hatte auf einer Postkarte seine sehr wohlwollende Lektüre des Textes mitgeteilt.

Es war eine ermutigende Geste, die wesentlich Fragen für meine kommenden Jahre in beruflicher Hinsicht aufwarf: War es nicht journalistisch falsch, ein TV-Ereignis zu ignorieren, das einmal im Jahr – die jeweils nationalen Vorentscheidungen eingerechnet sogar mehrfach – das für die öffentlich-rechtliche Senderkette stärkste Publikumsinteresse mobilisiert? War es nicht die einzige Sendung in Europa, die an einem Abend mehr als 100 Millionen Zuschauer vor die Bildschirme zog? Und was könnte der Grund dafür sein, den ESC als trashig, unwichtig, irrig und kulturell irrelevant zu markieren – wenn das Kriterium gesellschaftlicher Unwichtigkeit nicht auch etwa auf den Sport, besonders auf den Fußball, streng genommen auch auf das Feuilletonistische zu hochkulturellen Begebenheiten zuträfe? Keine Zeitung, kein auf Massenwirksamkeit und Interesse setzendes Medium überhaupt könnte es sich leisten, der Fußballbundesliga oder einem internationalen Turnier wie einer Weltmeisterschaft keine kundige, nicht nur entwertende Aufmerksamkeit zu schenken. Weshalb war der ESC, der in der Bundesrepublik als Grand Prix Eurovision de la Chanson getitelt war, darauf anspielend, dass das Ziel der Veranstaltung die Präsentation von als anspruchsvoll charakterisierten Liedbeiträgen sei bzw. zu sein habe, aus welchen Gründen also war er den Programmzeitschriften Ankündigungen wert, nicht jedoch den Tageszeitungen, etwa in Form von Prognosen? Womit hatte es zu tun, dass die bildungsbürgerlich orientierten Zeitungen seitenlang mit vielen Mitarbeiter*innen über eher nur eine Schar von Kino-Enthusiasten interessierende Veranstaltung

3 Jan Feddersen: Windmaschine für Gefühle. In: taz vom 6.5.1991, S. 20, <https://www.taz.de/Archiv-Suche/!1721017&s=jan%2Bfeddersen&SuchRahmen=Print/> [letzter Zugriff am 2.1.2019].

wie die Berlinale berichteten – aber für einen europäischen Wettbewerb um Pop-Performances meist nicht einmal eine Kurzmeldung zu verfassen wussten? Und weshalb interessierte sich die ARD für die in ihrem Programm präsentierte Show nicht in journalistischer Hinsicht, einen tieferen Einblick verschaffend?⁴

Wissenschaftliche Arbeiten zum Thema gab es bis 2001 keine,⁵ Buchpublikationen, und seien sie lexikalischer Natur, lange Zeit ebenso wenig,⁶ sie erschienen allesamt erst seit Ende der 1990er Jahre.⁷ In wenigen Büchern, durchweg verfasst von offen schwulen Autoren, tauchten bereits früher Hinweise auf den ESC⁸ auf, jedoch eher kurзорischer, nicht ausführ-

- 4 Der traditionelle Beginn eines ESC ist auf 21 Uhr an einem Samstagabend terminiert. Die Dreiviertelstunde zwischen der »Tagesschau« und dem ESC pflegte die ARD bis 1996 mit Comedyshows zu überbrücken, die nichts mit dem Eurovisionsfestival zu tun hatten – wie ein Fülsel ohne redaktionellen Kontext. Die vorgesetzten, auf Lustigkeit getrimmten Formate vor dem ESC wirkten so wie ein Pardon im Vorwege für das programmäßig Kommande.
- 5 Im deutschsprachigen Bereich zuerst zum Thema: Helmut Scherer/Daniela Schütz: Das inszenierte Medieneignis. Die verschiedenen Wirklichkeiten der Vorausscheidung zum Eurovision Song Contest in Hannover 2001. Köln 2003; Irving Wolther: Kampf der Kulturen. Würzburg 2006; im englischsprachigen Raum: Ivan Raykoff/Robert Dean Tobin (Hg.): *A Song for Europe. Popular Music and Politics in the Eurovision Song Contest*. Burlington, Vt. 2007; Karen Fricker/Milija Gluhovic (Hg.): *Performing the »New« Europe: Identities, Feelings and Politics in the Eurovision Song Contest*. Basingstoke u.a. 2013.
- 6 Auf Englisch erschien: Paul Gambaccini/Tim Rice mit einem Vorwort vom damaligen BBC-Prominenten und ESC-Kommentator Terry Wogan: *The Complete Eurovision Song Contest Companion*. North Pomfret, Vt. 1998; im deutschen Sprachraum zuerst: Jan Feddersen: *Merci, Jury!* Wien 2000; ders.: *Ein Lied kann eine Brücke sein*. Hamburg 2003; ders.: *Wunder gibt es immer wieder*. Berlin 2010; auf Schwedisch zuerst: Leif Thorsson: *Melodifestivalen genom tiderna*. Stockholm 1999.
- 7 Übersichtswerke sind in den vergangenen zwei Jahrzehnten etliche erschienen, in der Regel die bis dahin just vergangenen Jahrgänge des ESC repetierend und erinnernd, meist im Coffeetable-Book-Format publiziert, reich illustriert, häufig in einzelnen Ländern dann, wenn diese im jeweiligen Erscheinungsjahr Gastgeber des ESC waren: etwa Großbritannien, Dänemark, Norwegen, Schweden, Griechenland. Einer der ersten wissenschaftlichen Sammelbände erschien 2007, herausgegeben von zwei in den USA lebenden und lehrenden Männern: Raykoff/Tobin (wie Anm. 5); zur nationalen Repräsentation des ESC: Mari Pajala: *Erot järjestykseen! Eurovision laulukilpailu, kansallisuu ja televisiohistoria*. Turku 2006 (dt.: Finlande: zero points! Der Eurovision Song Contest in den finnischen Medien. Köln 2007); jüngeren Datums, zur kulturalistischen Deutung dieser Show: Christine Ehardt/Georg Vogt/Florian Wagner (Hg.): *Eurovision Song Contest. Eine kleine Geschichte zwischen Körper, Geschlecht und Nation*. Wien 2015.
- 8 Der in den meisten Ländern der Eurovisionszone Eurovision Song Contest genannt wurde, frei von geschmäcklerischer Moral, das hier servierte Liedgut müsse besondere Kriterien der Erhabenheit erfüllen.

licher oder systematischer Art.⁹ Ein musik- oder kulturwissenschaftliches Feld war der ESC ebenso wenig wie das der populären Kulturformen überhaupt, etwa hauptsächlich des in Deutschland, nicht jedoch in Frankreich oder Großbritannien sogenannten »Schlagers«.¹⁰

Als Journalist muss dieses dichotome Verständnis von legitimer und illegitimer Kultur, von wissenschaftswürdigen und wissenschaftsunwerten Feldern stutzig machen: Warum konnte zu heteronormativen Formen der Popularkultur geschrieben und geforscht werden, etwa zu den Beatles, zu den Rolling Stones, zum Festival von Woodstock 1969¹¹ oder zum französischen Chanson, nicht aber zu dem europäischen Kulturreignis schlechthin, eben dem 1956 erstmals veranstalteten Eurovision Song Contest, bei seiner Premiere am 24. Mai jenes Jahres in Lugano, Schweiz, »Grand Prix Eurovision de la Chanson Européennes« genannt.

Womit hängt zusammen, dass an einem Abend mit dem ESC schwule Lokalitäten bis zum Ende der Show eher übersichtlich besucht sind? Warum entzückt gerade die Eurovisionsfanfare am Anfang einer von der EBU veranstalteten Show aus dem Showbusiness, dem Sport oder eben beim ESC besonders – untermauert auf den Bildschirmen von einem Sternenstrahnenkranz, dem EBU-Logo bis 1993? Welche Gründe könnte es haben, so war meine Frageskizze, dass heterosexuell orientierte Menschen, vor allem deren männliche Exemplare, diesen ESC gewöhnlich nicht zum ersten Gegenstand eines Small Talk machen? Was hat es damit auf sich, dass der ESC in schwulen Kreisen – sofern diese nicht hochkulturell orientiert sind und sich eher dem Besuch von Opern widmen – eine vorzügliche, emotional stark aufgeladene Beachtung findet, in männlich-heterosexuellen je-

⁹ Etwa Elmar Kraushaar: *Rote Lippen. Die gesamte Welt des deutschen Schlager*. Reinbek bei Hamburg 1987.

¹⁰ Was in gewisser Weise auch mit der abstrus zu nennenden Archiv- und Quellenlage zu tun hat: Die European Broadcasting Union, das Netzwerk öffentlich-rechtlicher TV- und Radioanstalten, verfügt an ihrem Sitz in Genf über keine international orientierten und geordneten Archivbestände spezifisch zum ESC. Erst mit der Popularisierung des Internets seit Ende der 1990er Jahre sind, bis auf den Jahrgang 1963, alle ESC-Shows verfügbar, dies überwiegend von der EBU und ihren Sendern nur geduldet. Papiere Quellen existieren gesichtet bis heute nicht; verfügbar, weil meist nicht mehr aufzufinden, sind auch nicht die Jahr für Jahr geänderten Regelwerke des ESC, Dokumente über Abstimmungsverhalten der Jurys in den teilnehmenden Ländern oder wenigstens eine Sammlung der publizierten Programmhefte. Der ESC als TV-Projekt des Unterhaltungssektors bildet keine Ausnahme für das, was etwa in Deutschlands öffentlich-rechtlichem Fernsehen Usus ist: Ein historisches Bewusstsein für den Stoff war für dieses Feld nicht vorhanden – im Unterschied etwa zu den Bereichen der hochkulturellen Produktionen, klassische Konzerte beispielsweise oder Features zu Malerei, Tanz und Theater.

¹¹ Jan Feddersen: *Woodstock. Ein Festival überlebt seine Jünger*. Berlin 1999.

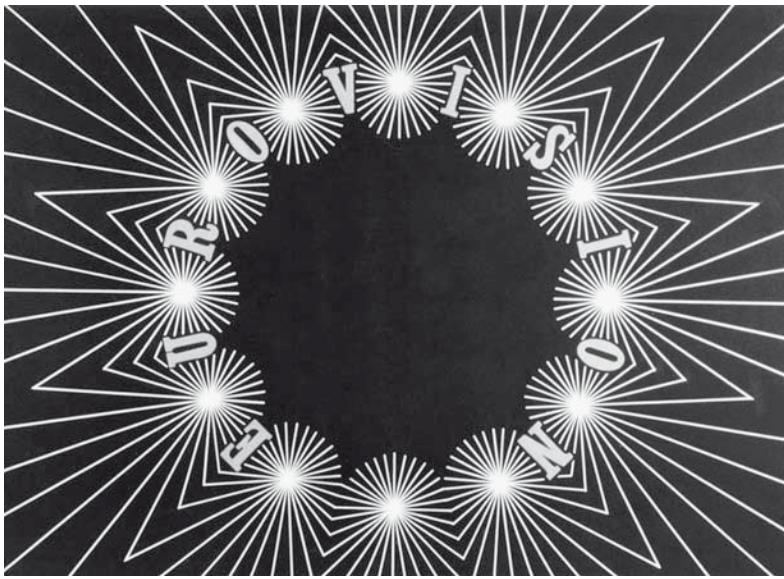


Abb. 1: Die Verheißung internationalen Programmstoffes: das Logo am Anfang aller von der Eurovision verantworteten Sendungen, der Auftakt jeden ESCs, untermauert vom klassischen »Te Deum« Marc-Antoine Charpentiers

doch nicht?¹² Und worin liegt die Pointe, dass der ESC besonders in disziplinärbewussten-bürgerlich orientierten Kreisen – längst etablierten

¹² In eigener Sache sei angefügt, dass die berufliche Entscheidung, sich professionell um das Thema ESC zu kümmern – und dieses tatsächlich so zu behandeln, als ginge es um Fußball, um Parlamentsberichterstattung oder um die Feuilletonpartien Theater, Literatur, Musik und Kunst –, das Risiko barg, als Journalist in die Nische des Unseriösen gesteckt zu werden. Als Kind jener Schicht, aus der etwa auch der französische Autor Didier Eribon stammt, war mir bewusst, dass ein Schreiben abseits der kulturell illegitimen Themen (Pierre Bourdieu) erfolgsarm bleiben könnte. Eribon schreibt über seine Gymnasialzeit, in der es auch darum geht, die Do's und Don't's der kulturellen Existenz zu klären: »[I]ch musste mich [...] nach und nach den schulischen Anforderungen beugen, mich anpassen, die Herausforderung akzeptieren. Widerstand hätte meine Niederlage bedeutet, Unterwerfung war meine Rettung.« (Didier Eribon: Rückkehr nach Reims. Berlin 2016, S. 160 f. [zuerst frz. 2009]) Um also den Bildungsaufstieg zu bewältigen, musste und wollte Eribon die Kultur seiner proletarischen Herkunft – seine im Kofferradio Schlager hörende Mutter und seinen angelnden Vater – abstreifen, um sich der Selbstausbildung als Neobildungsbürger zu widmen. Das wiederum war mir aus Gründerpersönlicher Renitenz und vielleicht auch aus einem Gefühl, die eigene Herkunfts-klasse nicht verraten zu wollen, nicht möglich.

wie in diese avancierenden – richtiggehend verhasst ist, so gemieden wird wie eine unappetitliche Speise?

Dieser Text spiegelt insofern auch eine seit 30 Jahren währende, mehr und mehr professionell orientierte Suchbewegung mit folgender Frage:¹³ Gibt es eine schwule Kultur, die unter dem Radar der heteronormativ-öffentlichen Wahrnehmung gelebt wird – und verhält diese sich sogar antipodisch zu dieser? Meine Position in diesem Feld ist über die des Analysierenden und Beobachtenden hinaus eine des Zeitzeugen und des Agierenden. 1996 wechselte innerhalb der ARD die Senderverantwortung für den ESC – vom Mitteldeutschen Rundfunk, der nichts mit dem internationalen Showformat anfangen konnte, zum NDR und dessen damaligen TV-Unterhaltungschef Jürgen Meier-Berl.¹⁴ erfahren in der Übertragung von TV-Showevents, etwa der Ausstrahlung des internationalen Live-Aid-Konzerts am 13. Juli 1985, ein global inszenierter Benefizabend für an Aids erkrankte Menschen. Nach dem journalistisch begründeten Kontakt bei der ersten vom NDR verantworteten deutschen Vorentscheidung im Frühjahr 1996 fragte ich Meier-Berl im Jahr darauf, ob er überhaupt ahne, dass er in seinem beruflichen Projektableau mit dem ESC eine Show verantworte, die im Kern für schwule Männer als deren Fans so wichtig sei wie für andere, meist heterosexuelle Männer eine Fußball-WM oder in den USA der Super Bowl im American Football?¹⁵

Fortan nahm Meier-Berl diese Perspektive stetig mit ein, was erstaunlich war für einen heterosexuell lebenden Mann: der ESC als kulturelles Hochamt mit einer damals schon existierenden Struktur an Fanclubs, die wesentlich von schwulen Männern getragen werden. Denn das war ja seit meiner ersten Akkreditierung zu einem ESC, den ersten journalistischen Ausflügen zu deutschen Vorentscheidungsshows (1991 im Berliner Friedrichstadtpalast, im Jahr darauf in der Stadthalle von Magdeburg) so klar,

¹³ Den beiden Texten in der »taz« sollten sehr viele folgen: drei Bücher zwischen 1999 und 2010, wissenschaftliche Beiträge zum Thema, Vorträge auf Tagungen, Mitherausgabe von CD- und DVD-Kompendien zum ESC, etwa zum 50. Jubiläum des Events; weitere Tätigkeiten als Autor, Blogger und Interviewpartner für die »taz«, die Deutsche Welle, für ARD-Radiostationen und beim Fernsehen für ARD, ZDF und Pro7 über viele Jahre als ESC-Experte, seit 2005 als Autor für den NDR – mit Texten, die auf www.eurovision.de veröffentlicht werden. Zwischen 1992 und 2019 war ich bei allen ESCs international als Reporter und Analyst dabei – abgesehen von 1993, 1995 und 1997.

¹⁴ Jürgen Meier-Berl: Making a Pop-Event. In: Feddersen: Ein Lied kann eine Brücke sein (wie Anm. 6), S. 417–422.

¹⁵ Das heißt jedoch nicht, dass schwule Männer sich für Fußball nicht interessieren, heterosexuell orientierte den ESC nie gucken – die Fanstrukturen sind indes umgekehrt gewirkt: Beim Fußball dominiert der heteronormative, beim ESC seit Ende der 1990er Jahre der schwule Schein.

wie es nur sein konnte: Die angereisten ESC-Aficionados einte eine gewisse Queerness – es waren überwiegend schwule Männer, ob unter Journalisten oder im Publikum, bei den Fans.¹⁶

Dass dies in nationaler Hinsicht sich so verhält, war einerseits ohnehin verblüffend – wo, jenseits des direkt subkulturell-infrastrukturellen Kontextes, trifft man homosexuelle Männer als Gruppe sonst? –, andererseits entsprach dies den eigenen Lebenserfahrungen: Wer über den ESC sich austauschen wollte, war bei heterosexuell orientierten Kollegen immer an der falschen Adresse. Die queere, besser: schwule Perspektive erschloss sich in europäisierender Dimension erst bei meiner ersten internationalen ESC-Akkreditierung, 1992 im schwedischen Malmö.¹⁷ Die gemessen am modernen ESC noch geringe mediale Resonanz unterstrich die mit 100 Journalisten eher begrenzte Akkreditiertenzahl – aber bis auf die meisten skandinavischen und manche niederländischen Kolleg*innen bestand das Gros nicht aus professionellen Journalisten, sondern aus ESC-Fans, die für teils lokale Medien ihrer Heimat, damals noch meist Zeitungen, zu ihrem kulturellen Hobby arbeiteten.¹⁸ Sie sollten die hartnäckigsten Protagonisten einer kulturellen Entwicklung werden, von der sie vermutlich selbst nicht ahnten, dass sie sich herauskristallisieren könnte – der ESC würde kein Event der Randständigkeit bleiben, sondern ein kultureller Kern europäischer Selbstvergewisserung werden. Der Höhepunkt, ließe sich sagen, sollte sich, von 1992 aus gesehen, 22 Jahre später einstellen.

¹⁶ Zur Herausbildung des ESC-Fantums (vor allem durch schwule Männer) als queere Graswurzelbewegung in Europa (und Israel) siehe Jan Feddersen: Europäischer Underground. In: Merkur, 67. Jg., H. 773 (Oktober 2013), S. 1056–1063.

¹⁷ Damals im Auftrag der Wochenzzeitung »Die Zeit«; die Skepsis der Kollegen vom Resort »Modernes Leben« dort war von Anfang an groß – als sie meinen Text in Händen hielten, wurde er abgelehnt: Er sei zu unkritisch, zu lobend an und für sich ausgefallen, und die Künstler und Künstlerinnen kenne man in Deutschland ohnedies nicht. Mein Einwand, das könne man vom Gros der im Feuilleton präsentierten Figuren des Kulturliebens für die meisten Leser*innen auch sagen, wurde nicht beantwortet.

¹⁸ Der Befund, der ESC lebe von schwulen Fans und Journalisten, bedeutet keineswegs, dass es ein, wie es gern heißt, solidarisches Miteinander gegeben hätte. Teilweise im Gegen- teil: Als ich 1994 im Berliner Schwulenmagazin »Magnus« einen Text über den ESC vor dem nahenden Eurovisionsfestival in Dublin veröffentlichte und das Schwule beim ESC wie eine Selbstverständlichkeit skizzierte, wurde dieser Text an der Media-Spiegel-Wand im Pressezentrum im Dubliner Point-Theatre abgerissen – von deutschen Fans. Ihre Begründung als selbst schwule ESC-Freunde lautete, man dürfe nicht so indirekte Texte veröffentlichen, sie beförderten nur die Vorurteile wider den Eurovision Song Contest und Homosexuelle obendrein.

Queerness auf dem Gipfel – oder: »Rise Like A Phoenix«

Mit dem Sieg des österreichischen Sängers und Performers Tom Neuwirth¹⁹ beim 59. Eurovision Song Contest 2014 in Kopenhagen schien die wichtigste Wahrheit zu diesem Showfestival nicht enthüllt, aber beglaubigt worden zu sein: dass der ESC in Wahrheit ein schwules Event sei. Denn der Sieger trat nicht als Mann auf, sondern, textil deutlich von klassischen Männerhabitualitäten unterschieden, als »Conchita Wurst«, eine, wie der in der österreichischen Provinz geborene Tom Neuwirth sagte, Kunstfigur: eine strahlende Diva, die erst beim sachten Kameráschwenk aus der Distanz auf das Antlitz der Figur als vollbärtige Person erkennbar wird. Eine Drag Queen, ein transvestitisches Konstrukt, das um Anerkennung und Respekt buhlt: »Rise Like A Phoenix« heißt das Siegeslied, das an dem Abend in der B&W-Halle, einer ehemaligen Schiffswerft im alten Kopenhagener Hafengebiet, gewinnen konnte. Eine Hymne auf alle, die, ließe sich sagen, getreten und gedemütigt wurden und werden – und eines Tages wie ein Phönix aus der Asche emporfliegen –, was die Rache sein werde für alle Niedertracht gegen das, was anders ist als die Konvention.

Tatsächlich könnte kein Text aus der aktuellen Populärkultur das Programm queerer (schwul, lesbisch, trans* und inter) Hoffnungen stärker bündeln und die Ansprüche von Queeren auf gleiche Geltung in Differenz eindrücklicher markieren.²⁰ Der Text umreißt akkurat das Muster der Sage aus der griechischen Mythologie: Der hochfliegende Vogel, der Sohn, will hoch hinaus und verbrennt sich an der Sonne – um aus der Asche wieder aufzuerstehen, schöner und lebenstüchtiger denn je.²¹ Conchita Wurst hat in ihrer Performance alles, wenn man so will, was schon immer im Eurovision Song Contest mit angelegt war – und was jeder Fan dieses Festivals wusste –, gezeigt: Dass der ESC sogar dieses Besondere belohnt, vor allem das besonders Gelungene, war das Sensationelle des Abends. Eine schwule, hier besser: queere, irgendwie allen Konventionen über das, wie ein Mann aussieht und wie eine Frau, spottende Performance.²²

¹⁹ Conchita Wurst: Ich, Conchita: Meine Geschichte. We Are Unstoppable. Stuttgart 2016.

²⁰ Das Erzählschema des Liedes findet sich traditionell schon in den Märchen des dänischen Schriftstellers Hans-Christian Andersen, etwa in »Die kleine Meerjungfrau« (1837) oder auch bei »Aschenputtel« aus der Sammlung der Brüder Grimm (1812). Stets geht es um Aufstieg und Erlösung aus der Subalternität – ein Narrativ, das in der gesamten ESC-Geschichte wie auch in der schwulen Selbstwahrnehmung einen ehernen Platz hat.

²¹ »Auferstanden aus Ruinen«, die Hymne der DDR, barg diese Mythologie ebenfalls: Deutschland musste kapitulieren, also sterben, um wieder aufzuerstehen.

²² In queeren Kreisen kursiert seit den großen politischen und kulturellen Erfolgen – von der Entpönalisierung von Homosexualität über die Ehe für alle in sehr vielen Staaten bis hin zu öffentlichen Förderprogrammen zur Akzeptanz gerade von Trans*- und Inter-



Abb. 2: Conchita Wurst, der unwahrscheinlichste ESC-Sieg überhaupt: ein schwuler Mann, der als Drag Queen das eurovisionäre Publikum betört und durch künstlerische Leistung überzeugt

In Russland, wo Ende der nuliger Jahre dieses Jahrhunderts ein Gesetz zur Strafbarkeit homosexueller Öffentlichkeiten verabschiedet wurde, wie in anderen postsozialistischen Ländern wurde Conchita Wursts Sieg weitgehend als Sieg westlich-europäischer Dekadenz begriffen und kritisiert – obwohl bei der Punktewertung der österreichische Beitrag erheblich Zustimmung seitens des televotenden Publikums erhalten hatte, auch aus Ländern wie Russland und anderen, die nicht gerade für eine libertär aufgeblühte und anerkannte Queer Culture stehen. Für das türkische Fernsehen TRT, seit seiner Islamisierung nicht mehr beim ESC dabei, war Conchita Wurst schlechthin ein weiterer Beleg für die Richtigkeit der Ent-

menschen – ein Gefühl des Backlashes: Muss befürchtet werden, angesichts der Erfolge von politischen Populisten, dass alle Freiheitsgewinne wieder eingeschränkt werden? Bei Conchita Wurst dominierte vor ihrem Sieg die Vermutung, eine solche Person könne niemals den ESC gewinnen, so begeisterungsfähig sei der Mainstream vor den Bildschirmen nicht.

scheidung, auf die jährliche Teilhabe an der zuschauerträchtigsten Show Europas zu verzichten.²³

Ob Conchita Wurst gewinnen konnte, weil sie als Drag Queen – eine erlesen schön gewandete Frau mit »Eieruhren-Figur« unterhalb des vollbartigen Gesichts – ihr Lied darbot, oder weil, naheliegender, Tom Neuwirth als Conchita Wurst künstlerisch ihr kompliziert zu singendes Lied perfekt, ohne jeden stimmlichen oder stilistischen Makel zur Aufführung brachte, ist letztlich einerlei: Diese Eurovisionssiegerin steht wie keine andere für Queerness, für das Schräge, das Schrille²⁴ – und, volkstümlicher formuliert, das Schwule dieses einzigen Showereignisses Europas,²⁵ das hier zeitgleich live und einmal im Jahr, meist im mitteleuropäischen Frühling, übertragen wird.

Aber war Tom Neuwirth eine Ausnahme von der Regel – dass in der Mainstreamkultur Queeres nur dann einen Platz hat, wenn es explizite Verweise auf Homosexuelles unterlässt? Ist der Eurovision Song Contest nicht seit seiner Geburt 1956 die für den eurovisionären Sendebereich wichtigste und publikumsmächtigste Veranstaltung jenseits sportlicher Spitzeneignisse?

»La det swinge« oder: Der Eurovision Song Contest,
eine technische Testfläche

Tatsächlich lässt sich die Geschichte des ESC auch rein fernsehlogisch erzählen, aus der technischen Perspektive des neuen Mediums selbst, frei von Überlegungen zur kulturellen Qualität des Dargebotenen: Die öf-

²³ Das staatliche türkische Fernsehen TRT, Mitglied der Eurovisionssenderkette EBU (European Broadcasting Union), nahm erstmals 1975 am ESC teil; bis dahin hatten sich dessen Verantwortliche nicht über queere Beiträge beschwert – selbst die Siegerin von 1998, die Trans*frau Dana International aus Israel, erhielt fünf Stimmen von den Juroren aus Ankara. Damals stand TRT freilich noch nicht unter der politischen Aufsicht der islamisch-konservativen AKP.

²⁴ Schräg und schrill sind die beiden wichtigsten Attributierungen, die nichthomophob gesinnte Heterosexuelle schwulen Männern zuweisen: eine freundliche Annahme, die die Bezeichneten als Rund-um-die-Uhr-Feiernde eines Lebens wie im Karneval imaginiert. Der ESC gehört als zuschreibender Topos zentral dazu.

²⁵ Ebenfalls in Ländern, die geografisch nicht zu Europa gehören, aber Mitglieder des Europarats sind: Aserbaidschan, Armenien und Georgien. Die European Broadcasting Union, 1950 gegründet, ist kein europäischer, sondern ein im schweizerischen Genf beheimateter Senderverbund von öffentlich-rechtlichen und staatlichen TV- und Rundfunkstationen. Mitglieder sind auch Stationen der afrikanischen Mittelmeerländer, des Nahen Ostens sowie, in Assoziation, TV-Anstalten in Übersee. Der australische Sender SBS überträgt den ESC seit Ende der 1970er Jahre, inzwischen, seit er selbst 2015 Jahr für Jahr einen australischen Act zum ESC entsendet, auch live. Israel war 1973 das erste nichteuropäische Land, das an einem ESC teilnahm.

fentlich-rechtlichen, also finanziell von Gebührengeldern oder staatlichen Subventionen finanzierten TV- und Rundfunksender, konzipierten in den frühen 1950er Jahren Sendungen, die sich auch international übertragen lassen könnten – ihr technisches Netzwerk namens European Broadcasting Union mit Sitz in Genf war als Koordinierungsstelle für den Austausch von Nachrichtenbeiträgen, ob für Radio oder Fernsehen, gedacht und gegründet worden. Shows aus dem Entertainmentbereich wurden geplant, um die übernationalen Fähigkeiten zu gemeinsamen Übertragungen auszubauen.²⁶

Das Fernsehen war ein junges Medium, nur in wenigen Haushalten der Eurovisionszone gab es überhaupt Fernsehgeräte. Der Eurovision Song Contest sollte das Vehikel sein, um Liveschalten zu ermöglichen – eine Banalität heutzutage, damals eine spektakuläre Experimentieranordnung. Fernsehen in Echtzeit, Programme nicht aus der Konserven, aus Aufzeichnetem. Der grundsätzliche programmatische Impuls für eine Sendung, die möglichst Millionen Zuschauer in der (zunächst nur nord-, west- und südeuropäischen) Senderkette an einem Abend versammelt, kam aus Italien;²⁷ dort wurde Jahr für Jahr ein Wettbewerb der modernen Populärmusik ausgetragen, das Festival von San Remo. Aus den Reihen der britischen BBC kam zugleich die Anregung, unterschiedliche künstlerische Beiträge zu einem Contest, einem Wettbewerb, zu versammeln. Der EBU-Programmdirektor Marcel Bezençon, ein Schweizer, war es schließlich, der alle Ideen bündelte und das heute noch prinzipiell gültige Format durchsetzte – einen Musikwettbewerb, bei dem die einzelnen Sender – als tonangebende Fernsehanstalten ihrer Länder – über die Liedbeiträge abstimmen, nie jedoch für sich selbst.²⁸

Das sollte Spannung wie bei einer Live-Sportübertragung bewirken und die Zuschauer durch die Spannungsbögen von den Liedern über die heute fast ein Drittel der Sendezeit umfassenden Wertungen aus den ein-

²⁶ Die Erkennungsmelodie, die Fanfare, der Werbejingle zu von der EBU verantworteten Übertragungen ist seit der Gründung der Sendernetzkette Marc-Antoine Charpentiers Motiv aus seiner im späten 17. Jahrhundert komponierten Motette »Te Deum«; siehe Thomas Betzwieser: Europa-Hymnen – Musikalische Insignien von Verständigung und Identität. In: Albrecht Riethmüller (Hg.): *The Role of Music in European Integration. Conciliating Eurocentrism and Multiculturalism*. Berlin/Boston 2017, S. 141–147.

²⁷ Ausführlicher Wolther (wie Anm. 5), S. 26–32.

²⁸ Der Eurovision Song Contest war eine von zwei kulturellen »Erfindungen« im Nachkriegseuropa, die von Beginn an übernational orientiert waren: erstens die 1955 in Kassel veranstaltete Messe moderner Kunst und Performances, die »documenta«, zweitens 1956 der ESC, zu dem neben dem Gastgeberland Schweiz alle sechs Gründungsmitglieder der späteren EU (Niederlande, Belgien, Luxemburg, Italien, Frankreich und die Bundesrepublik Deutschland) Sänger*innen entsandten.

zernen Ländern bis zur Klimax, dem Endergebnis, am Bildschirm halten. Der ESC entwickelte sich in der Tat über alle Jahre seiner Existenz zu einer Probebühne moderner TV- und Übertragungstechnik – über die Synchronisierung von Bildern und Tönen, die Koordination von internationalen Schaltungen bei der Punktedurchgabe, den Einsatz beweglicher, vor allem vieler Kameras, den Wechsel vom Schwarz-Weiß-Format zu farbigen TV-Bildern. Ein ESC ist immer auch ein Hochamt neuester Techniken – bis hin, heutzutage, zum Einsatz international koordinierter Abstimmungssysteme des Publikums, dem Televoting.

Von Kooperationen mit der ebenso jungen Musikindustrie – die vor allem ihre neuen Tonträger, die Schallplatte, am Markt durchzusetzen und zu verkaufen suchte – war damals keine Rede. Für sie wurde, abgesehen von den Radiowellen, die nicht auf klassische, traditionelle Bildungsbürgerwünsche ausgerichtet waren, das Fernsehen jedoch zum entscheidenden Medium ihrer Marktansprüche. So avancierte der ESC zur für Künstler*innen mit internationalen Karriereaussichten wichtigsten Bühne – wer dort auftrat, konnte sich eines Millionenpublikums in einer Vielzahl von Ländern sicher sein. Für das wichtigste Land der modernen Popkultur, Großbritannien, war der Eurovision Song Contest eine perfekte Gelegenheit, den Marktmachtanspruch auf europäische Durchsetzung ihrer Künstler*innen zu lancieren: Sandie Shaw, Cliff Richard, Lulu und Mary Hopkin, später Olivia Newton-John, The Shadows und Lynsey de Paul nutzten ihre ESC-Performances zu ihrer weiteren Popularisierung.

Die französische Musikindustrie, die sich mit der YéYé-Kultur²⁹ seit den frühen 1960er Jahren jugendkulturell vom sogenannten Chanson als lyrisches Couplet verabschiedete und angloamerikanische Formen der Ästhetisierung mit Hilfe von Singleschallplatten zum wichtigsten Popkulturphänomen der eigenen Nachkriegszeit durchsetzte, konnte beim ESC ihre Produktvorschläge – etwa Françoise Hardy, France Gall oder Alain Barrière – über verschiedene Länder platzieren, über Frankreich selbst, aber auch über die Schweiz, Belgien, Luxemburg und Monaco.³⁰ Italiens San-Remo-Festival-Gewinner, strikt am italienischen Musikmarkt orientiert, waren meistens identisch mit den italienischen

²⁹ Die akademische Wahrnehmung der neuen jugendlichen Lebensgefühle begann in Frankreich früh, hier durch den Soziologen Edgar Morin: *Salut les copains*. In: *Le Monde* vom 6.7.1963, S. 1 und 14 sowie vom 7./8.7.1963, S. 12, https://www.lemonde.fr/archives/article/1963/07/18/salut-les-copains_220884_1819218.html?xtmc=edgar_morin&xtcr=4 und https://www.lemonde.fr/livres/article/2009/12/10/salut-les-copains-guide-des-decageneraires-de-1963_1278516_3260.html [letzter Zugriff am 3.3.2019].

³⁰ In Luxemburg und Monaco waren Radiostationen etabliert, die die moderne Musik vorbehaltlos spielten. France Gall gewann den ESC für Luxemburg, Françoise Hardy, in

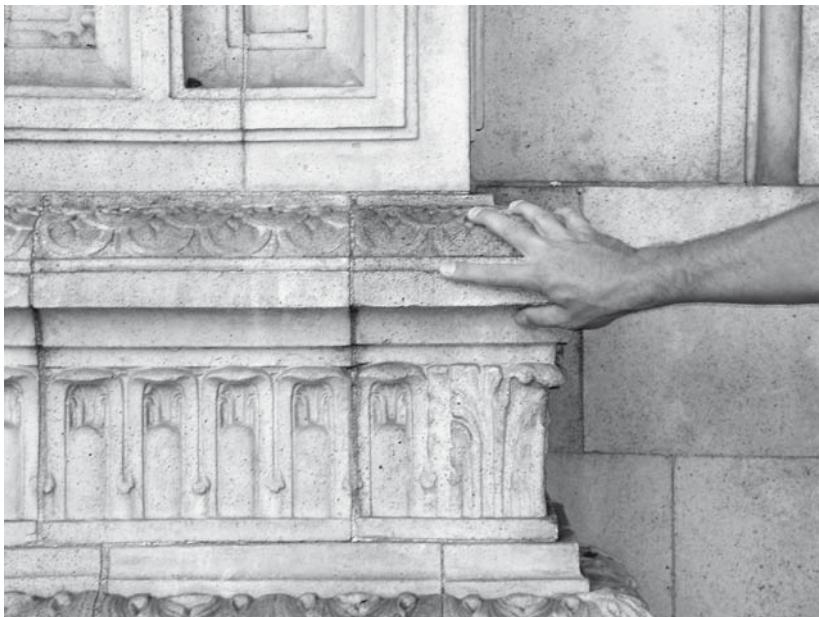


Abb. 3: Einmal die Royal Albert Hall in London berühren, den Palast, in dem 1968 ein ESC stattfand, bei dem der Star der britischen Musikindustrie, Cliff Richard, nicht gewann – und in dem die Norwegerin Wencke Myhre als deutscher ESC-Act mit »Ein Hoch der Liebe« versuchte, dem eurovisionären Ausland zu signalisieren, dass Deutschland ganz lieb geworden sei. Viele ESC-Fans besuchen sommers die einstigen Arenen des ESC – religiöse Berührungshandlungen wie auf einer Pilgerfahrt.

ESC-Kandidat*innen – die eurovisionäre Show ebenfalls nutzend, um international bekannter zu werden. Ein italienischer Teenagerstar wie Gigliola Cinquetti gewann 1964 mit einer Ballade zunächst in San Remo, ehe sie beim ESC in Kopenhagen siegte – und über ihr Heimatland hinaus zu einer bekannten Sängerin wurde. Sie produzierte ihr Lied »Non ho l'età (per amarti)« auch auf Spanisch, Englisch, Französisch, Englisch und Japanisch – wie so viele ESC-Erfolgskünstler*innen vor und nach ihr.³¹ Die

Frankreich schlechthin einer der wichtigsten Teenagerstars in den 1960er Jahren, wurde von Monaco delegiert und schaffte beim ESC einen krediblen fünften Platz.

³¹ »Non ho l'età (per amarti)« verkaufte sich als Vinylsingletonträger über zwei Millionen Mal – eine für ein einzelnes Lied heute unvorstellbar große Anzahl.

Bundesrepublik Deutschland hingegen hatte diese Fülle an popularkultureller Macht nicht inne – sie verfügte weder über Komponist*innen und Texter*innen, die international orientiert waren oder bereit gewesen wären, für nicht nur deutsche Marktangebote zu arbeiten, noch über Sänger*innen,³² die es mit der Filigranesse ihrer britischen, französischen oder italienischen Kolleg*innen hätten aufnehmen können – oder wollen; der deutschsprachige Markt war ohnedies umsatzfähig genug, um nicht über den nationalen Tellerrand hinausgehen zu müssen.³³ Der ARD (also: der Bundesrepublik) gelang es in den ersten der popkulturellen Blütejahre nie, Interpret*innen von Format zum ESC zu schicken, die Musikindustrie wollte ihre Künstler*innen nicht beim Eurovisionsfestival mit einer schlechten Platzierung bestraft sehen. Vicky Leandros, gebürtige Griechin, aufgewachsen in Hamburg, hatte in der Bundesrepublik längst Erfolg, eine starke Präsenz im Fernsehen, ihre Schallplatten verkauften sich vorzüglich. Als sie 1967 beim ESC an den Start ging, war dies für Luxemburg mit der französischen Komposition »L'amour est blue« – ein Hit in einer Fülle von Ländern hernach. Dass sie 1972 abermals antrat, wiederum für Luxemburg, erklärte sie lapidar mit dem Umstand, dass ihre internationalen Karrierehoffnungen nicht mit einem deutsch-, sondern mit einem französischsprachigen Lied am ehesten Zukunft hätten. »Après toi« hieß ihr Titel, mit dem sie beim zweiten ESC-Anlauf gewann. Komponist war der Hamburger Klaus Munro, der darüber hinaus niemals an einer deutschen ESC-Vorentscheidung teilnehmen wollte – und von dessen »Après toi« insgesamt mehr als sechs Millionen Tonträger verkauft wurden.

»What's another year« oder:
Die Plage der (heteronormativen) Coolness

Der Eurovision Song Contest musste prinzipiell ein Familienprogramm sein, es war auf größtmögliche Durchsetzung seiner Popularität angelegt, nicht auf kulturelle Nischen wie die Teenagerkultur eine war. Nicht

³² Udo Jürgens war die Ausnahme – der Manager des Österreicher, Hans R. Beierlein, hievte über den österreichischen ORF, nicht über die deutsche ARD seinen Künstler ins ESC-Geschehen, siehe »Die Dinos sind wieder da«. Gespräch mit Hans R. Beierlein. In: Jan Feddersen: Ein Lied kann eine Brücke sein. Hamburg 2001, S. 68–71.

³³ Auch eine Folge der nationalsozialistischen Jahre des Landes, in denen das Gros seiner jüdischen Künstler*innen im musikindustriellen Komplex vertrieben oder ermordet wurde. Die bundesdeutsche Popularkultur brauchte ausländische Künstler*innen allein schon deshalb, weil deutsche Talente nicht den Vorgaben zu folgen vermochten, Modernität und Frische zu verkörpern.

zufällig ist seit den frühen 1960er Jahren der Samstag am Abend der Eurovisionstag – die Familienprimetime schlechthin. Ein Entertainmentformat mit Modernitätsansprüchen konnte, musste es jedoch nicht sein. Eine ausdrücklich der modernen Musik gewidmete Sendung wie in der Bundesrepublik der von Radio Bremen erdachte »Beat-Club« seit 1965 wäre im Hinblick auf den ästhetischen Stoff des Präsentierten ungeeignet gewesen: Der ESC sollte vielmehr ein Lagerfeuer aller Schichten und Generationen sein. Mit dieser Struktur entfiel der für Heranwachsende, vor allem für Teenager und Jungerwachsene, entscheidende Distinktionsgewinn, der sich etwa über den »Beat-Club« einstellte: Diese Sendung lebte, salopp formuliert, davon, dass Erwachsene, Eltern und Großeltern, sie schrecklich fanden und ablehnten. Cool konnte nur kulturelle Ware sein, die auf Abgrenzung setzt – und genau das war nicht das Konzept des Eurovision Song Contest, im Gegenteil. Er sollte übergenerationell sein, eine Show, die möglichst eben alle gucken. Der Grand Prix Eurovision de la Chanson³⁴ war indes niemals cool, in keinem Jahr war er dies für die entscheidenden, trendsetzenden, Tonträger kaufenden, vor allem jungen Konsumenten der neuen Sounds – der sogenannten Beatmusik angloamerikanischer, französischer und italienischer Provenienz.

Der ESC war, für die überwiegend für nationale Märkte produzierende Musikindustrie, ein indes ökonomisch kaum zu steuerndes Format: Alle Märkte der an einem ESC teilnehmenden Staaten funktionierten nur jeweils national. Ein Star konnte zwar bei einem ESC sein oder ihr Glück versuchen – und musste, so war das Risiko, bei schlechter Platzierung mit Popularitätseinbußen rechnen.³⁵ Über alle Jahre gab es etab-

³⁴ So wurde bis Ende der 1990er Jahre in der ARD der ESC genannt – das Klischee vom sogenannten anspruchsvollen Liedgut französischer Art (»Chanson«) aufrufend. Bis heute steht in den ESC-Regeln, es handele sich um einen Wettbewerb nicht für Künstler, sondern für Komponisten und Texter – die Sänger seien nur performende Gefäße, die ein Lied transportierten. Jedoch steht in den Regeln nichts, was eine besondere Elaboriertheit des Textes oder eine spezifische kompositorische Komplexität abfordert. Das Regularium besagt lediglich, ein Lied dürfe keine Sekunde länger als drei Minuten dauern – und dürfe in jeder beliebigen Sprache vorgetragen sein. Belgien war 2003 nicht untersagt, einen Act zum ESC in Riga zu schicken, der ein Lied in einer Kunstsprache zum Vortrag brachte. Ohnedies: Wäre es ein Komposition- und Textwettbewerb, würde eine Radioübertragung reichen. Im Fernsehen jedoch fließen in die Urteile zu einem Act – durch Juror*innen oder durch das Publikum per Televoting – notgedrungen Aspekte zur und über die interpretierende(n) Person, zur performenden Band (maximal aus sechs Personen bestehend) und zum Bühnenbild mit ein. Insofern war der Wechsel des Namens zu »Eurovision Song Contest« in Deutschland Ende der 1990er Jahre, also der Verzicht auf die Behauptung, beim Eurovisionsfestival gehe es um höhere kulturelle Werte, nur die Anerkennung des seit jeher Faktischen.

³⁵ Oder mit der Möglichkeit, über den nationalen Rahmen hinaus Karriere zu machen, sie

lierte Künstler*innen beim ESC, im Premierenjahr die wenigstens in ihrer schweizerischen Heimat, in der Bundesrepublik, Frankreich und Luxemburg sehr bekannte erste ESC-Siegerin Lys Assia. Meist jedoch versuchten dort Newcomer (Vicky Leandros etwa, Lara Fabian 1988, Carola Häggqvist 1983) oder Künstler*innen nach dem Zenit ihres Erfolgs zu reüssieren (beispielsweise in Deutschland Lale Andersen 1961, die Les Humphries Singers 1976, Katja Ebstein 1980, Lena Valaitis 1981).

In die Präsentationen beim ESC floss, alles in allem, stets eine Fülle von Aspekten ein – sie hatten sich über die nationalen Horizonte hinaus zu bewähren: Die Folge war, dass immer mehr ESC-Länder lernten, weil der Zuspruch an einem eurovisionären Finalabend ja nie durch die eigenen Juror*innen oder das heimische Televotingpublikum erfolgen darf, auf die vermuteten Geschmäcker der anderen Länder und ihre Wertungen Rücksicht zu nehmen.³⁶ Der ESC wurde so zu einer Europäisierungsmaschine – die ESC-Verantwortlichen öffneten deshalb ihre Vorentscheidungen oder Vorauswahlen darüber, wer zu einem ESC das Land repräsentieren darf, mehr und mehr dem Pop, dem Populären: Ein Wurm hat ja nicht dem Angler, sondern dem Fisch zu schmecken. Kalkulationen sind dies, die den Gesetzen der kulturellen Abgrenzung, der Konstitution von Coolness nicht folgen können: Beim ESC saßen und sitzen in den Jurys Angehörige verschiedener Generationen zusammen.

Das ästhetische Angebot war und ist in diesem Sinne ein von mainstreamigen Trends und Moden zumindest unabhängigeres als das auf dem

zu internationalisieren. Der ESC war für Künstler*innen gerade in kleinen Ländern die perfekte Möglichkeit, wenigstens zu versuchen, in den englischsprachigen Pop-Bereich zu gelangen. Beispiele hierfür gibt es viele, die prominentesten sind Udo Jürgens (1966), Céline Dion (1988) und vor allem die schwedische Gruppe Abba (1974), die, in Zeiten vor dem Internet, den ESC kalkulierte nutzte, um sich auch jenseits ihrer Heimat zu empfehlen – was für die vier Bandmitglieder in eine Weltkarriere mündete.

³⁶ Als nach dem Fall des Eisernen Vorhangs Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre die bis dahin der sozialistischen Intervisionskette angehörenden TV-Sender aus Osteuropa zum ESC kamen, war deren Lernprozess wie im Fast-Forward-Verfahren über wenige Jahre zu studieren: Folkloristische, sozusagen nationalkulturell gehaltene Lieder, die stets beim ESC unter ferner sangen endeten, wurden zugunsten modern produzierter, international konkurrenzfähiger Acts ersetzt. Klagen von Autor*innen, die die besondere Nationalkultur gern öfter gesehen und gehört hätten, verfehlten den popkulturellen Alltag in jenen Ländern: Angloamerikanisch anmutende Musik war dort längst Mainstream, das Ethnomusikalische eine Domäne der Nischen – eine kulturelle Entwicklung, die in allen westlichen, nördlichen und südlichen Ländern Europas seit den 1950er Jahren zu beobachten ist. ESC bedeutet, so lernte Osteuropa, mithin: Wer nicht ganz weit hinten landen will, muss Acts entsenden, die wegen ihrer folkloristischen Kompliziertheit nicht verschrecken. Mit »Natur« im Pop ist beim ESC kein Blumentopf zu holen – wer vorn landen will, muss hybrisierte, kommensurable Produkte zu bieten haben.

Popmarkt, der vorwiegend Junge und Jungerwachsene zu bedienen hat – schon weil deren Angehörige nach wie vor die größte Konsummacht haben. Ein ESC-Lied kam nur ausnahmsweise in die internationalen Charts, noch rarer waren Nummer 1-Platzierungen. Was den ESC so vielschichtig machte, dass das TV-Publikum in heutzutage bis zu 44 Ländern weder gewohnt ist, dass ein Lied, das im Namen eines Landes dieses repräsentiert, sich Bewertungen durch andere Länder auszusetzen hat, noch dass es überhaupt jenseits einer ESC-Show kulturelle (popmusikalische) Präsentationen anderer Länder kennt. Die nationalen TV-Programme sind durchweg auf ihre kulturellen Kontexte ausgerichtet – allenfalls ästhetischen Stoff von Nachbarländern adaptierend. Die bekannten der populären Künste in dem einen Land sind unbekannt schon im nächsten, benachbarten.³⁷

Eine coole Show, distinktiv eine Abgrenzungsfläche bietend zu den Kulturen der Masse, des Mainstreams, des Traditionellen, bot, obendrein vor dem Hintergrund der Erwägungen zu den nationalen Ansprüchen an einen internationalen Wettbewerb, der Eurovision Song Contest sozusagen aus Prinzip nicht – ohne dies auch nur offiziell formulieren zu müssen.³⁸ Dieser Wettbewerb als TV-Event populärster Qualität eignete sich allenfalls als Hassobjekt für zwei Publikumssegmente: Die einen, strikt national orientiert, beschwerten sich über zu viele internationale Beiträge, die anderen über ästhetisch ihnen nicht zusagenden Stoff in fundamentaler Weise.

³⁷ Beim ESC drückt sich dies in nachbarschaftsbegünstigenden Wertungen aus. Die skandinavischen Länder Schweden, Dänemark und Norwegen gaben sich überdurchschnittlich viele Punkte, ebenso die Länder des ehemaligen Jugoslawien oder auch, etwas vergröbert gesprochen, die Länder der früheren Sowjetunion. Stars beispielsweise aus Schweden sind dies oft auch in Dänemark, solche aus Russland auch in Weißrussland oder Moldau, Showprominente aus Serbien sind dies ebenso in Montenegro oder Bosnien und Herzegowina – kulturelle Verwandtschaften, die sich indes im Zuge digitaler Vernetzung der Musikmärkte bei gleichzeitiger Europäisierung weiter verflüchtigen werden. Zur eurovisionären Geschichte der Länder des früheren Jugoslawien: Jan Feddersen: Der große, kleine Wettbewerb. In: *Le Monde diplomatique: Themenheft Südosteuropa* (Der kleine Subkontinent, Nr. 15), Mai 2014, S. 34–38.

³⁸ Besonders erhellend zu Fragen der Massenkultur, der Distinktionsnöte der vom Mainstream, also von Massenkultur abweichenden ästhetischen Formen: Kaspar Maase: Was macht Populärkultur politisch? Wiesbaden 2010, sowie Jens Balzer: Pop. Ein Panorama der Gegenwart. Berlin 2016. Dissident, vor allem im Hinblick auf die Kanonisierungen der Popkultur durch (männlich-heterosexuelle) Zeitgenossenschaft, formuliert Charlotte Greig: Will You Still Love Me Tomorrow? Girl Groups from the 50s on. London 1989 [dt. unter dem gleichen Titel, Reinbek bei Hamburg 1991].

»Molitva« – ein Gebet der schwulen Kultur?

Die seit Mitte der 1950er Jahre populär und vor allem für junge Konsument*innen wichtiger werdende Popkultur, für die Namen wie Elvis Presley, Bill Haley, Connie Francis, Wanda Jackson stehen, später, europäisch grundiert und schon auf einem globalen Markt operierend, die Beatles oder die Rolling Stones, war selbstverständlich heteronormativ konfiguriert – und dies noch in besonderer Weise mit sehr wenigen weiblichen Figuren. Das Mann-Frau-Schema dominierte nicht nur, es herrschte vielmehr vollständig. Etwas vergröbert gesagt: Männer taten sich in Gruppen zusammen – sangen auf einer Bühne, ihre Fans, Mädchen, kreischten vor den Bühnenabsperrungen. So zeigten es die Bilder dieser Zeit, so war es in der realexistierenden Wirklichkeit der Konzerthallen und Clubs. Weibliches Personal konnte über das Dasein als Groupie, als eine der mehr oder weniger flüchtigen Gespielinnen der Männer aus den berühmten Bands, schon froh sein.

Schwules fand nicht statt, vom Lesbischen zu schweigen. Für jeden Star, für jeden Youngster in der Popszene, wenn er denn gleichgeschlechtlichem Begehrten anhing, war es existenziell, nichts von dieser persönlichen Differenz zum heteronormativen Schema durchblicken zu lassen. Lieder der Beatles oder der Rolling Stones waren unzweifelhaft nur heteronormativ zu dechiffrieren, und sollten es auch sein. Eine queere Öffentlichkeit, die diesen Namen verdient, gab es in den 1950er und 1960er Jahren nur in Form von Undergroundmedien – eine, die das Eigene, das Verbindende, das diskursiv das heteronormative Schema wenigstens Umdeutende hätte formulieren können.³⁹

Und doch verfügten junge wie jungerwachsene homosexuelle Männer (und auch Frauen) über die gleichen Konsumchancen wie heterosexuell orientierte Menschen. Sie hörten und sahen und kauften oft die gleichen Stars wie der heteronormative Mainstream – sie hatten aber eigene Vorlieben, andere Identifikationsfiguren und offenbar auch Maßstäbe für das, was für sie interessant war. Was es empirisch genau gewesen war und ist, muss in den letzten Verästelungen offen bleiben. Die folgenden Sätze be-

39 Eine schwule, lesbische oder wenigstens queere Kulturgeschichte Europas ist noch nicht geschrieben – die erschienenen Kompendien spiegeln durchweg eine heteronormativ durchwirkte europäische und deutsche Welt. Beispielhaft zu nennen sind hier: Axel Schildt/Detlef Siegfried: Deutsche Kulturgeschichte: Die Bundesrepublik von 1945 bis zur Gegenwart. München 2009; im Hinblick auf die Kultur der aufbrüchigen 1960er Jahre seltsam das Nichtheteronormative außer Acht lassend: Detlef Siegfried: Time Is On My Side. Konsum und Politik in der deutschen Jugendkultur der 60er Jahre (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 41). Göttingen 2006.

wegen sich insofern auch im Bereich der allerdings fundierten Mutmaßung.⁴⁰ Dass es einen »schwulen«, einen, wie die amerikanische Essayistin und Schriftstellerin (und selbst lesbische) Susan Sontag schrieb, einen »gay« Geschmack gebe, sei evident. In einem für die queere Weltwahrnehmung kanonischen Text unter dem Titel »Anmerkungen zu ›Camp‹«, 1964 erschienen,⁴¹ hat sie dieses theoretische Konzept formuliert.

»Camp« sei, so Sontag, eine Haltung zur Welt, die von Sentimentalitäten lebt, von ironischen Distanzen zum Ernst des Lebens, zur Sprechweise in Anführungszeichen, zu Übertriebenem, Überheiztem, Indezenten und zum ästhetischen Genuss an Fülle und Überfülle in einem. Camp sei der Stil der Dandys, dem es nicht um die Frage von »Sein oder Schein«, sondern um »Sein und Scheine« gehe. »Die eigentümliche Beziehung zwischen Camp-Geschmack und Homosexualität muss erklärt werden. Zwar wäre es falsch zu sagen, dass der Camp-Geschmack mit dem Homosexuellen-Geschmack identisch sei. Zweifellos aber gibt es zwischen beiden eine eigentümliche Verwandtschaft und mancherlei Überschneidung. Nicht alle Liberalen sind Juden, aber Juden haben stets eine besondere Neigung zu liberalen und reformistischen Ideen an den Tag gelegt. Aber Homosexuelle bilden im großen und ganzen die Vorhut – und das am deutlichsten hervortretende Publikum – des Camp.«⁴²

Camp ist mithin die ästhetische Haltung zur Welt, die auch als Kitsch verstanden, besser: entwertet wird. Kitsch sei das Gegenteil von Kunst, das Illegitime, Nichterhabene, das Missratene. Das Flamboyante, farbig, grell, opulent in jeder Hinsicht, ist tatsächlich in einer heteronormativen Welt – zumal der eher noch prüden 1960er Jahre – fehl am Platz und trotzdem

⁴⁰ Die kulturelle DNA des schwulen Mannes ist nicht essentialistisch zu verstehen. Kennengelernt habe ich einen homosexuellen Mann, einen Funktionär der finnischen Kommunisten, der deutsche Marschmusik gern hört, ohne Militarist zu sein; ein schwuler Mann aus Polen engagiert sich in einer Folkloretanzgruppe und bevorzugt musikalisch Heavy Metal; ein Mann, der prinzipiell und gern andere Männer begehrt, hält sich von Massenkultur fern und favorisiert Neutönermusik; ein schwuler Mann aus Luxemburg kann mit performativem Glamour nichts anfangen und verfügt über eine umfangreiche Sammlung asiatischer Volkslieder, die er auch gern mit Hilfe von Textlauttafeln mitsingt. Hier geht es um die wesentlichen Züge eines kollektiven Wir im Kulturverständnis – in signifikanter Abgrenzung zur Wahrnehmung heterosexueller Menschen, vor allem Männer. Im Gegenteil gibt es freilich auch verschiedengeschlechtlich begehrende Männer, die kulturell gut finden, was gewöhnlich im schwulen Kontexten konsumiert wird, etwa Popstars wie Donna Summer, Gloria Gaynor oder die deutsche Pop-Gruppe Rosenstolz.

⁴¹ Susan Sonntag: Notes on »Camp«. In: Partisan Review 31 (Herbst 1964), S. 515-530; dt.: Anmerkungen zu »Camp«. In: dies.: Kunst und Antikunst. 24 literarische Analysen. München 1980, zitiert nach der Taschenbuchausgabe, Frankfurt a.M. 1982, S. 322-354.

⁴² Ebd., S. 339.

auffällig zugleich. Das ist eine Charakteristik, die präzise auf die dominierend öffentliche Wahrnehmung des ESC zutrifft: Der ESC als antikünstlerische Veranstaltung, die keinem stringenten ästhetischen Plan für alle Acts folgt, die den stummen Gesetzen des Coolen, des Modischen nicht zwingend nachkommt, die nicht in jeder Hinsicht dem heteronormativen Schema sich unterwirft – und etwa, anders als meist in der Popmusik, Frauen Raum zur Performance gibt, oft in der Rolle von Diven und tragödisch orientierten Sängerinnen: vom Dunkel ins Licht.

Das entsprach – und tut es noch – den Vorlieben schwuler Männer für Frauen auf der Bühne. Ihre Heldinnen heißen Zarah Leander, Marlene Dietrich, Nana Mouskouri, Barbra Streisand, Dusty Springfield, Dionne Warwick, Della Reese oder Mireille Mathieu – um nur einige, zufällig ausgewählte der Frauen zu nennen, in deren Anhängerschaft sich nichtheterosexuelle Männer in Rudeln befinden. Und diese zu nennen, bedeutet nicht, dass sie keine Fans unter heterosexuellen Menschen hätten, im Gegenteil: Heterosexuelle Frauen, oft die besten Kumpaninnen der schwulen Männer, können sie ebenso verehren, jedoch nur selten Männer, die Frauen, die in ihren Shows thematisch das Mann-Frau-Thema nicht zum Fokus haben, nicht als Fans begleiten.

Schwule Kultur, wenn man so will, lebt von den ästhetischen Angeboten, die nicht nur heteronormativ decodierbar sind, die Möglichkeit für »schwulen« Sinn bieten; der schwule Blick ist ein grundsätzlich anderer als der des heterosexuellen Mannes, kein falscher, kein queerer im Vergleich mit dem vermeintlich Richtigen, sondern eben ein fundamental anderer. Insofern ist der essayistische Versuch Sontags, »Camp« als favorisierte Kategorie der ästhetischen Empfindung von Homosexuellen zu begründen, nicht verkehrt – und bleibt auch nach einem mehr als halben Jahrhundert der Diagnosen mindestens hilfreich. Nur dass die Erfinderin des Worts glaubte, in »Camp« einen Befund des Irreseins zu enthüllen, um ein Kuriosum auf den Begriff zu bringen. Dabei spiegelt das Camp-hafte nicht schlechten, sondern – das Urteil vom Kopf auf die Füße gestellt – einen Glutkern schwulen Geschmackes wider.

Dass der Eurovision Song Contest die besondere Beachtung homosexueller Männer fand,⁴³ mag auch mit ihren spezifischen Coming-of-Age-Bedingungen zu tun haben: Fast jeder schwule Mann ist in seinem ersten Herkunftsrahmen, der Familie, ein Einzelner, Nichtzugehörender, dem fa-

43 Den ESC in queerer Hinsicht mit dem Fall des Eisernen Vorhangs und mit den Aufständen in der New Yorker »Stonewall«-Bar in Zusammenhang bringend: Robert Deam Tobin: Eurovision at 50. Post-Wall and Post-Stonewall. In: Raykoff/Tobin (wie Anm. 5), S. 25–35.

miliären Wunsch nach dynastischem Erbe nicht Folgender. Allen eignet eine Sehnsucht nach einer anderen Welt – einer, die mit guten Gründen jenseits des eigenen Horizonts liegt, der Siedlung, des Dorfs, des Kiezes, der Gemeinde. Der ESC verhieß – zumal in einem keineswegs wie heute weitgehend grenzenlosen Europa, das mobil ohne viel Aufwand bereist werden kann – ein Traumfeld jenseits dessen,⁴⁴ was das Leben eines einzelnen schwulen Zuschauers verhieß.⁴⁵ Die Eurovisionsfanfare war sozusagen stets der Wake-up-Call für eine interessante, andere, fernere, bessere Welt.

Ästhetisch konnten sich schwule Zuschauer – die in den 1960er Jahren ja, gleich in welchem Land, fast alle öffentlich versteckt lebten (Homosexuelles war noch kein Zeichensystem wenigstens durch ihre Betroffenen positiv besetzter Sagbarkeit) – im ESC wiedererkennen: Lieder,⁴⁶ die nicht aufdringlich um heteronormative Attraktionen buhlten, sondern oft nichts als allgemeine Wehmut, Melancholie ohne Geschlecht oder die Liebe ohne (hetero)sexuelle Zieladresse boten.⁴⁷ Der ESC war immer auch

- 44 In Interviews mit ESC-Fans fragte ich, wann sie den ESC erstmals gesehen hätten – und in welchem Alter sie das Gefühl hatten, keinen Jahrgang verpassen zu dürfen. Interessanter und aufklärungsbedürftiger Weise antworteten beinahe alle der etwa 400 Befragten aus zwei Dutzend Ländern, erstmals einen ESC mit gut acht Jahren gesehen zu haben – und meist auf Anhieb angefixt gewesen zu sein, von den Liedern wie auch von der Zeremonie der Punktevergabe. Das Gros der schwulen Männer gibt an, lange vor dem Coming-out, schon als Kinder, empfunden zu haben, anders als die anderen Jungs zu sein – und empfänglich für andere Bilderfluten zu sein und bereit, ein Eigenes an kulturellen Rezeptionsmöglichkeiten zu empfinden.
- 45 Wozu auch rein äußerlich alles gehörte, was das Klischee von Schwulen diesen zuschreibt – und diese selbst jedoch das Klischee als wahrhaftig ausweisen: Der ESC – das war auch immer der Kampf um Schönheit, um feine Kleider, noble Dresses, spektakuläre Frisuren, elegante Looks überhaupt. Und nicht zuletzt wünscht dieses Klischee über das Wahre vom und beim schwulen Mann eine besondere Körperlichkeit: Beim ESC werden vom queeren Publikum akkurat filigrane Moves registriert – Armbewegungen, die auf Dramatisches weisen, extravagante Tanzschritte, elegisch anmutende Blicke, auf Entschlossenheit getrimmte Bewegungen in den letzten Sekunden eines Liedes.
- 46 Und es waren Acts, die ohne E-Gitarren auskamen, eher mit Geigen schöne, interessante Klänge verströmten. Für ein schwules TV-Publikum war die E-Gitarre ein aggressiv gestimmtes Instrument – der Wohlklang auf Violinenteppichen, allenfalls umrahmt von Tupfern aus Trompeten, entsprach mehr den harmoniebedürftigen, nicht auf Krawall und offene Dissidenz setzenden Seelen schwuler Männer. Der Gedanke verdankt sich einer Bemerkung des schwulen Autors und Publizisten Johannes Kram (»Nollendorf-blog«), 1998 Manager des Campaigning für den deutschen ESC-Heroen Gildo Horn.
- 47 1961 gewann für Luxemburg der Franzose Jean-Claude Pascal mit dem Lied »Nous les amoureux« – »Wir, die Liebenden«. Sein traurig stimmendes Chanson konnte leicht als Lied eines homosexuellen Mannes dechiffriert werden – die Textzeilen besagen es weder explizit, noch deuten sie an, dass der Sänger mit dem Liebes-Wir aus seiner männlichen Position eine Frau meint.

in politisch aufgewühlter Welt, ein illusionierendes Idyll, eine Show des kleinbürgerlichen Wohlklangs, in dem weder die Welt der Klassik mit all ihren bürgerlichen Voraussetzungen des Hörverständnisses eine Bühne hatte noch die Sphäre der aufrührerischen Musik wie in der seit Mitte der 1960er Jahre populär werdenden Beat- und Rockmusik. So oder so: Gewichtiger war, dass diese substanziellen Voraussetzungen eines ESC für eine besondere Aufmerksamkeit schwuler Männer für dieses Musikfestival den Boden bereiteten – dieses Event aber sowohl vom heteronormativen Pop-Mainstream als auch vom musikalisch konservativen, national orientierten Publikum abgelehnt wurde.

Der ESC war also genau die Show, die für das atmosphärisch-gesellschaftliche Murmeln ein zwar vielmillionenfach geschautes, aber doch nicht besonders attraktives Programmformat war. Schwule Männer, die sich in die gewöhnlichen Pop-Lieder ohnehin nur über diskursive Umwege hineinfühlen konnten – und dies auch stets vermochten –, bot sich beim ESC das viel stärkere Identifikationsmaterial: Frauen, die litten; Frauen, die triumphierten; Männer, die sanft balladierten und nicht gewalttätig wirkten; Gruppen, die als ideale Familie imaginierbar waren.⁴⁸ Und noch eine andere kulturelle Angewohnheit erhielt durch den Eurovision Song Contest bei (schwulen) Männern Nahrung: die Neigung zum sportlich ermittelten Ranking. Ohne essentialisieren zu wollen, muss festgestellt werden, dass Männer erpicht darauf sind, ihre Wirklichkeiten in Tabellen zu erfassen und durch sie erfasst zu werden, auf Frauen trifft dies so gut wie nie zu.⁴⁹

Besonders im Sport – Tabellen, Spielstände, Medaillenspiegel, Statistiken beinah jedweder Art – drückt sich dies charakteristisch aus; Frauen sind an Sportlichem nicht minder interessiert, nicht aber an der Fixierung von Statistisch-Tabellarischem. Der ESC bietet Sportliches konstitutiv –

48 Die schwedische Band Abba, zwei Frauen, zwei Männer, zunächst zwei Paare: Sie mag für Frauen ein idolisches Konstrukt gewesen sein, auch für heterosexuell orientierte Männer, schon aus Gründen der Sehnsüchte nach sympathischen, freundlichen Elternfiguren; ihre mächtigste Fanbase hat die Gruppe, die 1974 den Eurovision Song Contest mit »Waterloo« gewann, jedoch in der Gruppe der schwulen Männer. Das Familiäre, das die zwei Paare von Abba repräsentierten, war genau von der Art, um unter deren Fittichen als Kind, als Sohn, anders als die anderen, gedeihen zu können. Abba zeigten sich in einer Atmosphäre, die in den frühen 1970er Jahren für die Darstellung von heterosexuellen Paaren außergewöhnlich war – zumal sie nicht das Chaos von Hippiefamilien und deren öffentliche (Selbst-)präsentationen verkörperten.

49 Das Phänomen ist auch in Periodika des in Europa populärsten Mannschaftssports, des Fußballs, zu registrieren: Fachmagazine wie der »Kicker« enthalten grundsätzlich Tabellen bis in die letzten Verästelungen des Sortierbaren, oft auch Tabellen und eben Resultate vergangener Spieltage bis in die unteren Ligen sowie aus dem Ausland.



Abb. 4: Bis zu 2.000 Journalist*innen und Fans in einem ESC-Medienzentrum: Arbeiten am Werk der europäischen Verständigung, über alle Grenzen hinweg

durch die Punktewertungen. Exegesen durch Fans nach einem ESC gehören dazu; das Durchspielen von Situationen, die sich in Punkten und Rängen ausdrückten, nach einem Ereignis, ist offenkundig. Woran das liegt, worin diese Dichotomie in den Prägungen und Identitätskonstruktionen von Geschlechtern begründet liegt, ist ungeklärt – sicher ist nur, dass es sie in Dichte gibt.

Ein ESC ist sozusagen wie eine Bundesligasaison, die an einem Abend ausgetragen wird.⁵⁰ Er würde nicht existieren ohne seine dramaturgischen Zutaten, an deren Ende es Sieger und Verlierer gibt, Mittelmäßiges zur Kenntnis genommen werden musste, Gescheiterte, Abgestrafte, Erhobene, Triumphierende und Gestrauchelte. Ein ESC ohne kompetitive Grund-

⁵⁰ Der Vorschlag einer Gruppe junger Hamburger Historiker*innen aus dem Jahr 2012, die Abstimmung nicht mehr staatengemäß zu diversifizieren, sondern alle abgegebenen Voten zusammenzählen, war europäisch, antinational gesinnt gemeint – würde aber an den nationalen Gefühlen in den einzelnen Ländern scheitern: Die meisten Staaten innerhalb der Eurovisionszone legen starken Wert auf nationalstaatliche Eigenständigkeit – und nicht darauf, in einem eurovisionär Gänzen untergemischt zu werden. Theorien des Postnationalen haben ihre Legitimität nur in einer Wirklichkeit, die es (eventuell: noch) nicht gibt. Vgl. Thorsten Logge/Telse Rüter: Europa bauen? Veröffentlicht bei Netz+Werk – Junge Hamburger Geschichte online, 1.11.2012, <https://netzwerk.hypotheses.org/1508#more-1508> [letzter Zugriff am 8.4.2019].

struktur mit Urteilen, die zu Punkten und Rangfolgen – vom ersten bis zum letzten Platz – führen, fände kein Publikum.⁵¹

In der Aufzählung der Emotionalitäten, in ihrer Fokussiertheit auf die Länge einer Show samt Punkte- und Rangbilanzierung an ihrem Ende liegt mutmaßlich auch ein wesentlich weiterer Teil des Geheimnisses, weshalb schwule Männer den ESC wie eine Droge ersehnen: Der Eurovision Song Contest mit den Performances von Künstler*innen, die live singen müssen und also mutig, stimmsicher zu sein, vor einem Vielmillionenpublikum, das sie nicht kennen, die sich zu beweisen haben in einem Momentum von Wahrhaftigkeit – diese drei Minuten zählen, keine anderen –, entspricht der klassischen Coming-out-Situation von homosexuellen Männern, sofern sie nicht camoufliert und scheinheterosexuell leben wollen.⁵² Ein Self-Acting als Vorzeigen der Persönlichkeit bei einem ESC entspricht der Situation, die sich schwule Männer vor ihrem Coming-out ausmalen, meist in bangen Bildern, jedenfalls stets gefangen in Imaginationsen von einer Prüfungssituation, wenn sie die nähere und ferne Öffentlichkeit, von Familie bis Kolleg*innen, über ihr Sein schlechthin, anders als die anderen zu sein, informieren.⁵³

In diesem Sinne ist der ESC ein queeres Projekt auch unabhängig von ausgesprochen sichtbaren queeren Performer*innen wie Dana International, Trans*frau aus Israel und ESC-Gewinnerin 1998, oder Pal Oscar, dem ersten offen schwulen Sänger beim ESC, aus Island, Eurovisionsteilnehmer 1997, der Travestiegruppe Sestre, für Slowenien 2002 am Start, dem dänischen Künstler Peter Andersen, der als DQ (»Drama Queen«) in Hel-

51 Legende der Reigen an Eurovisionsteilnehmer*innen, die im Green Room saßen, dem Raum, in dem die Künstler*innen nach ihren Auftritten zusammenkommen, meist von Kameras beobachtet, die Punkteauswertung abwartend und diese dann über sich ergehen lassend – und zwar offiziell zu Protokoll gaben, wie schön es gewesen sei, aber meist viel später einräumten, wie niederschmetternd es war, die Zeit während der »Abrechnung«, also der öffentlichen Punkteverteilung durch die einzelnen Länder, dabei zu sein und nur wenige oder gar keinen Zuspruch in Form von Punkten zu erhalten.

52 Den Anstoß zu dieser Überlegung verdanke ich dem Sexualwissenschaftler Martin Dannecker in einem Gespräch im Herbst 2018.

53 Identitätsrecherchen, -versicherungen und -bestätigungen gibt es – für den Pop, für das Populäre überhaupt auch diese Kunstgattung konstituierend – auch im pur heterosexuell erkannten Bereich. Jede Popmusik, zumal wenn sie erfolgreich ist, hat Identifikationen zur Voraussetzung. Eine spezifisch auf die schwule Kundschaft hin lancierte Popmusik gibt es erst seit den 1980er Jahren, verkörpert etwa in Figuren wie Boy George, Jimmy Somerville, der Band Frankie Goes To Hollywood oder Frauen wie Gloria Gaynor, den Weather Girls oder überhaupt einer Fülle von diskomusikfundierte Sänger*innen. Dass ihre Erfolge immer auch solche in der heterosexuellen Konsumentenschicht waren, versteht sich von selbst: Schwule Männer allein begründen, ihrer Minorität wegen, noch kein Käufersegment, das Populäres auf dem Gesamtmarkt möglich machen könnte.

sinki für sein Land beim ESC sang, oder gar Conchita Wurst, Drag-Queen und ESC-Siegerin für Österreich 2014. Mehr noch: Jeder Act kann prinzipiell, gerade im Eurovisionskontext, gequeert werden – besonders gern aber solche, die ein schwules Auferstehungs- oder Erweckungsmotiv auf die Bühne bringen, etwa die Kroatin Danijela 1998 mit ihrem »Neka mi ne svane« – zu deutsch: Lass die Sonne für mich aufgehen. Der Liedtext mag bei nicht des Kroatischen mächtigen Zuschauer*innen unerschlossen geblieben sein – aber die Darbietung der Kroatin selbst sprach für sich: In einem Trickkleid enthüllte sich die Sängerin in drei Minuten von einem schwarzen Entlein unter dunkler Kapuze zu einem strahlend, die Arme gen Himmel werfenden weißen Schwan. Durch das Livepublikum in Birmingham, zumal in den ersten, vor allem Fans vorbehaltenen Reihen des Saals, ging ein erstaunt-ergriffenes Raunen: eine lustvolle bewundernde Identifikation als Wiedererkennen in purifizierter Darstellung.⁵⁴

Wobei diese Skizze vom konkret Queeren beim ESC auch in lesbischer Hinsicht zu erinnern ist. 2007 gewann die serbische Vorauswahl zum ESC die aus einer Familie professioneller Musiker*innen stammende Sängerin Marija Šerifović – in dieser Qualifikationsshow noch im eher bieder-en Dress einer stämmigen Frau. Ihr Lied »Molitva« klang in den Ohren von erfahrenen Eurovisionsbeobachtern wie eben ein wuchtig gehaltenes Dreiminutenstück klingt: hymnisch, dräuend, dunkel mit heller stimmen-dem Refrain. Als die Künstlerin nach Helsinki zum ESC kam, wurde sie kaum wiedererkannt. Aus einer Frau im Rock war eine anders-, garçon-haft frisierte Sängerin geworden, vor ihren Augen eine schwarze Kasten-brille, am Körper ein lässig geschnittener dunkler Hosenanzug. Auf der Bühne hatte sie eine Inszenierung angeordnet, die buchstäblich mit jeder Tradition brach, die beim ESC für solistisch singende Frauen üblich ist: Die fünf Backgroundsängerinnen, anders als die Hauptfigur des Acts, schienen ihre Frisuren mit Litern von Haarspray befestigt zu haben, zu Vollglanz gebracht, allesamt in den höchsten Heels, die statisch für die Stabilität der Frauen noch eben zulässig waren. Was sie von allen Hintergrundsängerinnen unterschied, war, dass sie im Laufe der drei Minuten von »Molitva« Marija Šerifović umkränzten wie eine Schar von Buddies, sie bei den höchsten Tönen an den Schultern hielten und so das Bild entwickelten, das

⁵⁴ Dass auch heterosexuell orientierte Künstler*innen beim ESC sich auf die Kunst der Maskierung verstehen, demonstrierte 2006 beim Eurovisionsfestival die finnische Heavy-Metal-Band Lordi, deren Mitglieder allesamt in schwerem Ornament auftraten, auch die Gesichter verhüllt. Der Leadsänger Tomi Putaansuu antwortete auf der Pressekonferenz nach dem ersten finnischen Sieg beim ESC auf die Frage, wie es denn wohl hinter ihren Masken aussehe, knapp: „Welche Masken?“



Abb. 5: Marija Šerifović, Siegerin des ESC 2007, mit ihren fünf Choristinnen

sonst nur in männlichen Performances gewohnt war, als signalisierten sie nämlich »She never walks alone«, eine für alle, alle für eine.

Sängerinnen wie Vicky Leandros, Corinne Hermès oder Niamh Kavanagh, Siegerinnen der Jahre 1972, 1983 und 1993, wurden stimmlich auch von Frauen (und einzelnen Männern) unterstützt – aber diese wurden in ersichtlicher Distanz auf der Bühne als Hofstaat, als Gesinde der vor der Bühne singenden Königin inszeniert. Šerifović hingegen setzte ein queeres, besser: ein sichtbar lesbisch anmutendes Zeichen – und niemand nahm ihr in den Medienresonanzen nach dem ESC übel, dass sie in ihrer serbischen Heimat nicht zur Bannerträgerin explizit lesbischer Sichtbarkeit werden wollte: In einem Teil Europas, in dem queeres Going-Public wegen der drohenden Gewalt gegen schwule Männer, lesbische Frauen und Trans*Personen nicht möglich ist.⁵⁵

55 Dazu ausführlicher das Kapitel »Magie in drei Minuten«. In: Feddersen: Wunder (wie Anm. 6), S. 128–138; das lesbische Magazin l.mag, Nr. 4/2007, widmete der Serbin die Titelstory.

»Fly On The Wings Of Love« oder:
Der ESC als queere Familienshow

Durch diese spezifischen Konstellationen des ESCs – die Show selbst als unhippes Format für popaffines, jugendliches Publikum, die geringe Akzeptanz bei Zuschauern, die an Internationalem nicht sonderlich interessiert waren, das Programmformat selbst als Technik-Erprobungsfläche, das von Marktkonjunkturen weitgehend nicht abhängig ist – entwickelte sich über die Jahrzehnte eine ESC-Fankultur, versammelt in Kreisen, die Material zu ihrem Thema zeigten und tauschten.⁵⁶ Dieses Netzwerk an Fanclubs, 1984 im finnischen Savonlinna gegründet als »Organisation Générale des Amateurs de l'Eurovision«,⁵⁷ ist das institutionalisierte Zeichen dessen, was als europäisierende Graswurzelbewegung verstanden werden kann, getragen oft von schwulen Fans – wobei diese ihre »sexual otherness« weder in den Clubs noch in ihren Namen thematisieren. Das Queere (aller) in einer Gruppe im Vergleich mit den heteronormativen Grundstandards wird als gegeben genommen.

Die European Broadcasting Union in Genf, neben den jeweiligen ESC-gastgebenden TV-Sendern verantwortlich für den Eurovision Song Contest, hatte die herangewachsene Fanbase ihrer Show zunächst nicht ernst genommen. Es sei eine TV-Show – mit den entsprechenden Anforderungen an die Produktionsbedingungen, in welchem Land und unter welchen finanziellen Bedingungen auch immer. Dabei waren es die Clubs und ihre Fans, die sich bei TV-Anstalten für den ESC einsetzten und forderten, noch mehr Programm als nur die mehrstündige Show zu senden.⁵⁸ Die seit den 1990er Jahren auch als Blogger, also als Publizisten, Influencer und Multi-

56 Aus heutiger Perspektive schwer vorstellbar: Es gab einmal Zeiten, da es keine öffentlich einsehbaren Aufzeichnungen von ESCs gab: Gesendetes schien mit dem Ende der Liveshow für immer verschwunden. Mit Videorekordern seit den mittleren 1980er Jahren gab es immerhin privat mitgeschnittene Sendungskopien.

57 Die Website ist nicht die nachrichtendichteste der ESC-Fanszene mehr, aber sie gibt einen Eindruck von der Vielstimmigkeit der eurovisionären Aficionados: <https://ogaeinternational.org/> [letzter Zugriff am 26.2.2019].

58 Dieser Fan-Support ist aus allen Ländern überliefert – und vor allem dann, wenn ein Land bei einem ESC schlecht abgeschnitten hatte und ein eher nur national orientiertes Publikum in Medien wie in Zuschauerpost forderte, den ESC abzuschaffen. Diese typischen Enttäuschungsreaktionen trieb der deutsche ESC-Promotor Stefan Raab auf die Spitze, als er, nachdem sein für Deutschland singender Kandidat Max Mutzke 2004 in Istanbul beim ESC den achten Platz erreicht hatte, künftiges Engagement für das Eurovisionsfestival ausschloss – und den Bundesvision Song Contest beim Privatsender Pro7 begründete: Ein ESC-ähnlicher Wettbewerb der 16 deutschen Bundesländer. Stefan Raab erklärte, so werde auf jeden Fall ein deutscher Act gewinnen.

plikatoren tätigen Fans, begründeten ein eigenes kulturelles, nun auch öffentlich sichtbares Feld rund um den Eurovision Song Contest. Es spricht viel dafür, dass die Popularisierung des ESC parallel gesehen werden muss mit den vor allem in westlichen Ländern sicht- und hörbaren Going Public queerer, zunächst überwiegend schwuler Menschen, öffentlich am stärksten sichtbar in den CSD-Paraden nicht nur in den Metropolen Europas.

Dass aber der ESC immer schon mehr war als eine TV-Show mit öffentlichen TV-Netz- und Telefonschaltvorgängen, eher auch ein Gefäß nationaler Repräsentationen, war beim ESC 1996 in Oslo zu sehen, als vor jedem der 23 Acts eine staatsoffizielle Person des jeweiligen Landes den mehr als Hundert Millionen Zuschauer*innen Glück wünschte – darunter mehrere Präsidenten ihrer Länder, etwa Süleyman Demirel aus der Türkei, António Guterres aus Portugal, Glafkos Klerides aus Zypern, Milan Kucan aus Slowenien, John Bruton aus Irland, Aleksandr Kwasniewski aus Polen sowie etliche Ministerpräsidenten, auch Gro Harlem Brundtland aus Norwegen und Göran Persson aus Schweden.⁵⁹

Mit der »Wiedergeburt« des ESC in Deutschland⁶⁰ seit Guildo Horns Performance 1998⁶¹ in Birmingham und seit dem Sieg der Trans*frau

- 59 Seit dem Jahr 2002, als der ESC erstmals in einem einst zur Sowjetunion gehörenden Land Station machte, arrangiert der deutsche ESC-Sender NDR in den Tagen vor der Show Empfänge für die deutsche Eurovisionsdelegation, für Journalisten und Fans in der deutschen Botschaft. Als 1999 die deutsche ESC-Delegation durch Israel reiste, wurde dort für die Entouragen ein Besuch in der Gedenkstätte Yad Vashem anberaumt.
- 60 Der ESC blieb nicht mehr die Show, die man unter Vorspiegelung falscher Tatsachen heimlich guckte, so wie der Autor dieses Textes, der auf einer grün-alternativen-links-radikalen Festveranstaltung in Hamburg 1977 sich von der Betreuung des Anti-AKW-Büchertisches diskret um 20 Uhr zurückzog, weil angeblich seine Mutter krank sei und seiner Pflege bedürfe. ESC unter politisch Linken – ein No Go in buchstäblich jeder Hinsicht!
- 61 Das öffentlich wachsende Interesse am ESC erwuchs aus der wesentlich in Boulevardzeitungen, der »Bild-Zeitung« und dem Kölner »Express«, geführten und vom Management des Entertainers eingefädelten Debatte, ob ein textil greller, allen aktuellen Moden spottender Mann wie Guildo Horn für Deutschland beim Grand Prix singen dürfe. Die klassische Schlagerszene war empört – die anderen fanden ihn womöglich deshalb sehr interessant. Die Folge seit dem Hype um Guildo Horn im Jahr des Bundestagswahlsiegs von SPD und Grünen war vor allem ein starkes Interesse an dieser Show schlechthin unter jungen Zuschauer*innen. In jenem Jahr erlosch viel Traditionelles: der deutsche Schlager als in jenen Jahren reaktionäre Lebensstilmusik der Tranigen und Trägen – und auch die konservativ-liberale Regentschaft Helmut Kohls. In Sachen Guildo Horn bleibt bemerkenswert, dass dieser Act in der deutschen Provinz geboren wurde – aus Trier und Umgebung – und wesentlich von einem schwulen Promotor beflügelt worden war, Johannes Kram, Marketingfachmann, Autor (Ich hab ja nichts gegen Schwule, aber ... Die schrecklich nette Homophobie in der Mitte der Gesellschaft“. Berlin 2018) und Blogger, heute in Berlin lebend.

Dana International dortselbst wurde der Eurovision Song Contest faktisch zu einer offiziös queeren Angelegenheit – und war doch eine schwule Show von Freaks, Outsidern und schrillen Künstler*innen nie, schon gar nicht im Hinblick auf die Masse des Publikums. Wenn in einem durchschnittlichen Jahr bis zu 120 Millionen Menschen den ESC vor den Bildschirmen verfolgen, entspricht das keineswegs der Menge an queeren Personen in der durch den ESC beschirmten Welt. Was jedoch richtig ist: Der ESC bietet queeren Performances eine Bühne: Auf dieser sind sie möglich. Keineswegs beispielsweise hatte der österreichische TV-Sender ORF 2014 vor, eine von Queer Pride angefüllte Drag Queen namens Conchita Wurst zum Eurovisionsfestival zu delegieren – der Populargeschmack des Landes war eher rechtskonservativ-modern-frischen Performern wie Andreas Gaballier zugeneigt. Nur wollte der ORF keine teure Vorentscheidung, weil das Geld für die Arbeit bei den Olympischen Winterspielen in Sotschi benötigt wurde. Das Team Conchita Wurts indes hatte dem ORF ein Paket zu bieten – man würde für alles selbst sorgen, inklusive Marketing und Promotion. Man war's zufrieden, rechnete mit wenigen Punkten und schlechter Platzierung – doch mit einem Sieg hatte man in Wien beim ORF keineswegs gerechnet.

Es gibt zwar Indizien für den Befund, dass der ESC mehr zufällig als planvoll – aber immerhin – queeren Künstler*innen die Türen öffnet. Was alle Sender der EBU inzwischen wissen (und in ihren Vorauswahlen beachten), ist aber lediglich, dass Acts, die sich homo- oder transphob äußerten, keine Chance auf internationale Sympathien haben: Die Fanbase des ESC hat jegliche Versuche dieser Art durch Proteste verunmöglicht, die schwulen Journalisten und Fans wissen sich durch Social-Media-Kanäle gut gegen bizar्र-homophobe Statements zu verwahren.⁶² In Deutschland war es der damals noch ungeoutete TV-Entertainer Hape Kerkeling, der von 1989 bis 1991 die deutschen Vorentscheidungen moderierte, der eine Rolle spielen durfte – aber nicht als offen schwuler Mann; der Moderator und Comedian Thomas Hermanns führte von 2006 bis 2008 durch die deutschen Vorauswahlshows – wobei bei seiner zweiten, wie die erste im Hamburger Schauspielhaus, seitens des NDR Vorkehrungen getroffen wurden, dass in den Kameráschwenks ins Publikum nicht nur Männer zu sehen waren. Die ARD achtete obendrein stets darauf, dass die deutsche Vorentscheidung künstlerisch nicht von queeren Menschen okkupiert wird.

62 Kabarettisten wie der Österreicher Alf Poier, selbst 2003 beim ESC für den ORF in Riga am Start, lästerte vor Conchita Wurts Auftritten 2014 in Kopenhagen in Zeitungsartikeln gegen sie. Es ist ihm für den Fortgang seiner Karriere nicht gut bekommen.

Hape Kerkeling, inzwischen eine schwule Ikone im deutschsprachigen Raum, Schauspieler, Comedian, Buchautor, wäre für den ESC als internationaler Moderator 2011 in Düsseldorf gewiss ein perfektes Gesicht für ein auch queeres, jedenfalls nicht mehr nur heteronormativ sich gebendes Land gewesen. Die Wahl fiel, wesentlich beeinflusst durch die kreative Leitfigur, die die deutsche ESC-Siegerin Lena Meyer-Landrut schuf, Stefan Raab, als Moderator*innen auf eben diesen Stefan Raab sowie auf Anke Engelke und die ARD-Nachrichtensprecherin Judith Rakers. Kerkeling stand nicht zur Debatte. Allzu offen Schwules gilt in der ARD nach wie vor als, wie es senderintern heißt, kontrovers. Auf der Internetseite der Senderkette zum ESC⁶³ sind seit 2015 zwei Journalist*innen für die Hauptperformance zuständig, sie sind die »Gesichter« dieser Seite⁶⁴ – das heteronormative Muster, womöglich unbewusst, gegen alle historisch begründeten Fakten befördernd.

Der Mann, der den eher antiqueeren Strukturen des NDR – ARD-verantwortlicher Sender für den ESC seit 1996 – Nahrung gab, war vor allem jedoch Stefan Raab, einige Jahre einer der tonangebenden Entertainer in der Bundesrepublik. Er, der sich aus »sportlichen« Gründen – Tabellen, Punkte, Konkurrenzen – für den ESC seit frühen Kindertagen interessiert,⁶⁵ wollte den ESC einmal im Leben gewinnen. 1998 hatte er seinen ersten Einsatz (als Produzent Gildos Horns, auch als dessen Fakendirigent in Birmingham beim ESC, denn abgesehen vom Gesang kam der Sound von »Gildos hat euch lieb« aus der Konserven), 2000 hatte er sich selbst mit »Wadde hadde dudde da« für den ESC qualifiziert, 2004 in Istanbul war sein Schützling Max Mutzke für ihn, den »Paten«, am Start – aber 2010 hatte er es geschafft: Seine aus einem Casting ermittelte Sängerin Lena Meyer-Landrut gewann in jenem Jahr mit »Satellite« den ESC. Raab hat während aller Jahre seines Einflusses auf den ESC sich nie um das Queere beim ESC geschart, weder Fanklubs in irgendeiner Weise beachtet noch einen sonstigen Bezug zum schwulen Umfeld der Veranstaltung gesucht.⁶⁶ Am Ende hat Raab den ESC mit seinen queeren Hintergründen jedoch nicht in heteronormative Wunschform bringen können.

63 Auf dieser schreibe ich seit 2005 Kommentare, Analysen und andere Texte zum Thema.

64 Alina Stiegler und Stefan Spiegel, beide höchst sympathisch.

65 In einem Interview mit mir 2004 in Istanbul war Raab testweise in der Lage, noch die abwegigsten ESC-Lieder aus älteren Tagen nicht nur zu erinnern, sondern auch anzustimmen – ein Eurovisionsnerd unter Heteros.

66 Kritik an Raab besonders bei Peter Rehberg: Nie mehr Wadde hadde dudde da. In: Freitag vom 12.5.2011, <https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/nie-mehr-wadde-hadde-dude-da> [letzter Zugriff am 28.2.2019]; ders.: Taken By A Stranger. How Queerness Haunts Germany at Eurovision. In: Fricker/Gluhovic (wie Anm. 5), S. 178–193.



Abb. 6: Stefan Raab, der heterosexuelle ESC-Nerd schlechthin, wenige Tage vor seinem Solo-Auftritt im Jahre 2000 in Stockholm, bei einer Presseausfahrt auf einer Kogge: ein Bad in der Öffentlichkeit, umkränzt von Mikrofongalgen

Andere Länder sind in dieser Hinsicht offener gesinnt.⁶⁷ Der erste LGBTI*-Stadtplan für ESC-Touristen mit für diese besonders interessanten Punkten wurde 2007 von der ESC-gastgebenden Stadt Helsinki ausgetragen; die schwedische Gastgeberrolle 2015 in Stockholm bot in den Showteilen zwischen den Liedern auch ein offen schwul agierendes Männerpaar auf – die Moderator*innen Petra Mede und Måns Zelmerlöw machten in ihren Moderationstexten daraus auch kein Geheimnis. Inklusion, der Respekt vor der moralischen Agenda der Diversität von Publikum und Teilnehmenden, gilt faktisch dort als ein Charakteristikum des ESC. Dass es auch anders gehen kann, bewies die ESC-Stadt Moskau 2009, als der Bürgermeister zum Eröffnungsempfang nicht kommen wollte, weil ihm dort zu viele Schwule herumliefen. Als russische Aktivist*innen am Tag des ESC-Finales einen kleinen CSD-Umzug veranstalten wollten, wurde dieser kaum versammelt, von russischen Milizionären und

67 In den Niederlanden zählte über viele Jahre seit den frühen 1990er Jahren der Entertainer Paul de Leeuw zu den Hauptverantwortlichen beim ESC – er moderierte Vorentscheidungen, gab für sein Land beim ESC die Punkte dem internationalen Publikum zur Kenntnis.

Polizeien mit Gewalt auseinandergetrieben. Die CSD-Parade begleitende Eurovisionsbesucher*innen aus dem nichtrussischen Ausland wurden gewarnt, die ESC-Akkreditierung entzogen zu bekommen, wenn sie sich an der Demonstration beteiligten – auch wurde den niederländischen Künstlern bei jenem ESC verboten, an ihren Bühnenkostümen solidarisierende Zeichen des Regenbogens anzuheften: Dies führe sonst zum Ausschluss vom Wettbewerb.⁶⁸

Dass der Eurovision Song Contest zum gemeinsamen Event in Europa geworden ist, dass der ESC also inzwischen viel mehr als eine TV-Show zur Popularisierung eines Mediums (auch) mittels technischer Neuentwicklungen geworden ist, dass der ESC ein kulturell-politisches Spaltenformat werden konnte und insofern ein Niveau ursprünglich europäisierender Dimension hat, mag von einem Beobachtungspunkt außerhalb Europas womöglich eher erkannt werden. Im Jahre 2016 erwähnte der US-amerikanische Präsident Barack Obama, zu Besuch auf einer Industriemesse in Hannover, dort in einer Rede auch zur Krise der Europäischen Union eigens den Eurovision Song Contest als Kernbestandteil des europäischen Alltags: »Sie können vielleicht diskutieren, welche Fußballclubs besser sind, oder für verschiedene Eurovisions-Sänger stimmen. Aber diese Leistung, die Europa erbracht hat: Über 500 Millionen Menschen, die 24 Sprachen sprechen in 28 Ländern, davon 19 mit einer gemeinsamen Währung in einer Europäischen Union – das ist eine der größten politischen und wirtschaftlichen Leistungen aller Zeiten.«⁶⁹ Der ESC als Erfolgsfaktor Europas – das hatte noch kein Mitglied der politischen Elite der EU so formuliert.⁷⁰

- 68 Die Auflösung der CSD-Parade am ESC-Finaltag führte zur ersten politischen Erwähnung des Eurovision Song Contest in der »Tagesschau« jenseits seines kulturellen Gehalts.
- 69 Jan Feddersen: Selbst Obama kennt den Eurovision Song Contest, https://www.eurovision.de/feddersens_kommentar/Selbst-Obama-kennt-den-Eurovision-Song-Contest,obama1826.html [letzter Zugriff am 27.2.2019].
- 70 Im öffentlichen Diskurs um den ESC – allein diese Chiffre »ESC« kann inzwischen ausgesprochen werden und wird mit ihr vom Gros der Jüngeren umstandslos verstanden – findet seit einigen Jahren ein interessanter Begriffswechsel statt: dass der ESC als »European Song Contest« verhandelt wird – wie eine beinahe staatsoffizielle Kulturveranstaltung. Aktuell ist dieser kleine Benennungsfehler auch in der Dauerausstellung des Museums Europäischer Kulturen in Berlin zu sehen – auf der Videowand mit repräsentativen Schnipseln europäischer Kulturen sind auch Momente aus ESCs zu sehen – untertitelt als »European Song Contest«. Museumsdirektorin Elisabeth Tietmeyer sagt hierzu: »Der ESC hat für uns eine europaoffizielle Funktion – das ist schlicht die Macht des Faktischen.« (Mail vom 20.2.2019) Das erste literarische Reportagebuch, in dem dieses Fehlerchen zu notieren war, stammt von Stephan Wackwitz, Leiter der Goethe-Institute u.a. in Krakau, New York, Tiflis und Minsk, der in »Die vergessene Mitte der Welt.

Und was sie nicht sagen, was auch Barack Obama nicht zu Protokoll gab, ist die Tatsache, dass der ESC unter Nichtbeachtung der allgemeinen Öffentlichkeit eben ein mediales Lagerfeuer Europas geworden ist – vor allem durch die Sehnsüchte, Ansprüche und Traumbegabungen, Liebes- und Leidensfähigkeiten der queeren, vor allem schwulen Communities. Ohne sie hätte es die Popularisierung des Eurovision Song Contest nicht gegeben, ohne sie wäre es eine TV-Show unter anderen geblieben, wenn überhaupt. Der ESC ist, so gesehen, ein Zeugnis schwulen Weltkulturerbes, mindestens eines für die Geschichte, die Gegenwart und die Zukunft Europas.

»Heroes« – oder: Die Zukunft des ESC

Der Sieg der israelischen Sängerin Netta Barzilai im Mai 2018 markierte eine neue Explizitheit in den Themensetzungen beim ESC. Sie, die junge Künstlerin aus der Nähe Tel Avivs, die bis zur israelischen Vorentscheidung in Musikclubs arbeitete und ein Leben, so sagt sie selbst,⁷¹ der Ausgrenzung, der gegen wegen ihrer Körperfülle gerichteten Hässlichkeit hinter sich hatte, machte in ihrem Lied »Toy« eben dies zur Botschaft: Ihr werdet mich kennenlernen, ich werde mich gegen euch wehren, ich werde euch übertrumpfen – und das tat sie mit ihrem Act eindrücklich.

Ihre textliche Message allerdings stellte inhaltlich nicht Queeres in den Fokus, sondern das Recht auf psychische Unversehrtheit, auf Gewaltzurückweisung von aggressiven Personen – auf das Recht, so zu sein, wie eine Person ist. Netta Barzilai hat – so repräsentiert ist der aktuelle, nicht

Unterwegs zwischen Tiflis, Baku, Eriwan« (Frankfurt a.M. 2014, S. 91) die Aktionen gegen das autokratisch geführte Aserbaidschan beim dort 2012 ausgerichteten ESC so kommentierte: »Denn dieses Wettbewerbsspektakel ist ja so etwas wie die Kulturolympiade des globalisiert-postkommunistischen Europa. Es ist ein Zeichen strategischer Einfallslosigkeit gewesen, dass manche schwulenaktivistischen Fans des European Song Contest im Westen damals nicht zu verstehen schienen, eine wie einmalige [...] Möglichkeit zu klugem popkulturpolitischen Verhalten diese Veranstaltung in einem der klassischen Kerngebiete islamischer Kultur gewesen ist.« Der ESC war tatsächlich im Jahr 2011 in den Fokus menschenrechtlicher Erwägungen geraten – weil Aserbaidschan 2011 gewonnen hatte und dieses Land am Kaukasus kein demokratisches ist. Die Berichterstattung über den ESC konzentrierte sich stark auf die Frage, ob in Aserbaidschan ein ESC stattfinden dürfe. Kritik an dieser Haltung, auch von mir, wurde wiederum deshalb geäußert, weil jene, die die ESC-Gastgeberschaft der Hauptstadt Baku monierten, kein Wort über die aggressive Atmosphäre wider den ESC 2009 in Moskau verloren.

⁷¹ Interview von Jan Feddersen mit der ESC-Siegerin 2018 Netta Barzilai: »Ich sollte die Helden so vieler sein«. In: taz vom 14.11.2018, <http://www.taz.de/!5547017/> [letzter Zugriff am 1.3.2019].



Abb. 7: Netta Barzilai, die für Israel den vierten ESC-Gewinn realisierte. Ihr Titel »Toy« war das Statement zur #metoo-Debatte: niemandes Spielzeug sein zu wollen, sich aggressiver Attacken souverän erwehrend.

rechtspopulistische Zeitgeist stets auch beim ESC – eine sehr tanzbare Hymne, vor allem keine schüchtern vorgetragene Geschichte zum Diskurs um Diversity präsentiert. Vielmehr hat sie etwas zu verkörpern gewusst, was in gewisser Weise persönlicher, authentischer nicht geht. Sie war der Appell gegen heidiklumeske, auf Magerkeit zielende Körperzucht; hinter ihr wirkten alle anderen wie Monamente thematischer Beliebigkeit. Das Queere, allenfalls, ist, dass eine wie Netta Barzilais Lied von Doron Medaile, einem schwulen Mann, komponiert, getextet und arrangiert wurde – und die israelische Künstlerin als Heroin auch zu Christopher-Street-Day-Paraden eingeladen wird.



Abb. 8: Die Tickets für das Parkett vor der Bühne mit den Stehplätzen in den ESC-Hallen werden seit vielen Jahren an die ESC-Fan-Community verkauft: Sie werden damit auch zu Kamerafutter – alle möglichen Fahnen der ESC-Länder schwenkend, auch die Regenbogenflagge, Symbol der globalen Queer-Community.

Der Eurovision Song Contest, zumal mit der Teilnahme Australiens seit 2015,⁷² ist mit seinen schwulen, queeren Fans zu einem Faktor der politischen Erhitzung über Europa hinaus geworden. 2014 beim ESC in Kopenhagen wurden die Tolmatschewa-Zwillinge aus Russland bei ihrer Darbietung hörbar ausgebuht – es war ein Protest gegen die Politik Wladimir Putins. Und zur Gala-Show aus Anlass des 60. Geburtstags des ESC, am 31. März 2015 in London, wurde eine Reihe von Eurovisionsveteranen eingeladen – unter ihnen der russische ESC-Sieger von 2009, Dima Bilan. Das Publikum buhte ihn bei seiner Performance aus – aus Kritik an den antihomosexuellen Gesetzen in Bilans Heimat. Die EBU, die die nicht live gesendete Show nicht in alle Eurovisionsländer übertrug, konnte die Sendelizenz nach Russland nur unter der Bedingung verkaufen, dass die

⁷² Der australische Sender, öffentlich-rechtlich, SBS, strahlte den ESC schon viele Jahre vor der ersten aktiven Teilnahme aus; seit Abbas Sieg 1974 ist das Eurovisionsfestival »down under« eine populäre Show.

Missfallenskundgebungen gegen den russischen Gast aus der Übertragungsfassung herausgeschnitten würde – die EBU folgte dem Wunsch.⁷³

Immer war der ESC auch politisch, mindestens mit politischen Gefühlen aufgeladen und aufgeheizt. Er war stets ein Spiegel nationaler Befindlichkeiten – beginnend mit der entscheidenden der Nachkriegszeit: dass die Bundesrepublik, die Nation, die ihre später eurovisionären Nachbarn mit Krieg verwüstet hatte und für den Holocaust verantwortlich war (und ist) – und nicht endend mit der Kampagne der antisemitisch grundierten Organisation BDS, die sich auch zum Ziel gesetzt hat, Israel beim ESC⁷⁴ zu delegitimieren und zu dämonisieren. Interessant bleibt nur, dass diese politischen Gefühle nationalistisch gesinnter Differenz innerhalb der ESC-Community, unter Journalisten und vor allem Fans, nie auch nur eine geringe Rolle gespielt haben. In einer postsowjetischen einflussreichen Bloggergemeinschaft gehen Russen und Ukrainer, Aserbaidschaner und Armenier – kurz: alle miteinander respektvoll und auf eine Weise um, die nicht ahnen lässt, dass ihre Staaten miteinander im teils kriegerischen Hader liegen. Auch Israel als Faktor sogenannt antizionistischer Kampagnen ist nie strittig gewesen – der einzige Grund eines tief religiösen, katholischen Fans im Jahre 1999, sich als Journalist nicht für den ESC in Jerusalem akkreditieren zu lassen, war eine irrationale Furcht vor dem Ausbrechen des Jüngsten Gerichts. Nicht minder auffällig ist, dass die Schar an Fans, die zu einem ESC reist, immer mit den Siegern sich freut, gleich aus welchem Land. Das kann man für weltfremd und überkandidelt halten. Aber ohne Frage sind es eben die grundsätzlich polyglott orientierten schwulen Fans, die beim Eurovision Song Contest eine nicht unfreundliche Utopie aufscheinen lassen – die einer europäischen Welt,⁷⁵ die irgendwie nicht von Nationalismen, sondern von nachbarschaftlichem Respekt und von Neugier wenigstens vor den ästhetischen Vorschlägen des Anderen gekennzeichnet ist.

73 Jan Feddersen: Sprechhöre und Buhrufe in London, <https://www.eurovision.de/news/60-Jahre-ESC-Gala,london620.html> [letzter Zugriff am 28.2.2019].

74 Zur Bedeutung des ESC in Israel: Natan Sznajder: Gesellschaften in Israel. Frankfurt a.M. 2017, darin S. 133-154: Queer Israel und die Bedeutung der (Euro-)Vision. Es ist meines Wissens die erste soziologische Monografie mit zeitgenössischen Befunden zu einem Land, in der, verfasst von einem heterosexuell orientierten Autor, in selbstverständlicher Weise die queeren Szenen und Bewegungen eine wesentliche Rolle spielen.

75 Eine europäische Welt, zu der sich Israel, Georgien, Aserbaidschan, Armenien und Australien anfügen und der sich auch die nordafrikanischen Länder oder der Libanon anschließen könnten, würden sie ihre Teilnahme nicht vom Ausschluss Israels abhängig machen. Exklusion ist jedoch in der EBU ein Tabu.

Queer. And now?

*Für eine kritische Geschichtsschreibung der Queer Theory**

BENEDIKT WOLF

In der deutschen Nachkriegsgeschichte ist in einer Beziehung unbestreitbar ein fundamentaler Wandel zu verzeichnen: in den gesellschaftlichen Einstellungen und in den politisch-juristischen Normsetzungen in Bezug auf Geschlecht und Sexualität. Die Umwälzungen lassen sich zum einen sozialempirisch nachweisen. So zeigt Michael Bochows Forschung, dass die deutsche Gesellschaft ihre schwulenfeindlichen Einstellungen seit den 1970er Jahren in der Tendenz abbaut.¹ Parallel dazu wurden die reaktionären Bestimmungen des bundesdeutschen Sexualstrafrechts – zum Teil mit Bezugnahme auf rechtspolitische Vorgänge in der DDR – reformiert. Es ergibt sich ein differenziertes Bild, das von erfolgreichen und weniger erfolgreichen Kämpfen um progressivere Rechtsnormen zeugt.

Der sogenannte Kuppelparagraf (§ 180 StGB), der Handlungen bestraft, die geeignet waren, Gelegenheit zur »Unzucht« zu gewähren, wurde 1969 und 1973 reformiert. § 218 StGB, der den Schwangerschaftsabbruch verbietet, wurde 1974 reformiert. Nachdem das Bundesverfassungsgericht die Neuregelung 1975 kassiert hatte, einigte man sich auf einen Kompromiss, eine Kombination aus Fristenregelung und Beratungzwang. Bis heute ist der Schwangerschaftsabbruch prinzipiell illegal, wird aber unter den genannten Voraussetzungen nicht verfolgt. Eine der skandalösesten Rechtsnormen überhaupt, der Umstand nämlich, dass es rechtlich gesehen den Tatbestand der Vergewaltigung in der Ehe nicht gab, wurde erst 1997 abgeschafft. Bezuglich der obligatorischen, bislang exklusiv binären Registrierung des Geschlechts staatlicherseits wurde durch die Verfassungs-

* Der Aufsatz geht auf einen am 8. Juni 2018 auf dem 63. Deutschen STI-Kongress in Bochum gehaltenen Vortrag zurück. Ich danke herzlich Stefan Nagel für die Anregung des Vortrags und Jan Feddersen und Benno Gammerl für fruchtbare Kommentare und Diskussionen. Als Queer Lecture wurde der Beitrag am 18. März 2019 in Berlin zur Diskussion gestellt.

¹ Michael Bochow: Einstellungen zu Schwulen und das Ausmaß ihrer sozialen Akzeptanz. Ergebnisse einer Trendstudie zwischen 1974 und 1991 im Lichte neuerer Entwicklungen. In: Andrea Bührmann/Reinhard Kößler/Wichard Puls/Katrin Späte/Hans-Günther Thien/Elisabeth Tuider (Hg.): Gesellschaftstheorie und die Heterogenität empirischer Sozialforschung. Festschrift für Hanns Wienold. Münster 2006, S. 267–275.

klage und das Urteil des Verfassungsgerichts von 2017 ein bedeutender Fortschritt für Intersexuelle erkämpft.² Mit Beschluss vom 13. Dezember 2018 hat der Gesetzgeber nun eine dritte Option für den Eintrag im Geburtenregister, nämlich »divers« neben »weiblich« und »männlich«, eingeführt.³

Der in der nationalsozialistischen Fassung nach 1945 weiter geltende schwulenfeindliche § 175 wurde 1969 und 1973 reformiert. Der Paragraf wurde erst 1994 gestrichen – keineswegs auf Betreiben der bundesrepublikanischen Eliten, sondern aufgrund der Angleichung der juristischen Systeme von ehemaliger DDR und BRD. Mit Beschluss des Bundestags vom Juni 2017 wurden die nach § 175 Verfolgten rehabilitiert – freilich nicht ohne dass, wie Leo Fischer treffend formuliert hat, »eine Prise urdeutsche Perfidie einfließt[t]«.⁴ Wegen sexueller Handlungen mit unter 16-jährigen (aber über 14-jährigen) männlichen Jugendlichen Verurteilte werden nicht rehabilitiert, obwohl das Schutzalter für heterosexuelle Handlungen bei 14 Jahren lag.⁵

Schließlich ist für die Besserung der Lage homosexueller Menschen in Deutschland die 2001 eingeführte Eingetragene Lebenspartnerschaft und als ein Meilenstein homosexueller Emanzipation hierzulande die Öffnung der Ehe 2017 zu verzeichnen. Dem Transsexuellengesetz (TSG), das in Deutschland Fragen des Personenstands für Transmenschen regelt, steht die dringend nötige Reform noch bevor. Laura Adamietz' und Katharina Bagers Gutachten über seinen Reformbedarf für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend fasst zusammen: »Nach sechs Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts, durch welche einzelne Voraussetzungen des TSG für verfassungswidrig und folglich unanwendbar erklärt wurden, ist ein Gesetzesrumpf übriggeblieben, der in seiner Struktur nicht mehr als taugliche, praktikable Gesetzesgrundlage für die

² Konstanze Plett: *Tertium datur – endlich. Zur Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zum dritten Geschlecht*. In: *Jahrbuch Sexualitäten* 2018. Hg. im Auftrag der Initiative Queer Nations von Janin Afken, Jan Feddersen, Benno Gammerl, Rainer Nicolaysen und Benedikt Wolf. Göttingen 2018, S. 203–215.

³ Vgl. die Stellungnahme aus aktivistischer Perspektive: Kampagne für eine dritte Option: Statement zur beschlossenen PStG-Reform: Ein Schritt nach vorn, aber noch kein verfassungskonformes Gesetz, 14.12.2018, <http://dritte-option.de/statement-zur-beschlossenen-pstg-reform-ein-schritt-nach-vorn-aber-noch-kein-verfassungskonformes-gesetz/> [letzter Zugriff am 1.1.2019].

⁴ Leo Fischer: *Das Unerträgliche an deutschen Geschichtsdebatten. Kein Schritt vorwärts ohne zwei zurück*. In: *Neues Deutschland* vom 24.6.2017, <https://www.neues-deutschland.de/artikel/1055213.das-unertraegliche-an-deutschen-geschichtsdebatten.html> [letzter Zugriff am 2.12.2017].

⁵ Vgl. den Beitrag von Georg Härpfer in diesem Band.

Verfahren zur Vornamens- und Personenstandsänderung dienen kann. Einige der verbliebenen Vorschriften begegnen schwerwiegenden grund- und menschenrechtlichen Bedenken.«⁶

Das Anerkennen des skizzierten fundamentalen Wandels kann nicht als Ausgangsbasis dafür dienen, den Frieden mit frauen-, homosexuellenfeindlichen und zwangszweigeschlechtlichen Zuständen zu machen. Das Transsexuellengesetz ist untragbar. Und auf der Ebene der Einstellungen kann weder von der alltäglichen Gewalt gegen LSBTIs noch vom Zulauf homosexuellen- und transfeindlicher Bewegungen abgesehen werden. Diese Zustände gehören abgeschafft.

Die liberale Beobachtung, dass Verbesserungen der Lage von LSBTIs vor allem in demokratisch verfassten Marktwirtschaften zu verzeichnen sind, ist so richtig wie bedeutsam.⁷ Der Zusammenhang zwischen der Entwicklung des Kapitalismus, der Entstehung und Entfaltung bürgerlicher Gesellschaften einschließlich der in ihnen garantierten formalen Freiheitsrechte und der Besserung der Lage der LSBTIs ist so fundamental wie real. Es ist die Verwertung von immer weiteren Bereichen der Gesellschaft als Arbeitskraft, die zu Mobilität, Urbanität und zur Lockerung familiärer Zwangsstrukturen führte. Es ist die Warenförmigkeit der gesellschaftlichen Beziehungen, die als Voraussetzung der faktischen Verbesserung der Lage von LSBTIs in bürgerlichen Demokratien gelten muss. Keineswegs ist dies aber ein Grund, das Loblied auf den freien Markt anzustim-

6 Laura Adamietz/Katharina Bager: Gutachten: Regelungs- und Reformbedarf für transgeschlechtliche Menschen, 2017, <https://www.bmfsfj.de/blob/114064/460f9e28e5456f6cf2ebdb73a966foc4/imag-band-7-regelungs-und-reformbedarf-fuer-transgeschlechtliche-menschen---band-7-data.pdf> [letzter Zugriff am 20.11.2018], S. 8.

7 Allerdings sollte nicht vergessen werden, dass die DDR den § 175 in der pränationalsozialistischen Fassung übernahm, nicht wie die Bundesrepublik in der Fassung von 1935; dass in der DDR der Paragraf ab 1957 kaum mehr zur Anwendung kam; dass es in der DDR mit der Einführung des Strafgesetzbuchs von 1968 keine juristische Handhabe bei konsensualer Sexualität zwischen Erwachsenen gleichen Geschlechts mehr gab, während die BRD den Paragrafen 1969 zum ersten Mal reformierte; dass schließlich die DDR den § 151 (der 1968 § 175 ersetzt hatte) 1989 ersatzlos strich, während § 175 erst 1994 in der Berliner Republik abgeschafft wurde, vgl. zur Geschichte des § 175: Freunde eines Schwulen Museums in Berlin e.V. in Zusammenarbeit mit Emanzipation e.V. Frankfurt am Main (Hg.): *Die Geschichte des § 175. Strafrecht gegen Homosexuelle. Katalog zur Ausstellung in Berlin und in Frankfurt am Main 1990*. Berlin 1990; Christian Schulz: Paragraf 175. (abgewickelt). Homosexualität und Strafrecht im Nachkriegsdeutschland – Rechtsprechung, juristische Diskussionen und Reformen seit 1945. Hamburg 1994; Christian Schäfer: »Widerwärtliche Unzucht« (§§ 175, 175a, 175b, 182 a.F. StGB). Reformdiskussion und Gesetzgebung seit 1945 (Juristische Zeitgeschichte, Abt. 3: Beiträge zur modernen deutschen Strafgesetzgebung, Bd. 26). Berlin 2006.

men.⁸ Der Kapitalismus stellt bestimmte zentrale Voraussetzungen für die bürgerliche Verbesserung der Homosexuellen, Intersexuellen und Transmenschen zur Verfügung,⁹ doch er auferlegt allen Subjekten – und zwar durch ebendie Warenförmigkeit, die die Voraussetzung der Verbesserung ist – im gleichen Zug ein enormes Maß an Unterwerfung.¹⁰ Die rechtlichen Verbesserungen für Minderheiten gehen nicht quasi-automatisch aus der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft hervor. Sie waren und sind zu erringen.

Der marxistische Literaturwissenschaftler Hans Mayer sprach 1975 in seiner Studie »Außenseiter« vom Widerspruch zwischen formalen Freiheitsgarantien und materiellen Bedingungen und plädierte für einen Begriff von Aufklärung, der ihre »Monstren«,¹¹ also die existenziellen Außenseiter Frauen, Juden/Jüdinnen und Homosexuelle,¹² zum Prüfstein macht: »Dialektik der Aufklärung allenthalben: im Kontrast zwischen Freiheit und Freiheiten, materialer und formaler Egalität, beim Versuch, die hochherzigen Emotionen der ›Brüderlichkeit‹ politisch und rechtlich zu konkretisieren. [...] / Allein solche Erfahrungen widerlegen nicht die bürgerliche Aufklärung, sondern wirken als Bestätigung: man kann Unvollkommenes verbessern, verweigerte Lösungen erzwingen, der Bourgeoisie ihre Postulate entwinden, um sie durch neue gesellschaftliche Träger, mit absoluter Geltung und im Kampf gegen die einstigen bürgerlichen Protagonisten, zu verwirklichen. Dann wird Aufklärung, von ihren bür-

8 David Boaz: Capitalism, Not Socialism, Led to Gay Rights. What system better allows people the freedom to live how they choose? In: *reason*, 20.5.2016, <https://reason.com/archives/2016/05/20/capitalism-not-socialism-led-to-gay-righ> [letzter Zugriff am 19.11.2018].

9 Diese Formulierung spielt auf zwei für die Diskurse der Emanzipation der Jüdinnen und Juden sowie der Frauen in den deutschsprachigen Ländern bedeutende Schriften der Spätaufklärung an, auf Christian Konrad Wilhelm von Dohms »Über die bürgerliche Verbesserung der Juden« (1781/1783) und auf Theodor Gottlieb von Hippels »Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber« (1792). Eine solche Anspielung hat selbstverständlich nicht das Ziel, historische Unterschiede einzuebnen, sondern vielmehr an einen bedeutenden Diskurs der Aufklärung anzuknüpfen und dabei zugleich auf das katastrophale Scheitern der jüdischen Emanzipation in Deutschland hinzuweisen.

10 Vgl. Marco Ebert: Freiheit und Herrschaft. Zur desexualisierten Sexualität am Beispiel von GayRomeo. In: Patsy l'Amour laLove (Hg.): *Selbsthass & Emanzipation. Das Andere in der heterosexuellen Normalität*. Berlin 2016, S. 100–117.

11 Hans Mayer: Außenseiter. Frankfurt a.M. 2007 [zuerst 1975], S. 13 [Hervorhebung im Original].

12 Mayer unterscheidet zwischen intentionellen Außenseitern, also Außenseitern qua Entscheidung, und existenziellen Außenseitern, denen »der Übertritt ins Abseits und Außen durch Geburt auferlegt war: durch das Geschlecht, die Abkunft, die körperlich-seelische Eigenart«, ebd., S. 18.

gerlichen und geschichtlichen Ursprüngen abgelöst, zum Synonym einer permanenten Revolution.¹³ In diesem Sinne ist, wie Patrick Bahners am US-Recht gezeigt hat, über den Gleichbehandlungsgrundsatz in der Ehe-Gesetzgebung freiheitlicher Demokratien die Öffnung der Ehe im Kern angelegt. Die heteronormative Einschränkung der bürgerlichen Ehe ist ein Widerspruch, den es in juristischen Diskussionen und gesellschaftlichen Verhandlungen zu lösen galt.¹⁴ Ein ähnlicher Weg deutet sich für das deutsche Transsexuellengesetz an, dessen meiste »Voraussetzungen für die Anerkennung der Geschlechtsidentität in sechs Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts für verfassungswidrig und folglich unanwendbar erklärt« wurden.¹⁵

Vehement gegen eine Fokussierung auf die bürgerliche Verbesserung der Homosexuellen und oftmals auch gegen die Emanzipation selbst wenden sich heute die tonangebenden Vertreter_innen der Queer Theory und der Queer Studies. Dieser interdisziplinäre Theorie- und Forschungsansatz blickt auf eine bald 30-jährige Geschichte zurück. Für die USA lässt sich sein Auftakt auf eine von Teresa de Lauretis 1990 unter dem Titel »Queer Theory« organisierte Tagung an der University of California in Santa Cruz datieren,¹⁶ in Deutschland auf Sabine Harks Veröffentlichungen der mittleren 1990er Jahre.¹⁷ In einem der Gründungstexte der deutschen Queer Studies formuliert Andreas Kraß 2003 als ihr Programm: »Queer Theory und ihre Anwendung in den Queer Studies zielen [...] auf die Denaturalisierung normativer Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit, die Entkoppelung der Kategorien des Geschlechts und der Sexualität, die Destabilisierung des Binarismus von Hetero- und Homosexualität sowie die Anerkennung eines sexuellen Pluralismus, der neben schwuler und lesbischer Sexualität auch Bisexualität, Transsexualität

¹³ Ebd., S. 9.

¹⁴ Patrick Bahners: *Marriage can't wait. Das Grundsatzurteil des Obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten zur gleichgeschlechtlichen Ehe von 2015 und der Weg dorthin*. In: *Jahrbuch Sexualitäten 2017*. Hg. im Auftrag der Initiative Queer Nations von Maria Borowski, Jan Feddersen, Benno Gammerl, Rainer Nicolaysen und Christian Schmelzer. Göttingen 2017, S. 45-69.

¹⁵ Adamietz/Bager (wie Anm. 6), S. 171.

¹⁶ David M. Halperin: *The Normalization of Queer Theory*. In: *Journal of Homosexuality* 45 (2003), H. 2-4, S. 339-343, hier S. 339.

¹⁷ Sabine Hark: *Queer Interventionen*. In: *Feministische Studien* 2 (1993), S. 103-109; dies.: *Deviant Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*. Opladen 1996; dies. (Hg.): *Grenzen lesbischer Identitäten. Aufsätze*. Berlin 1996; vgl. Corinna Genschel/Caren Lay/Nancy Wagenknecht/Volker Woltersdorff: *Anschlüsse*. In: Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*. Hg. und übersetzt von Corinna Genschel, Caren Lay, Nancy Wagenknecht und Volker Woltersdorff. 2. Aufl. Berlin 2005, S. 167-194, hier S. 185 f.

und Sadomasochismus einbezieht.«¹⁸ Es geht den Queer Studies in diesem Sinne also um das Infragestellen einschränkender Normen in Bezug auf Geschlecht und Sexualität, und zwar unter der Voraussetzung einer Parteinahme für die sexuellen und geschlechtlichen Außenseiter. Mit einem solchen normativitätskritischen Impetus sind Queer Theory und Queer Studies in den 1990er Jahren angetreten, die sich gerade an den Universitäten etablierenden Women's und Gay and Lesbian Studies abzulösen und deren als selbstverständlich angenommene Grundlagen, vor allem ihre zentralen Subjektkategorien »Frau«, »Schwuler« und »Lesbe«, in Frage zu stellen.¹⁹

2017 ist das neue Buch einer als bedeutend geltenden Vertreterin der Queer Studies, Jasbir Puar, erschienen: »The Right to Maim. Debility, Capacity, Disability«. Puar behauptet in diesem Buch, Israel übe seit einigen Jahren »biopolitical control« über die Palästinenser_innen im Gazastreifen aus, indem es bevorzugt nicht mehr töte, sondern »absichtlich verstümmle« (»deliberate maiming«) bzw. »zu Krüppeln schieße« (»shoot to cripple«), und zwar um die Zahl der Toten zu drücken. Durch diese Praxis werde die Opposition des Foucault'schen Begriffs der Biopolitik, die Opposition von Leben und Tod, verkompliziert.²⁰ In einem anderen Beitrag behauptet Puar, vor dem Hintergrund der »[c]ontemporary geopolitics of colonialism, occupation, and warfare« stehe die »humanist life/death opposition« in Frage, man müsse folglich zu »inhumanist analyses« übergehen.²¹ In einer Rezension stellt Vojin Saša Vukadinović Puars Buch in den Zusammenhang des Schlagworts vom »Pinkwashing«.²² Israel, so die unter dem Schlagwort bekanntgewordene Argumentation, die von Puar maßgeblich mitbegründet wurde, stelle sich als homofreundlich dar, um die Palästinenser_innen als unzivilisiert zu brandmarken.²³ Diese Argumentation hat aus dem Grund eine Schlagseite sekundären Antisemitis-

¹⁸ Andreas Kraß: Queer Studies – eine Einführung. In: ders. (Hg.): Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies). Frankfurt a.M. 2003, S. 7–28, hier S. 18.

¹⁹ Vgl. Sabine Hark: Lesbenforschung und Queer Theorie: Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen. In: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 2. Aufl. Wiesbaden 2008, S. 108–115, hier S. 110f.

²⁰ Jasbir K. Puar: The Right to Maim. Debility, Capacity, Disability. Durham/London 2017, S. 128f.

²¹ Jasbir K. Puar: Inhumanist Occupation: Palestine and the »Right to Maim«. In: GLQ 21 (2015), H. 2–3, S. 218–221, hier S. 218.

²² Vojin Saša Vukadinović: Die professionelle Antizionistin. In: Jungle World vom 31.5.2018, <https://jungle.world/artikel/2018/22/die-professionelle-antizionistin> [letzter Zugriff am 22.11.2018]; vgl. Puar: Right (wie Anm. 20), S. 95–101.

²³ Jasbir K. Puar: Israel's gay propaganda war. In: The Guardian vom 1.7.2010, <https://www>.

mus, weil sie die tatsächlich besseren Zustände für LSBTIs in Israel und die tatsächlich LSBTI-feindlichen Zustände in den palästinensischen Autonomiegebieten mit keinem Wort würdigt. Zudem ignoriert sie, dass die LSBTI-Gesetzgebung nicht vom israelischen Verteidigungsministerium erlassen, sondern von israelischen Aktivist_innen erkämpft wurde.²⁴ Vukadinović beurteilt Puars Buch vor diesem Hintergrund zu Recht als »antiimperialistische Propaganda«.²⁵

Ich mache die Gegenüberstellung von Kraß' Skizzierung des Programms der Queer Studies von 2003 und Puars Buch von 2017 deshalb zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen, weil Puar und ihr Buch dem Feld der Queer Studies zuzurechnen sind²⁶ und in der zitierten Behauptung, die Opposition von Leben und Tod sei zu problematisieren, tatsächlich ein Nachhall des poststrukturalistischen Einspruchs gegen die binären Oppositionen des Strukturalismus hörbar ist. Dieser Beitrag stellt die Frage, was das Feld der Queer Studies in einem solchen Maße transformiert hat. Aus einer Kritik an Zwangsheterosexualität, Patriarchat und Zweigeschlechtlichkeit, die zweifellos durch den Wunsch nach einer Verbesserung der Situation von Lesben, Schwulen, Frauen, Intersexuellen und Transmenschen motiviert war, ist – unter anderem – Puars aggressiv antihumanistischer Antizionismus hervorgegangen. Darin, dass Puar die fortschrittliche LSBTI-Gesetzgebung Israels nicht würdigt, sondern sie im Gegenteil als Marketing-Strategie denunziert, darin, dass sie muslimische Kritiker_innen an islamischer Misogynie und Homosexuellenfeindlichkeit dafür kritisiert, dem Image des Islam zu schaden, offenbart sich eine Parteinahme nicht für die LSBTIs, sondern für ihre Gegner_innen: »The construction of Islam as a threat to women has been reinforced through the work of Muslim authors such as Irshad Manji.«²⁷ Die Subalternen scheinen nur dann sprechen zu dürfen, wenn sie sich antiimperialistisch äußern.

theguardian.com/commentisfree/2010/jul/01/israels-gay-propaganda-war [letzter Zugriff am 18.8.2016].

- 24 Jan Feddersen: »Pink Washing« in Israel. Eine öde Chiffre. In: *taz* vom 28.6.2012, <http://www.taz.de/!5090350/> [letzter Zugriff am 18.8.2016]; vgl. zur Kritik am Konzept des »Pinkwashing« außerdem Frederik Schindler: »Pinkwashing«. Das queere Ressentiment gegen Israel. In: Patsy l'Amour laLove (Hg.): *Beißreflexe. Kritik an queerem Aktivismus, autoritären Sehnsüchten, Sprechverboten*. 4. Aufl. Berlin 2017, S. 185–190.
- 25 Vukadinović: Antizionistin (wie Anm. 22).
- 26 Eden Kinkaid: *The right to maim: debility, capacity, disability* [Rezension]. In: *Gender, Place & Culture* (2018), S. 1 f., hier S. 2.
- 27 Jasbir K. Puar: *Terrorist Assemblages. Homonationalism in Queer Times*. Durham/London 2007, S. 5, Anm. 10.

Nötig ist nun, 30 Jahre nach den Anfängen, eine kritische retrospektive Sichtung der Queer Theory, die nach den theoriegeschichtlichen Voraussetzungen für Puars explizite Wendung gegen Israel und ihre implizite Wendung gegen die LSBTIs fragt, die sich in der Ignoranz gegenüber der unterschiedlichen Situation der LSBTI-Rechte in Israel und den arabischen Nachbargesellschaften äußert. Dazu möchte ich von David Halperins früher Kritik an der Queer Theory ausgehen. In einem zweiten Schritt werde ich eine chronologische und systematische Taxonomie des Feldes vorschlagen. Abschließend stelle ich Erklärungsansätze für die Entwicklungen im Feld zur Diskussion und plädiere für eine Neuorientierung der Forschung. Mein Beitrag kann die Aufgabe, die er sich stellt, selbstverständlich nicht annähernd erschöpfend bewältigen. Er versteht sich vielmehr als ein begründeter Impuls für ein wissenschaftshistorisches Projekt.

David Halperins Kritik an der »Normalisierung der Queer Theory«

2003 publizierte Andreas Kraß den Sammelband »Queer Denken« und stellte damit zum ersten Mal Schlüsseltexte der US-Queer Theory in deutscher Sprache vor. Einer der Autoren des Suhrkamp-Bandes, der Klassische Philologe David Halperin, veröffentlichte im selben Jahr unter dem Titel »The Normalization of Queer Theory« eine pointierte Kritik des eine Dekade jungen Feldes. Halperin stellt den in de Lauretis Prägung von 1990 evidenten Anspruch der Queer Theory heraus, ein »placeholder for a hypothetical knowledge-practice not yet in existence« zu sein. Queer Theory in de Lauretis Sinne habe in die Lesbian and Gay Studies intervenieren und die dort üblichen allzu klaren Unterscheidungen und die Dominanz der empirischen Sozialforschung kritisieren wollen. Doch dann sei das Label blitzschnell aufgenommen und nachträglich ausgefüllt worden. Unmittelbar nach de Lauretis' Prägung habe eine Tendenz der Normalisierung eingesetzt. Diese Tendenz sieht Halperin in der falschen Verwerfung der Gay and Lesbian Studies als assimilationistisch und dem queertheoretischen »privileging of its [der Queer Theory, B.W.] theoretical register, restricting its range, and scaling down its interdisciplinary ambition«. Dabei weist Halperin darauf hin, dass ein Faktor des Erfolgs von »queer« die durch das Wort ermöglichte »merciful exemption from the irreducibly sexual descriptors ›lesbian‹ and ›gay‹« gewesen sei. Das lässt das in der Queer Theory erzeugte Bild von der radikalen neuen Richtung und den assimilationistischen Gay and Lesbian Studies als fragwürdig erscheinen. Das Wort »Queer«, so Halperins Fazit, habe eine Desexualisierung der Gay and Lesbian Studies zur Folge gehabt. Diese sei die Voraussetzung ge-

wesen für eine Despezifizierung des LSBTI-Inhalts, der in der Konsequenz eine Befassung mit der Spezifität etwa schwuler Sexualität tendenziell verunmögliche.²⁸

Mit seiner Kritik der Despezifizierung des Feldes steht Halperin weitgehend alleine da. William B. Turner, der schon 2000 eine »Genealogie der Queer Theory« vorgelegt hat, liegt mit seiner Einschätzung des Urteils ihrer Anhänger_innen sicherlich richtig: »Avatars of queer theory would be pleased to learn that the field remains conceptually slippery, that it is difficult to summarize what queer theory is about in a sentence, or even a paragraph.«²⁹ Erstens konstatiert Turner hier implizit die Despezifizierung, die Halperin kritisiert, und affirmsiert sie im selben Zuge. Sollte es tatsächlich schwierig sein, den Gegenstandsbereich der Queer Theory in einem Absatz zusammenzufassen, dann hieße das, dass der Gegenstand der Queer Theory nicht oder nicht nur die Kritik von Zwangsheterosexualität, Patriarchat und Zweigeschlechtlichkeit wäre. Weiter hieße es, dass diese Bestimmung entweder falsch wäre oder dass sie in einer Reihe mit so vielen weiteren Themen stünde, dass ein Absatz in einem Text nicht ausreichen würde, diese Aufzählung zu fixieren. Die Behauptung der Nichtdefinierbarkeit des Gegenstandes von Queer Theory kommentiert Halperin: »Even to define queer, we now think, is to limit its potential, its magical power to usher in a new age of sexual radicalism and fluid gender possibilities.«³⁰ In dieser Sicht handelt es sich bei der Behauptung der Nichtdefinierbarkeit um eine Mystifizierung.

Zweitens aber paraphrasiert Turner an der zitierten Stelle die Meinung der Queer-Theory-Anhänger_innen, die »Konzepte« oder »Begriffe« der Queer Theory seien »slippery«, also »glatt«, »glitschig« oder sogar »windig«, und das mache ihre Spezifität und ihren Wert aus. An der Fortführung von Turners Argumentation wird deutlich, dass er selbst zu den »[a]vatars of queer theory« gehört und dass dem von ihm paraphrasierten Verständnis eine Verwechslung zugrunde liegt. »[Q]ueer theory itself«, so formuliert Turner im Rückbezug auf seinen Satz von den glitschigen Konzepten, »entails a thoroughgoing questioning of existing categories, and even of the very process of categorization.«³¹ Letzteres ist richtig und macht tatsächlich einen der bedeutenden Beiträge der Queer Theory aus: Sie nahm es in Angriff, die sexuellen und geschlechtlichen Kategorien in

28 Halperin: Normalization (wie Anm. 16), S. 339-343, Zitate S. 340 und 341; vgl. zur Frage des Stellenwerts der Sexualität in der Queer Theory auch Janet Halley/Andrew Parker (Hg.): *After Sex? On Writing since Queer Theory*. Durham 2011.

29 William B. Turner: *A Genealogy of Queer Theory*. Philadelphia 2000, S. 3.

30 Halperin: Normalization (wie Anm. 16), S. 340.

31 Turner (wie Anm. 29), S. 4.

Frage zu stellen, auf ihre Widersprüchlichkeit hinzuweisen und ihre historische Genealogie zu untersuchen. Doch Kategorien sind keine Begriffe. Während die Kategorien, die die Queer Theory untersucht, Klassifizierungen sind, die direkt in die soziale Reproduktion eingebunden sind, ist es geradezu das spezifische Vermögen wissenschaftlicher Theorie, Begriffe zu bilden, die nicht direkt aus sozialen Reproduktionsverhältnissen erwachsen.³² Wer die Kritik an der Klassifizierung durch Kategorien mit windigen Begriffen verwechselt, schaufelt der Theorie, die er betreibt, buchstäblich ihr eigenes Grab: »If the tone and structure of what follows [Turners eigenes Buch, B.W.] sometimes give the appearance that I am groping my way, that is because I am.«³³ Mit den scharfsinnigen Beiträgen Halperins oder auch Eve Kosofsky Sedgwicks vor ihrer affirmativen Wende zu Buddhismus und »reparativer Lektüre«³⁴ hat Turners Verwechslung von Kategorie und Begriff, von Gegenstand und Theorie, wenig zu tun. Doch eben diese Verwechslung ist in der Queer Theory hegemonial geworden. Queer Theory hat sich nicht nur despezifiziert; ein bedeutendes Segment ihrer Vertreter_innen hat auch die theoretischen und kritischen Werkzeuge, die eine Respezifizierung ermöglichen würden, mit den praktischen und repressiven Werkzeugen der Unterdrückung, die sie untersucht, verwechselt.

Chronologische und systematische Taxonomie des Feldes

Halperins bemerkenswert frühe und präzise Kritik an einer Desexualisierung und Despezifizierung der Queer Studies lässt sich am Material, den unter dem Label »Queer Theory« produzierten Texten, belegen. Für die Geschichte des Feldes möchte ich eine Abfolge von vier Phasen vorschlagen.

Wichtige Werke, die retrospektiv als Grundlagentexte beansprucht werden, sind bereits vor de Lauretis' Prägung erschienen, so vor allem Judith Butlers »Das Unbehagen der Geschlechter« (1990, dt. 1991) und

³² Auf die (indirekte) Einbindung der Wissenschaft in die soziale Reproduktion gehe ich weiter unten ein.

³³ Turner (wie Anm. 29), S. 4.

³⁴ Eve Kosofsky Sedgwick: *Pedagogy of Buddhism*. In: dies.: *Touching Feeling: Affect, Pedagogy, Performativity*. Durham 2003, S. 153–181; dies.: *The Weather in Proust*. Hg. von Jonathan Goldberg. Durham 2011; dies.: *Paranoid Reading and Reparative Reading, or, You're So Paranoid You Probably Think This Essay Is about You*. In: Sedgwick: *Feeling* (wie Anm. 34), S. 123–151. Das hervorstechende Problem von Sedgwicks Argumentation für eine »reparative Lektüre« ist, dass die Theorien, die sie als paranoid im Sinne Melanie Kleins charakterisiert, dies keinesfalls sind.

Sedgwicks »Epistemology of the Closet« (1990).³⁵ Für die Literaturwissenschaft war neben dem genannten ein noch früher erschienenes Buch von Sedgwick zentral, »Between Men« (1985), in dem sie bestimmte Figurenkonstellationen in literarischen Texten analysiert und die These entfällt, der literarische Text selbst habe ein Begehen.³⁶ Für die deutschsprachige Rezeption der Queer Theory ist es sicherlich von großer Bedeutung, dass die Monografien Judith Butlers jeweils kurz nach dem Erscheinen übersetzt wurden, während keines von Sedgwicks Büchern in deutscher Übersetzung vorliegt. Auch Leo Bersanis bedeutender Essay »Is the Rectum a Grave?« erschien schon 1987. Er setzt sich mit den analfeindlichen Komponenten der zeitgenössischen AIDS-Panik auseinander.³⁷ Bersanis Essay zeugt von der historischen Einbettung der Queer Studies in die Auseinandersetzungen um AIDS³⁸ und begründet eine Tradition innerhalb der Queer Theory, die die destruktiven Gehalte der Sexualität ins Zentrum rückt. Von dieser Linie wird noch zu sprechen sein. Schließlich setzt mit »One Hundred Years of Homosexuality« (1990) Halperins wichtige Auseinandersetzung mit der »griechischen Liebe« und deren moderner Rezeptionsgeschichte ein. Diese Phase einer Queer Theory avant la lettre könnte man als *protoqueere Phase (1985-1990)* bezeichnen.

Es folgt eine *Pionierphase (1990-1997)*, die mit der Prägung des Begriffs 1990 beginnt und in der Beiträge erscheinen, die sich mit Geschlecht und Sexualität befassen. Zu nennen sind etwa Butlers *Körper von Gewicht* (1993, dt. 1997), de Lauretis' *The Practice of Love* (1994), Bersanis *Homos* und Halperins *Saint Foucault* (beide 1995). In der Pionierphase wurden die wesentlichen prägenden Diskussionen um Sexualität und Geschlecht im Feld der Queer Studies geführt. Auf diese Phase trifft Halperins Urteil der Desexualisierung und Despezifizierung noch nicht zu.

1997 veröffentlicht Judith Butler zwei Monografien, die dem Feld zuzurechnen sind und breit rezipiert wurden, die sich aber nicht mehr spezifisch mit Geschlecht und Sexualität befassen. In »Haß spricht« koppelt sie ihre am Geschlecht entwickelte Performativitätstheorie vom Gegenstand ab, in »Psyche der Macht« befasst sie sich mit einer Weiterentwicklung der Foucault'schen Machttheorie. Die mit Butlers Despezifizierungen einsetzende Phase ist geprägt durch eine thematische Öffnung auf postkoloniale, antirassistische und antikapitalistische Themen (u.a. Sarah Ahmeds

³⁵ Vgl. Halperin: Normalization (wie Anm. 16), S. 341.

³⁶ Vgl. Andreas Kraft: Queer lesen: Literaturgeschichte und Queer Theory. In: Therese Frey Steffen/Caroline Rosenthal/Anke Väth (Hg.): Gender Studies. Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik. Würzburg 2004, S. 233-248, hier S. 238-242.

³⁷ Leo Bersani: Is the Rectum a Grave? In: October 43 (1987), S. 197-222.

³⁸ Jagose (wie Anm. 17), S. 121-124.

»Strange Encounters« und Lisa Duggans »Sapphic Slashers«, beide 2000) und auf Theoretisierungen von Zeitlichkeit und Räumlichkeit im Zusammenhang mit Transgeschlechtlichkeit und Homosexualität (u.a. Carolyn Dinshaws »Getting Medieval«, 1999, Lee Edelmans »No Future«, 2004, Jack Halberstams »In a Queer Time and Place«, 2005, und Heather Loves »Feeling Backward«, 2006). Zugleich gibt es in dieser *Entfaltungsphase* (1997-2007) weiterhin bedeutende Beiträge zu Sexualität und Geschlecht wie Halberstams »Female Masculinity« (1998), Butlers »Antigones Verlangen« (2000, dt. 2001) und Halperins »How to Do the History of Homosexuality« (2002).

In ebendiesem Bereich macht sich jedoch eine neue Tendenz bemerkbar. Hatte die protoqueere und die Pionierphase genealogische Kritik an Identitätskategorien geübt, so beginnen sich einzelne Autor_innen nun gegen die bürgerliche Verbesserung der Homosexuellen zu wenden. Vor allem Duggan greift in ihren Schriften unter dem Stichwort »Homonormativität«³⁹ eine bestimmte Gruppe an, nämlich bürgerliche weiße Lesben und Schwule. Ihnen wirft sie vor, sich vom »neoliberalen Mainstream« vereinnahmen zu lassen und den privilegierten Schwestern und Brüdern die Solidarität zu verwehren.⁴⁰ Bei Duggan deutet sich zudem jener verschwörungstheoretische Einschlag an, der bei Puar zur Blüte kommt. Duggan identifiziert den »Neoliberalismus« mit konkreten Akteur_innen innerhalb einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Wenn sie ihren Aufsatz zur »neuen Homonormativität« mit den Worten enden lässt: »Welcome to the New World Order! Coming soon to a mainstream near you!«,⁴¹ dann klingt dies nicht von Ungefähr an Verschwörungstheorien an, die seit den 1990er Jahren das Installieren einer Neuen Weltordnung durch die Hochfinanz befürchten oder aufzudecken versuchen. Eine solche Sicht, die den Kapitalismus mit seiner abstrakten Seite in externalisierter Form (Finanzkapital und Geld) identifiziert, hat Moishe Postone als das Kernstück des modernen Antisemitismus ausgewiesen.⁴²

Auf die Zeit zwischen Duggans Einführung des Konzeptes der »Homonormativität« und dem Erscheinen des ersten Buchs von Puar lässt sich

39 Lisa Duggan: The New Homonormativity: The Sexual Politics of Neoliberalism. In: Russ Castronovo/Dana D. Nelson (Hg.): *Materializing Democracy. Toward a Revitalized Cultural Politics*. Durham/London 2002, S. 175-194.

40 Benedikt Wolf: *Stonewall hieß Angriff. Zur antiemanzipativen Wende in der Queer Theory*. In: l'Amour laLove (Hg.): *Beifreflexe* (wie Anm. 24), S. 138-145, hier S. 136-138.

41 Duggan (wie Anm. 39), S. 190.

42 Moishe Postone: *Anti-Semitism and National Socialism*. In: Anson Rabinbach/Jack Zipes (Hg.): *Germans and Jews since the Holocaust. The Changing Situation in West Germany*. New York/London 1986, S. 302-314.

das datieren, was ich die antiemanzipative Wende in der Queer Theory genannt habe.⁴³ Marco Ebert weist nachdrücklich darauf hin, dass Butlers »Gefährdetes Leben« von 2004 (dt. 2005) deren genuinen Beitrag zu einer solchen antiemanzipativen Wende darstellt.⁴⁴ Doch mit einer deutlichen Markierung eingeleitet wird die vierte Phase der Queer Theory durch Puars Monografie »Terrorist Assemblages« von 2007. In diesem Buch behauptet die Autorin, die sexuelle Liberalisierung in der westlichen Welt und in Israel gehe einher mit einer rassistischen Wendung gegen Nicht-Weiße, denen Eigenschaften zugeschrieben würden, mit denen vor dem LSBTIs belegt worden seien. An die Stelle der sexuell Perversen seien »Terroristen« getreten.⁴⁵ In dieser Argumentation bleibt ausgeblendet, dass LSBTIs nie eine tatsächliche Bedrohung für das Leben von US-Bürger_innen dargestellt haben, während der islamistische Terrorismus sich spätestens mit den Anschlägen von 2001 als eine tatsächliche Bedrohung erwiesen hat. Die Angst vor den Perversen ist Projektion, während sich in der Angst vor dem islamistischen Terrorismus Projektion und objektiv gerechtfertigte Angst verbinden. Diesen Unterschied zu ignorieren zeugt von einer Ignoranz gegenüber dem realen Terrorismus, nach deren Motivation zu fragen wäre.

Freundlich könnte man diese letzte Phase, in der auch eher harmlose Bücher wie Elizabeth Freemans »Time Binds« (2010) und Halberstams »The Queer Art of Failure« (2011) erschienen sind, als *Abklingphase (seit 2007)* bezeichnen. In Halperins 2012 erschienenem Buch »How To Be Gay« wird, wie schon in »What Do Gay Men Want?« (2006), im Titelwort »Gay« das für ihn typische Beharren auf der Analyse der schwulen Subjektposition in ihrer historischen Spezifität deutlich – ein Vorgehen, das sein Denken als deutlich dissident im Feld der Queer Studies ausweist. Er selbst ordnet sich durchgehend den Lesbian and Gay Studies zu⁴⁶ und nimmt sich dadurch implizit aus der – als despezifiziert kritisierten – Queer Theory aus.

Neben der Fortsetzung von Diskussionen aus der Entfaltungsphase und Halperins lang anhaltender Dissidenz werden die Diskussionen im Feld seit 2007 aber durch Puars und Butlers Veröffentlichungen domi-

43 Wolf: Stonewall (wie Anm. 40).

44 Marco Ebert: Die »Identifikation mit dem Leiden«. Zur Apologie der Gewalt in Judith Butlers Agitation nach dem 11. September 2001. In: Vojin Saša Vukadinović (Hg.): Freiheit ist keine Metapher. Antisemitismus, Migration, Rassismus, Religionskritik. Berlin 2018, S. 170–213.

45 Puar: Assemblages (wie Anm. 27), S. 4f.

46 David M. Halperin: How to Do the History of Homosexuality. Chicago/London 2002, S. 46 und öfter.

niert. Diese deuten in eine andere Richtung als die Diskussionen der Entfaltungsphase. Denn sie schließen an ein sich seit etwa zehn Jahren formierendes neues Gefüge von Theorien an. Es ist durch die drei großen Strömungen Posthumanismus, Neomaterialismus und Postsäkularismus geprägt, die sich wechselseitig aufeinander beziehen. Der Posthumanismus stellt die Kategorie des Menschlichen in Frage und stellt technizistische Überlegungen über eine posthumane Gesellschaft an. Der Neomaterialismus, der mit dem Marx'schen Materialismus nichts zu tun hat, stellt in Reaktion auf linguistizistische Tendenzen im Poststrukturalismus die Frage nach der Relevanz der Dinge im sozialen Vollzug. Der Postsäkularismus schließlich stellt die Unterscheidung von wissenschaftlichem und religiösem Wissen in Frage.⁴⁷ In einem Beitrag im Feuilleton der »Jungle World« habe ich dieses theoretische Gefüge polemisch als den Block der neoarchaischen Antimoderne bezeichnet. Denn den genannten Theorien ist eine Geste der Revision des Poststrukturalismus und der Postmoderne gemeinsam, hinter der sich antimoderne Wünsche verbergen: die Entthronung des Menschen als Angelpunkt aufgeklärten Denkens, die Refetisierung der Dinge und die Rückkehr der Religion.⁴⁸ Und in die Richtung dieses antimodernen Blocks weisen auch Elemente von Butlers und Puars neueren Texten. So ordnet Puar »The Right to Maim« in Posthumanismus, objektorientierte Ontologie und Neomaterialismus ein;⁴⁹ und Butler ist eine der zentralen Protagonistinnen der postsäkularen Diskussionen.⁵⁰ In Deutschland wird die neoarchaisch-antimoderne Richtung etwa von der Evangelischen Theologin Ulrike Auga vertreten.⁵¹

⁴⁷ Vgl. hierzu auch den Beitrag von Ansgar Martins und Jann Schweitzer in diesem Band.

⁴⁸ Benedikt Wolf: Der Kollaps der Postmoderne. In: Jungle World vom 7.6.2018, dschungel, S. 8 f. Meine Einschätzung dieses Theoriekonglomerats als der Tendenz nach antimodern betrifft natürlich nicht jede wissenschaftliche Forschung, die sich auf die genannten Theorien bezieht. Mein Beitrag generalisiert, um regressive Tendenzen auf den Begriff zu bringen. Jasmin Degeling, Astrid Deuber-Mankowskys, Sarah Horns und Mary Shnayiens Vorwurf, ich würde in diesem Beitrag »antifeministische Ressentiments bedienen«, bleibt leider gänzlich unbegründet, Jasmin Degeling/Astrid Deuber-Mankowsky/Sarah Horn/Mary Shnayien: Die »jüngere Queerfeminist*in« spricht. In: onlinejournal kultur & geschlecht 21 (2018), S. 1-7, <https://kulturundgeschlecht.blogs.ruhr-uni-bochum.de/wp-content/uploads/2018/06/Einleitung.pdf> [letzter Zugriff am 27.11.2017], hier S. 6 mit Anm. 7. Ganz im Gegenteil ist meine Argumentation von der Zielstellung einer umfassenden Emanzipation bestimmt, und das heißt selbstverständlich – und im Text ausdrücklich – einschließlich der Emanzipation der Frauen.

⁴⁹ Puar: Right (wie Anm. 20), S. 25.

⁵⁰ Talal Asad/Wendy Brown/Judith Butler/Saba Mahmood: Is Critique Secular? Blasphemy, Injury, and Free Speech. New York 2013 [zuerst 2009].

⁵¹ Vgl. z.B. Ulrike Auga: Decolonizing Public Space: A Challenge of Bonhoeffer's and

Neben einer chronologischen lässt sich auf das Feld auch eine systematische Taxonomie anlegen. Vukadinović unterscheidet für die Queer Theory nach ihrer Frühphase »zwei Lager«. Zum einen gebe es ein antisoziales Lager, das die destruktiven Anteile schwuler Sexualität feiere.⁵² Einer der Grundlagentexte für dieses Lager ist Bersanis bereits erwähnter Essay »Is the Rectum a Grave?«. Zu nennen ist weiterhin Lee Edelmans »No Future« von 2004, in dem er sich für eine Feier des Todestriebs, wie er besonders in schwuler Sexualität präsent sei, ausspricht. An die antisoziale Linie schließt schließlich Tim Deans »Unlimited Intimacy« (2009) mit seiner affirmativen Forschung über Bareback-Kulturen an.

Einige Argumente des antisozialen Lagers lassen sich nicht von der Hand weisen. So lässt sich tatsächlich argumentieren, dass in schwuler Sexualität und vor allem deren kulturellen Repräsentationen destruktive Komponenten deutlicher und verbreiteter zutage treten, als sich das für heterosexuelle Sexualität sagen ließe, in der die Familienideologie die stetige Vergewaltigungsdrohung überdeckt. Diese Beobachtung wenden die antisozialen Queertheoretiker_innen jedoch affirmativ. Denn sie konzentrieren sich nicht auf die Folgen, die das Anerkennen der destruktiven Komponenten für ein Verständnis von Sexualität und eine Kritik der Heteronormativität haben könnte, sondern machen sich vielmehr auf die Suche nach subversiven Gegenkräften, die sie etwa im Todestrieb (Edelman) oder im *bug chasing* und *breeding* (Dean), also der erotisierten bewussten Suche nach der HIV-Infektion bzw. der Weitergabe des Virus, zu finden meinen. Damit hypostasieren die antisozialen Theoretiker_innen den Todestrieb und die Destruktion des Subjekts. Die destruktiven Elemente der Sexualität sind bedeutend, und von ihnen aus lassen sich wichtige Einsichten in das Wesen der Sexualität erlangen.⁵³ Doch die antisozialen Queertheoretiker_innen treiben einen ideologischen Kult um die gewalttätigen und destruktiven Elemente der Sexualität. Von hier zu Puars Faszination für den Terrorismus führt eine direkte Linie.⁵⁴

Spivak's Concepts of Resistance, »Religion« and »Gender«. In: Feminist Theology 24 (2015), H. 1, S. 49–68.

⁵² Vukadinović: Antizionistin (wie Anm. 22). Die Bezeichnung »antisozial« für diese Strömung der Queer Theory geht auf Halberstam zurück, Judith [Jack] Halberstam: The Anti-Social Turn in Queer Studies. In: Graduate Journal of Social Science 5 (2008), H. 2, S. 140–156.

⁵³ Vgl. Benedikt Wolf: Versuche über die Pubertät. Hans Henny Jahnn und Hubert Fichte mit Martin Dannecker gelesen. In: Patrick Henze/Aaron Lahl/Victoria Preis (Hg.): Psychoanalyse und männliche Homosexualität. Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte. Gießen 2019 [im Druck].

⁵⁴ Vgl. Puar: Assemblages (wie Anm. 27), S. 210f.

Dem antisozialen stehe, so Vukadinović, ein kommunitaristisches Lager gegenüber, das »das Individuum in Vergemeinschaftung aufzulösen« bestrebt sei und das authentisch (vor allem ethnisch) Andere fetischisiere. Diesem Lager sind Duggan und Puar zuzurechnen.⁵⁵ In Deutschland wurde dieser queere Kommunitarismus begeistert aufgenommen. Was als gemeinschaftlich und subversiv erscheint, begeistert z.B. Auga – und zwar an und für sich: »Uprisings like the Arab Spring [...], and movements like the Occupy Wall Street Movement (against the financial crisis 2007-2008 and failed responses) and several hundred new protest movements appearing in the last few years, underline the social consequences of the neoliberal empire [and] call for new resistances and new visions of solidarity.«⁵⁶ Dass an den Revolten des Arabischen Frühlings von Beginn an islamistische Gruppen wie die Muslimbrüder beteiligt waren, dass die Revolten Machtvakuen zurückließen, die der Boden für die Barbarei des Islamischen Staats einschließlich der massenhaften Vergewaltigung jesidischer Frauen und Mädchen und der Hochhausstürze als schwul beschuldigter Männer wurden, kommt in Augas Argumentation nicht vor. Den regressiven Effekten der Revolte gegenüber ignorant, wendet sich die queere Theologin vielmehr gegen das »neoliberal empire«, den alten Feind der Linken. Nun wurde jedoch in der (west-)deutschen Linken seit den 1980er Jahren der linke *common sense* des Antimperialismus und dessen Begleiterscheinung des linken Antisemitismus scharf kritisiert.⁵⁷ Auch in den USA ist die unreflektierte und meist ahistorische Wendung gegen das Imperium als einen angeblich intentionalen und homogenen Agenten des Kapitals falsch. In Deutschland aber könnte man es besser wissen. Aus dieser Sicht handelt es sich bei dem Vorwurf der »politischen Ahnungslosigkeit«, den Vukadinović in seiner berühmt gewordenen Polemik gegen Harks Propagieren eines »antimperialistischen Egalitarismus« erhebt,⁵⁸ keineswegs um »schmierige Diffamierung«, wie ihm vorgeworfen wurde,⁵⁹ sondern um die mit großer Präzision treffende Zurückwei-

55 Vukadinović: Antizionistin (wie Anm. 22).

56 Auga (wie Anm. 51), S. 50.

57 Vgl. für die Entwicklungen in der deutschen Linken Stephan Grigat: Fetisch und Freiheit. Über die Rezeption der Marxschen Fetischkritik, die Emanzipation von Staat und Kapital und die Kritik des Antisemitismus. Freiburg 2007, S. 14 f.; für eine wert- und ideologiekritisch orientierte Auseinandersetzung mit dem linken Antimperialismus ebd., S. 259-271.

58 Vojin Saša Vukadinović: Gender Studies. Die Sargnägel des Feminismus? In: Emma, H. 4/2017, S. 66-69, hier S. 68 f.

59 Paula-Irene Villa: The Sargnagel talks back: Eine Replik auf die »Emma«. In: Missy Magazine vom 12.7.2017, <https://missy-magazine.de/blog/2017/07/12/the-sargnagel->

sung einer Position, die nur vertreten kann, wer die linke Kritik an den Implikationen des Antiimperialismus nicht kennt (was mit politischer Ahnungslosigkeit gut beschrieben wäre) oder wer sie bewusst ignoriert (was man mit anderen Begriffen benennen müsste).

Das deutsche kommunitaristische und antiimperialistische Lager in der Queer Theory hat zuletzt die von Christopher Sweetapple unter dem Titel »The Queer Intersectional in Contemporary Germany« herausgegebene Sammlung von Texten deutscher Antiimperialist_innen in englischer Übersetzung hervorgebracht. Das Vorwort bringt das »German chapter« einer »Queer Intersectional« gegen eine »Gay International« in Stellung.⁶⁰ Von der Komplexität der Argumentationen eines Halperin, einer Sedgwick ist hier nichts mehr übrig. An ihre Stelle ist ein Denken in hypostasierten Gegensätzen mit deutlichen Anklängen an altbekannte Zuweisungen von authentischem Kampf und ausbeuterischer Wurzellosigkeit getreten.⁶¹

Vukadinović Taxonomie ist m. E. um ein drittes Lager zu ergänzen, das die beiden anderen berührt, sich mit ihnen überschneidet und so das Bindeglied zwischen ihnen darstellt: das Lager der multiplizierten Normativitäten. Die erste »Normativität«, die in der Queer Theory behauptet wurde, war bekanntlich die Heteronormativität. Diesen Begriff hat Michael Warner in einem Text von 1991 geprägt. Dort spricht Warner von der »pervasive and often invisible heteronormativity of modern societies«.⁶² In seiner Struktur legt das Wort »Heteronormativität« nahe, dass damit gemeint ist, Heterosexualität sei normativ oder gelte als Norm.

Warners Prägung war in den Queer Studies sehr erfolgreich. Der Begriff wurde schnell und verbreitet übernommen und ist der heute geläufige.

talks-back-eine-replik-auf-die-emma/ [letzter Zugriff am 21.11.2018]. Es gibt in Villas Text m. E. nichts, das das Adjektiv »schmierig« an dieser Stelle rechtfertigen würde. Es wäre zu klären, warum es zum Einsatz kommt. Der jugoslawische Name des kritisierten Polemikers hat dabei hoffentlich keine Rolle gespielt.

- 60 Christopher Sweetapple: Introducing a German Chapter of the Queer Intersectional. In: ders. (Hg.): *The Queer Intersectional in Contemporary Germany. Essays on Racism, Capitalism and Sexual Politics* (Angewandte Sexualwissenschaft, Bd. 14). Gießen 2018, S. 7-23, hier S. 8 und 16f.
- 61 Eine komische Note erhält Sweetapples Buch, wenn er in der Einleitung Positionen (linker) politischer Gegner_innen als »bullshit« bezeichnet, ebd., S. 14, Anm. 9., und sich im letzten Beitrag Sabine Hark und Judith Butler gegen eine »Grammar of Harsh Words« aussprechen, Sabine Hark/Judith Butler: Defamation and the Grammar of Harsh Words. In: Sweetapple (Hg.): *The Queer Intersectional in Contemporary Germany* (wie Anm. 60), S. 203-208.
- 62 Michael Warner: Introduction: Fear of a Queer Planet. In: *Social Text* 29 (1991), S. 3-17, hier S. 3.

fige Begriff, der den älteren der Zwangsheterosexualität weitgehend abgelöst hat. Der Begriff Heteronormativität war so erfolgreich, dass er zur Nachahmung angeregt hat. Die Erste, die von der Erfolgsgeschichte des Begriffs »Heteronormativität« profitiert hat, war Duggan mit ihrer bereits erwähnten Prägung »Homonormativität« von 2002. Sie versteht unter diesem Begriff eine Form neoliberaler Sexualpolitik, die heteronormative Strukturen stütze und zugleich eine bestimmte Form der Homosexualität hervorbringe, eine bürgerliche und assimilatorische Form gelebter Homosexualität.⁶³ In seiner Parallelität zur »Heteronormativität« deutet »Homonormativität« auf eine Bedeutung hin, die zu explizieren wäre als: Homosexualität ist normativ, Homosexualität ist die Norm. Das ist bei Duggan jedoch nicht gemeint, wie sie in einer Anmerkung klarstellt.⁶⁴ Während der Begriff Heteronormativität besagt, dass Heterosexualität normativ ist, will der Begriff Homonormativität, wie ihn Duggan einführt, keineswegs behaupten, dass Homosexualität die Norm sei, sondern vielmehr, dass eine bestimmte an der Heteronormativität orientierte Form von Homosexualität innerhalb der Gruppe der Homosexuellen normativ sei. Die strukturelle Parallelität der beiden Wörter Heteronormativität und Homonormativität ist also irreführend.⁶⁵

Als nächstes hat Halberstam 2005 den Terminus »Metronormativität« eingeführt. Er bezieht sich mit diesem Begriff auf bestimmte Strukturen, die sich in Coming-Out-Erzählungen wiederholen und LSBTI-Identitäten strukturieren: »Such narratives tell of closeted subjects who ›come out‹ into an urban setting, which in turn, supposedly allows for the full expression of the sexual self in relation to a community of other gays/lesbians/queers. The metronormative narrative maps a story of migration onto the coming-out narrative.«⁶⁶ Queere Migrationsbiografien sind ein verbreitetes Phänomen.⁶⁷ Als Erzählungen von Migration in die Stadt sind sie tief ins kulturelle Gedächtnis der Homosexuellen eingelassen. Das Wort »Metronormativität« selbst scheint zu besagen, dass das Leben in der bzw. die

63 Duggan (wie Anm. 39).

64 Ebd., S. 179, Anm. 4.

65 Wolf: Stonewall (wie Anm. 40), S. 137f. Vgl. auch die an diesem Punkt ähnliche Kritik an Duggans Begriff bei Sabine Hark/Mike Lauffenberg: Sexualität in der Krise. Heteronormativität im Neoliberalismus. In: Erna Appelt/Angelika Wetterer (Hg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Münster 2013, S. 227–245, hier S. 232f.

66 Judith [Jack] Halberstam: In a Queer Time and Place: Transgender Bodies, Subcultural Lives. New York/London 2005, S. 36f.

67 Dirck Linck: Die Politisierung der Scham. Didier Eribons »Rückkehr nach Reims«. In: Merkur, 70. Jg., H. 808 (September 2016), S. 34–47.

Migration in die Metropole normativ sei – man darf ergänzen: normativ für LSBTs.

Schließlich hat Freeman 2010 den Begriff »Chrononormativität« geprägt. Er soll bestimmte zeitliche Strukturen von heteronormativen Erzählungen beschreiben, etwa die kulturell standardisierte Abfolge von Geburt, Heirat und Familiengründung.⁶⁸ Als Terminus ist dieser letzte der am schlechtesten konstruierte. Denn zwar können bestimmte Repräsentationen von Zeit normativ sein, die Zeit (*chronos*) selbst jedoch sicher nicht.

In das verworrene Gefüge von Normativitätsbegriffen, die hinter den queeren »Normativitäten« stehen, lässt sich mit Jürgen Links Studie »Versuch über den Normalismus« (1997) Licht bringen. Dort erforscht der Diskurstheoretiker Link die Äußerungen, die sich im 20. Jahrhundert mit dem Komplex »normal«, »Normalität«, »normalisieren«, »Normalisierung«⁶⁹ verbinden. Er vertritt die These, dass dieser Komplex um die Normalität für das 20. Jahrhundert und vor allem für das späte 20. Jahrhundert zentral sei. Dies sei in dem Umstand begründet, dass »Normalität« »hartnäckig im toten Winkel der theoretischen Reflexion verharrt«.⁷⁰ Der Komplex »normal« sei also deshalb so mächtig, weil niemand so genau wisse, was damit gemeint sei. Ich möchte behaupten, dass sich das gleiche für die queertheoretische Verwendung des Begriffs der »Normativität« sagen lässt.

Link trifft eine wichtige Unterscheidung. Die Begriffe »Normalität« und »Normativität« gehen zweifellos auf ein und dieselbe etymologische Wurzel zurück, auf das lateinische *norma*, das im buchstäblichen Sinn »Winkelmaß« und im Übertragenen Sinn »Maßstab« und »Regel« bedeutet.⁷¹ Doch es handele sich, so Link, um zwei voneinander unterschiedene Bedeutungskomplexe. Er spricht von einer »sprachlichen Verzweigung«. Einerseits gebe es den Zusammenhang zwischen der Rechtsnorm, also einer gesetzlichen Regelung, dem Adjektiv »normativ« und dem Substantiv »Normativität«. Andererseits gebe es den Zusammenhang zwischen »normal«, »Normalität«, »Normalisierung« und der Industrienorm. Während eine Rechtsnorm durch einen politischen Willensakt gesetzt werde,

68 Elizabeth Freeman: Time Binds. Queer Temporalities, Queer Histories. Durham/London 2010, S. 3-7.

69 Jürgen Link: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen 1997, S. 15.

70 Ebd.

71 Charlton T. Lewis/Charles Short: A Latin Dictionary, s. v. *norma*, <http://www.perseus.tufts.edu/hopper/text?doc=norma&fromdoc=Perseus%3Atext%3A1999.4.0059> [letzter Zugriff am 26.11.2018].

ergebe sich eine Industrienorm aus dem, was produziert wird. Man versucht, etwas Ordnung ins Chaos der produzierten Waren zu bringen, indem man sich ansieht, was es gibt, und etwas als Norm annimmt, was ungefähr in der Mitte liegt. Der Begriff der Normalität bezieht sich also auf Verhältnisse, die nicht gesetzt sind, sondern die, wie in einer statistischen Normalverteilung, vorgefunden werden. Die beiden auf das lateinische *norma* zurückgehenden Komplexe sind also sehr unterschiedlich. Link nennt als zentrales Beispiel für einen normativen Satz Immanuel Kants kategorischen Imperativ. Dagegen führt er als den »kategorischen Imperativ« des Normalismus an: »Betrachtet als normal, was von anderen als normal betrachtet werden könnte.«⁷²

Das Verhältnis zwischen Normativität und Normalität sei, so Link, nicht parallel. Die beiden Komplexe arbeiteten in gewisser Weise gegeneinander. Ein normativer Imperativ beanspruche immer eine Art »Sonderrolle«. Diese Sonderrolle könne dazu führen, dass jemand, der sich an einen normativen Imperativ hält, in einen nicht mehr normalen Bereich gerät.⁷³ Wer streng normativ lebt, ist alles andere als normal. Und im Umkehrschluss kann man sagen: Was normal ist, ist noch lange nicht normativ – ganz im Gegenteil: Das Normale tendiert vielmehr dazu, Normen zu brechen.

Normalität funktioniere nun, so Link weiter, ganz anders als Normativität. Normativität treffe Entscheidungen, indem sie entweder bejahe oder verneine. Dazwischen gebe es nichts. Dagegen lebe Normalität davon, dass sie grundsätzlich ein Kontinuum zwischen Normalität und Anormalität annehme. Es handele sich bei dem, was »normal« sei, grundsätzlich und prinzipiell um Grade des Normalen.⁷⁴

Handelt es sich bei der Heteronormativität der Queer Theory um Normativität in Links Sinn? Der Begriff muss, wenn er sinnvoll sein soll, sowohl eine normative als auch eine normalistische Dimension umfassen. Warner versteht als »heteronormativ« hauptsächlich etwas, was man mit Link »heteronormal« nennen müsste: die Annahme, die meisten Menschen seien heterosexuell und Heterosexualität sei deshalb normal; und weiter die Behauptung, dass Homosexualität vielleicht in manchen Fällen akzeptabel, aber noch lange nicht normal sei. Aber man muss diese Ansicht um ein Beharren auf dem normativen Gehalt erweitern und insofern Warners Begriffsprägung aus Link'scher Perspektive auch rechtgeben. Denn es gibt in modernen Gesellschaften Normen der Heterosexualität

⁷² Link (wie Anm. 69), S. 16 f., Zitat S. 16.

⁷³ Ebd., S. 17.

⁷⁴ Ebd., S. 21.

in dem starken Sinn, in dem Link die Kette »Rechtsnorm« – »normativ« – »Normativität« fasst. Das fängt, wie zu Beginn dieses Aufsatzes erläutert, beim Personenstandsrecht an, das Zweigeschlechtlichkeit nicht als normal, sondern als Norm setzt. Gleches galt bis vor kurzem für die Ehe, in der Zwangsheterosexualität verrechtlicht war. Man kann also sagen, dass im Falle dessen, was Warner und die Queer Theory »Heteronormativität« nennen, heteronormale auf heteronormative Aspekte bezogen sind. Diese beiden Aspekte können in Widerspruch geraten, wenn die normative Grundlage fragwürdig wird. Das ist z. B. in der amerikanischen Rechtsprechung geschehen, die, weil sie die Normen der Verfassung ernstnehmen musste, gegen die Normalität der Heterosexualität normativ einen Abbau von Heteronormativität betreiben und schließlich die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare öffnen musste.⁷⁵ Es ist festzuhalten, dass dadurch Heteronormativität abgebaut und keineswegs so etwas wie »Homonormativität« befördert wurde. Dass durch die Liberalisierung des Ehrechts für LSBTIs der Druck zu heiraten zunehme, bleibt bislang eine queertheoretische Behauptung.

Während in der »Heteronormativität« heteronormale auf heteronormative Elemente bezogen sind, kann man das von den anderen »Normativitäten« der Queer Theory nicht sagen. Aus der Perspektive Links sind »Homonormativität«, »Metronormativität« und »Chrononormativität« falsche Termini. Es wäre korrekt, von den Dimensionen – u.a. räumlichen und zeitlichen – der Normalisierung von Homosexualität zu sprechen. Denn es gibt keine verbindliche Norm, die Schwulen vorschreibt, sich Muskeln anzutrainieren, gut zu verdienen und Kinder zu adoptieren. Es gibt keine verbindliche Norm, die Lesben vorschreibt, in die Stadt oder in die Landkommune zu ziehen. Und es gibt sicherlich keine verbindliche Norm, die gemobbten Teenagern eine Verbesserung ihrer Situation »von Rechts wegen« in Aussicht stellt. *It gets better* ist leider ein Versprechen und keine normative Aussage. All diese Imperative, die LSBTIs alltäglich treffen, sind Elemente von Normalisierung, nicht von Normativität. Erst wenn sie als solche erkannt werden, kann ihre repressive Gewalt adäquat analysiert werden. Wenn die Beiträge von Halberstam und Freeman im Einzelnen auch Strukturen der Identitätsformation von LSBTIs richtig beschreiben, so schließen sie in ihren ungenauen terminologischen Konstruktionen doch zugleich an Duggans Wendung gegen eine bestimmte Gruppe von LSBTIs an. Im Effekt stellt der mit Duggan einsetzende Wettlauf um das Kartographieren neuer »Normativitäten« die herausgeho-

75 Bahners (wie Anm. 14).

bene, Gesellschaft fundamental strukturierende Bedeutung von Zwangsheterosexualität und Patriarchat in Frage.

Das Lager der multiplizierten Normativitäten stellt deshalb das Bindeglied zwischen antisozialem und kommunitaristischem Lager dar, weil es mit diesen Lagern jeweils einen Aspekt teilt. Wie das kommunitaristische Lager grenzt sich das Lager der multiplizierten Normativitäten von den homosexuellen Bürger_innen ab. Denn jeder der Normativitätsbegriffe lässt sich gegen die – nun eben als homonormativ, metronormativ, chrononormativ angreifbaren – urbanen bürgerlichen Homosexuellen und Trans- und Intergeschlechtlichen einsetzen. Mit dem antisozialen Lager teilt das Lager der multiplizierten Normativitäten dagegen die Affirmation des Negativen. Wie Edelman den Todestrieb feiert, so tendieren die Entdecker_innen neuer Normativitäten und die an ihre Terminologie anschließenden dazu, die objektiven Vorteile eines Lebens in gesicherten ökonomischen Verhältnissen, in der Stadt und in entwickelten Gesellschaften nicht als solche zu benennen, sondern proletarische, rurale und traditionelle Lebenswelten auch dann zu adeln, wenn sie den LSBTIs-Subjekten als Elend entgegentreten, dem Abhilfe zu schaffen wäre. Halberstam etwa betont immer wieder die »immensely complex relations that make rural America a site of horror and degradation in the urban imagination«.⁷⁶ Sein Interesse gilt nicht dem ländlichen Elend, sondern der urbanen Imagination. Im Rahmen der Diskussion des Mordes an dem Transgender Brandon Teena 1993 im ländlichen Nebraska fällt bei Halberstam der Satz: »Some queers need to leave home in order to become queer, and others need to stay close to home to preserve their difference.«⁷⁷ Teena hätte offensichtlich vor seinen Mörtern fliehen müssen, um nicht nur seine Differenz, sondern, als ihre Voraussetzung, sein Leben zu bewahren. Der vordergründig alles akzeptierende Satz von der Unterschiedlichkeit der LSBTIs privilegiert das Interesse an einer Dekonstruktion der urbanen Imagination gegenüber dem Leben der Opfer. Mit der Haltung ländlicher LSBTIs, die Zuhause bleiben wollen, akzeptiert er das ländliche Elend gleich mit.

Erklärungsansätze für die antiemanzipative Wende in der Queer Theory

In seinem Aufsatz über »Traditionelle und kritische Theorie« von 1937 macht Max Horkheimer darauf aufmerksam, dass das Wissen, das im ge-

⁷⁶ Halberstam: Time (wie Anm. 66), S. 27.

⁷⁷ Ebd.

sellschaftlichen System Wissenschaft produziert wird, von der Gesellschaft nicht unabhängig sein kann: »Der Gelehrte und seine Wissenschaft sind in den gesellschaftlichen Apparat eingespannt, ihre Leistung ist ein Moment der Selbsterhaltung, der fortwährenden Reproduktion des Bestehenden, gleichviel, was sie sich selbst für einen Reim darauf macht.«⁷⁸ In einer solchen ideologiekritischen Perspektive hat wissenschaftliche Theorie eine Legitimationsfunktion für bestehende gesellschaftliche Verhältnisse. Vor diesem Hintergrund möchte ich thesenhaft einen Erklärungsansatz für die Strukturierung des Feldes in seiner chronologischen Entwicklung vorschlagen: Die Queer Theory erfüllt die von Horkheimer angesprochene Legitimationsfunktion, indem sie sich opportunistisch ihren Platz erkämpft und sich in paradoxen Reaktionen ausdifferenziert.

Mit meinem Plädoyer für eine kritische Geschichtsschreibung der Queer Theory geht es mir keinesfalls darum, Geleistetes für nichtig zu erklären. Neben der oben angesprochenen theoretischen Arbeit an der genealogischen Kritik an Identitäten möchte ich besonders zwei dieser Leistungen hervorheben: Die frühe Queer Theory hat nachdrücklich auf die Dialektik hingewiesen, die darin besteht, dass wer als Frau, Schwuler, Transperson usw. für seine_ihre Emanzipation streitet, damit zugleich die repressive Kategorie affiniert. Allerdings muss hinzugefügt werden, dass die Queer Theory diese Einsicht schon immer zum Anlass nahm, die Emanzipation selbst zu verabschieden. Nach Butlers Verständnis lassen sich die Unterdrückten nicht emanzipieren, ohne die Unterdrückenden zu emanzipieren.⁷⁹ Symptomatisch hierfür ist die Ersetzung des Begriffs der Emanzipation durch den der Subversion in weiten Teilen der Queer Theory.

Zweitens hat die Queer Theory für die Literaturwissenschaft textzentrierte Lektüremethoden zur Erforschung des Zusammenhangs von Geschlecht, Sexualität und Literatur bereitgestellt, die eine Alternative zu autor_innenzentrierten Ansätzen mit deren Wiedereinschreibung homosexuellenfeindlicher Epistemologie darstellen.⁸⁰ Diese Leistungen der Queer Theory, die beinahe sämtlich in der protoqueeren und der Pionierphase erbracht wurden, gilt es anzuerkennen. Doch sie sind zugleich selbst schon auf den Keim der antiemanzipativen Wende um 2007 hin zu untersuchen.

⁷⁸ Max Horkheimer: Traditionelle und kritische Theorie. In: ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 4, Hg. von Alfred Schmidt. Frankfurt a.M. 1988, S. 162–225, hier S. 170.

⁷⁹ Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M. 1991, bes. S. 141 f.

⁸⁰ Vgl. zusammenfassend Benedikt Wolf: *Penetrierte Männlichkeit. Sexualität und Poetik in deutschsprachigen Erzähltexten der literarischen Moderne (1905–1969)* (Literatur – Kultur – Geschlecht, Bd. 72). Köln/Weimar/Wien 2018, S. 38–48.

Der Einsatz der Queer Theory um 1990 fügt sich in einen generellen Paradigmenwechsel der Geistes- und Sozialwissenschaften. Auf das Ende des Systemgegensatzes reagiert die Theorie opportunistisch mit der Abwicklung derjenigen Theorie, die dem von Francis Fukuyama ausgerufenen »Ende der Geschichte« etwas entgegenzusetzen hätte, des Marx'schen Materialismus und der Kritischen Theorie, und mit der Affirmation des Poststrukturalismus als einzig möglichem Bezugsrahmen. In dieser Sicht hat die Queer Theory die Funktion erfüllt, den Poststrukturalismus als die zeitgenössische wissenschaftlich-ideologische Formation – eine Formation, die die politökonomischen Verhältnisse nicht in Frage stellt, sondern, stets nur ihre Repräsentationen dekonstruiert – im Bereich der Diskussionen um Geschlecht und Sexualität erfolgreich durchzusetzen.

Die Entfaltungsphase der Queer Theory setzt meiner Analyse nach 1997 ein. Um dieses Jahr ist ein Epochenumbruch nicht in der politischen Geschichte, doch in der Geschichte der Sexualität und ganz besonders der schwulen Sexualität zu verzeichnen. Denn ein Jahr vorher war die Kombinationstherapie eingeführt worden, durch die von nun an eine HIV-Diagnose kein Todesurteil mehr war, sofern man sich die Therapie leisten konnte. Die rasante Entwicklung in der HIV-Therapie und -Prävention setzte sich mit dem Statement der Schweizerischen Eidgenössischen Kommission für Aidsfragen von 2008 fort, nach dem kondomloser Sex mit einer infizierten Person, deren Virenlast durch die Therapie unter der Nachweisgrenze liegt, kein Infektionsrisiko darstellt. Die Zulassung eines HIV-Medikaments zur Präexpositionsprophylaxe (PrEP) 2012 in den USA (2016 in Deutschland) nimmt schließlich ein großes Maß an Belastung vor allem von der schwulen Sexualität.⁸¹ Die Dringlichkeit, gegen Heteronormativität vorzugehen, verliert mit den medizinischen Entwicklungen eine Komponente letaler Bedrohung⁸² – eine Gründungserzählung der Queer Studies. In der Entfaltungsphase zeigt sich zudem eine kontinuierliche Verbesserung der Rechtslage von Homosexuellen im Westen. »In dieser Situation«, schreibt Vukadinović, »begannen queere Theoretiker

- 81 Der Aktivist John Byrne bringt diesen Umstand auf die griffige Formel: »PrEP [...] returns us to an era where we no longer have to regard each other primarily as potential carriers of disease«, John Byrne: When Condoms Aren't Enough. Critics of the HIV-prevention pill say it's not as good as safe sex. That's a false comparison, and a dangerous one. In: The Atlantic, 1.12.2015, <https://www.theatlantic.com/health/archive/2015/12/truvada-hiv-prep-stigma/418119/> [letzter Zugriff am 26.11.2018].
- 82 Letal bedroht bleiben LSBTs dennoch vielerorts, in den Konzentrationslagern Tschetscheniens, im Einflussgebiet des politischen Islam, in afrikanischen Ländern, in denen Homosexuellenfeindlichkeit staatlich befördert wird, aber auch in den Ländern des Westens, in denen immer wieder Opfer homosexuellen- und transfeindlicher Gewalt zu beklagen sind.

alsbald, untereinander um die radikalste Position zu konkurrieren«.⁸³ Auf die Minderung der letalen Bedrohung durch AIDS und das Nachlassen der Homosexuellenfeindlichkeit im Westen reagiert die Queer Theory paradox, indem sie sich, wie an Duggans Konzept der »Homonormativität«, dem antisozialen Lager und der Multiplikation der Normativitäten sichtbar wird, gegen bestimmte Gruppen der LSBTIs wendet.

Ähnliches lässt sich für die durch Puars »Terrorist Assemblages« eingeleitete Wende zur antiemanzipativen Phase ab 2007 sagen. Auf die Bedrohung der westlichen Freiheiten durch den international agierenden Islamismus reagiert die Theorie nicht, indem sie die mangelnde Durchsetzung universeller Freiheitsrechte im Westen und in den islamisch geprägten Ländern des Nahen Ostens kritisiert. Sie reagiert paradox, indem sie nicht mit Mayer die mangelnde Durchsetzung der Aufklärung im emphatischen Sinne kritisiert, sondern die westlichen Freiheiten, vor allem die Freiheit, sich als vergesellschaftetes Individuum und nicht als vergemeinschaftetes Kollektivwesen zu verstehen,⁸⁴ angreift und den Islamismus von der Kritik ausnimmt.

Für die paradoxen Reaktionen der Queer Theory lässt sich über sozi-alpsychologische und strukturelle Gründe spekulieren. Bei der konstant radikalierten Wendung gegen die westlichen Schwulen und Lesben, die eine Entsolidarisierung mit den LSBTIs des globalen Südens beinhaltet, handelt es sich nach Tjark Kunstreichs Analyse um eine Form von Homosexuellen- und Transfeindlichkeit, die in schlechter linker Tradition die Homosexuellen und Transmenschen mit der westlichen Dekadenz identifiziert.⁸⁵ Bei dem Drang, sich in der Radikalität der Positionen gegenseitig zu überbieten, handelt es sich dagegen wohl um das Konkurrenzgebaren akademischer Wissensproduzent_innen, die in einem wettbewerbsförmig organisierten Feld ihre Haut zu Markte tragen.

Die Homo- und Transfeindlichkeit ist nicht abgeschafft. Sie feiert sowohl im Nahen Osten als auch in den nach rechts rückenden Demokratien des Westens eine Renaissance. Eine wissenschaftliche Kritik an ihr ist nicht obsolet geworden – ganz im Gegenteil. Eine solche kritische Theorie findet sich in den heutigen Queer Studies kaum mehr. Die kritische wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Patriarchat, Zwangsheterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit sollte sich auf den antinormativen Impetus

83 Vukadinović: Antizionistin (wie Anm. 22).

84 Vgl. Benedikt Wolf: Zündstoffe. Queere Positionen und Kritik. In: Siegessäule, H. 6/2018, S. 18.

85 Tjark Kunstreich: Wovon gesprochen und was verschwiegen wird. In: ders.: Dialektik der Abweichung. Über das Unbehagen in der homosexuellen Emanzipation. Hamburg 2015, S. 129–133.

der Zeit um 1990, vor der »Normalisierung der Queer Theory«, zurückbesinnen. Aber sie sollte den seit 2007 im Feld hegemonial gewordenen Kulturrelativismus korrigieren und ihre Analysen in den Horizont eines differenzierten, sich seiner Geschichtlichkeit bewussten Universalismus stellen.⁸⁶

Die derzeitigen radikalen Vertreter_innen der Queer Studies wie Butler und Puar meinen, das Bestehende radikal zu kritisieren. Doch sie ergreifen nur Partei für die konformistische Auflehnung gegen »die da oben«. Eine kritische Transformation des Feldes müsste es resexualisieren und respezifizieren und in der Kritik an sexuellen Verhältnissen aufs Ganze gesellschaftlicher Totalität gehen. Denn die gesellschaftliche Totalität ist ebenso wenig ohne ihre sexuelle Vermittlung fassbar wie die Sexualität ohne ihre gesellschaftliche Rahmung.

86 In diese Richtung weist der Sammelband Vukadinović (Hg.): *Freiheit ist keine Metapher* (wie Anm. 44).

Im Gespräch

Konflikte im schwulen Imperium

Über die psychoanalytische Homosexualitätstheorie

von Judith Le Soldat

PATRICK HENZE
im Gespräch mit der Psychoanalytikerin
und Geschlechterforscherin
Monika Gsell

Auf ihrer Suche nach dem Grund zur Homosexualität formulierte die Zürcher Psychoanalytikerin Judith Le Soldat (1947-2008) Grundlagen zum Verständnis spezifischer Konflikte im Bereich der Homo- und Heterosexualität. Eine Essenz ihrer Analyse lautet, dass die Homosexualität im Sinne einer sexuellen Orientierung eine »normale, eigengesetzliche und konsequente Entwicklung«¹ darstellt. Le Soldat knüpft an Sigmund Freuds Triebtheorie an und eröffnet damit ein radikal neues Verständnis von Sexualität und sexuellen Phantasien.

Die Psychoanalytikerin Monika Gsell ist mit dem Nachlass der 2008 verstorbenen Le Soldat betraut und gibt aktuell die Werkausgabe in fünf Bänden im frommann-holzboog Verlag heraus.² Gsell war an der Einrichtung des Lehrstuhls für Gender Studies an der Universität Zürich beteiligt und ist dort als wissenschaftliche Mitarbeiterin beschäftigt. Als praktizierende Psychoanalytikerin arbeitet sie klinisch u.a. mit den Ansätzen Le Soldats. In ihrer Wohnung mit einem wunderschönen Blick über Zürich berichtete sie von ihrer Zusammenarbeit mit Le Soldat und gab einen Einblick in das umfangreiche theoretische Werk. Patrick Henze und Monika Gsell kennen sich aus gemeinsamer Arbeit; für die Dokumentation dieses Gesprächs, das am 9. Juni 2018 stattfand, ist die Du-Form beibehalten worden.

- 1 Judith Le Soldat: Werkausgabe, Bd. 1: Grund zur Homosexualität. Vorlesungen zu einer neuen psychoanalytischen Theorie der Homosexualität. Aus dem Nachlass hg. von der Judith Le Soldat-Stiftung. Kritisch ediert, kommentiert und eingeleitet von Monika Gsell. Stuttgart-Bad Cannstatt 2015, S. 29.
- 2 Bisher sind erschienen: Bd. 1: Grund zur Homosexualität (wie Anm. 1) und Bd. 2: Land ohne Wiederkehr. Auf der Suche nach einer neuen psychoanalytischen Theorie der Homosexualität. Aus dem Nachlass hg. von der Judith Le Soldat-Stiftung. Kritisch ediert, bearbeitet, kommentiert und eingeleitet von Monika Gsell. Stuttgart-Bad Cannstatt 2018.

Judith Le Soldat, Monika Gsell und die Zürcher Psychoanalyse

Seit mehreren Jahren beschäftigst du dich mit der Theorie von Judith Le Soldat und verwaltest ihren Nachlass. Gerade publizierst du eine Werkausgabe ihrer Texte. Was an ihrem Werk hat die Leidenschaft geweckt, dich derart mit ihr zu beschäftigen?

Ich arbeitete in den 1990er Jahren an meiner Dissertation zur Darstellung des weiblichen Genitals im abendländischen Raum. Für die Publikation wollte ich ein neues Schlusswort schreiben. Es sollte keine akademische Zusammenfassung sein, wie in der Dissertation, sondern die Essenz meiner Arbeit formulieren: darlegen, zu welchen Erkenntnissen ich durch die Arbeit gekommen bin, die mir über das rein Kulturhistorische hinaus, für das Hier und Jetzt, für mich als Frau, subjektiv und in feministischer Perspektive, relevant erschienen. Aber es ging nicht. Ich konnte dieses Schlusswort, das ich im Kopf hatte, nicht schreiben, ich war völlig blockiert. Bis meine Analytikerin zu mir sagte: »Lesen Sie doch mal Le Soldats Theorie des menschlichen Unglücks.« Das habe ich gemacht – und dies war für mich schlicht eine Offenbarung! Noch nie zuvor in meinem Leben ist mir ein Buch in die Hände gekommen, das die Fragen, die mich selbst existenziell beschäftigten, nicht nur aufgriff, sondern auf eine so überzeugende und horizenterweiternde Art und Weise behandelte und beantwortete.

Worum sollte es in dem Schlusswort gehen?

Ausgangspunkt meiner Dissertation war die Frage, was die subjektive Befindlichkeit von Frauen in unserer Gesellschaft mit dem – kulturell vermittelten – Verhältnis zu ihrem anatomischen Geschlecht zu tun haben könnte: Was »macht es« mit den Frauen, dass das weibliche Genitale in unserer Kultur entweder gar nicht dargestellt wird – oder wenn, dann in krass entstellender, abwertender, monströser Form? Welche kulturell wirksamen, unbewussten Phantasien und Annahmen manifestieren sich in diesen Darstellungen, und gibt es zwischen diesen Phantasien und der subjektiven Befindlichkeit von Frauen einen Zusammenhang? Dass Frauen zum Beispiel ein tendenziell unsichereres Selbstwertgefühl haben als Männer, sich eher unterschätzen als überschätzen, schneller bereit sind, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen, etc.: Hängt das mit diesen Darstellungen zusammen, die es den Frauen erschweren, ihr Genitale und damit ihre Weiblichkeit positiv zu besetzen? Im Verlaufe meiner Forschungsarbeit wurde mir immer klarer, dass das damals noch weitverbreitete feministische Denkmodell »Frauen leiden an den (kulturell vermit-

telten) Phantasien der Männer« zu kurz greift und vor allem: den Frauen nichts nützt, weil es sie in der Opferposition festschreibt und die Auseinandersetzung mit den eigenen Phantasien, Konflikten und Blockierungen verstellt. Darum sollte es im Schlusswort gehen: um die genuin weiblichen unbewussten Phantasien und Konflikte im Verhältnis von Frauen zu ihrem Geschlecht.

Le Soldats Buch beantwortete mir nicht nur die Frage, inwiefern das subjektive Selbstgefühl von Frauen – und natürlich auch von Männern – mit ihrem Genitale zusammenhängen könnte. Es gab mir auch ein theoretisch-methodisches Instrumentarium in die Hand, um diese und weitere grundlegende Fragen rund um Geschlecht, Sexualität und Subjektivität zu erforschen – und dieses Instrument ist die psychoanalytische Triebtheorie. Die Triebtheorie – so, wie Le Soldat sie verstand und praktizierte – erlaubt es, die materielle Gegebenheit der anatomischen Geschlechtsdifferenz in ihrer je subjektiven Bedeutung zu verstehen, ohne – das ist entscheidend – in die Falle des Biologismus oder des Essentialismus zu fallen. Der »Trick« dabei ist: Die Triebtheorie beschäftigt sich nicht mit der Anatomie *per se*, sondern mit dem, was die Anatomie für die Psyche *bedeutet*, das heißt mit den Forderungen, die die Psyche an den Körper stellt, den Konflikten, die sich daraus ergeben und den Phantasien und Symptombildungen, mit denen die Psyche versucht, die Konflikte zu bewältigen.

Warst du zu dem Zeitpunkt schon Psychoanalytikerin?

Nein, die Dissertation habe ich in Germanistik geschrieben. Ich beschäftigte mich aber schon während des Studiums mit psychoanalytischen Theorien, und die Psychoanalyse war für meine Dissertation und die Fragen, die ich damit bearbeiten wollte, von Anfang an ein wichtiger Referenzpunkt. Richtig verstanden habe ich die Dinge aber erst, nachdem ich Le Soldats Theorie kennengelernt hatte. Das war für mich die Initialzündung für meine Entscheidung, Psychoanalytikerin zu werden. Ich wollte sie kennenlernen, bei ihr sozusagen zur Schule gehen – zunächst primär, um das unglaubliche feministische und gendertheoretische Potenzial, das ich in ihrer Theorie erkannte, für die Formulierung einer psychoanalytischen Gender-Theorie nutzen zu können. Das hieß konkret: Ich wollte zu ihr in Supervision gehen. Und dafür musste ich Psychoanalytikerin werden.

Und das hast du dann durchgezogen?

Ja. Ich machte die Analyseausbildung, und in dem Moment, als ich mit Patienten zu arbeiten anfing, rief ich sie an und sagte ihr, dass ich gerne zu ihr in die Supervision gehen möchte.

Wie kann man sich das als Nicht-Psychoanalytiker vorstellen? Habt ihr euch dann persönlich kennengelernt, auch außerhalb der Supervision?

Nein. Das war eine absolut streng professionelle Angelegenheit.

Aber Le Soldat übergab dir ihren Nachlass. Wie kam es dazu?

Ein entscheidender Punkt war möglicherweise, dass ich sie im Frühjahr 2006 dazu eingeladen hatte, an der Universität Zürich im Bereich Gender Studies eine Vorlesung zu halten. Obwohl sie zu diesem Zeitpunkt schon sehr krank war, hat sie sich über die Einladung sehr gefreut und wollte den Lehrauftrag unbedingt annehmen. Im Nachhinein denke ich, dass sie diese Vorlesung als Chance verstand, vieles von dem noch auf den Punkt zu bringen, was sie seit ihrer letzten großen Veröffentlichung theoretisch weiterentwickelt, aber noch nicht systematisch ausformuliert hatte. Sie hatte wohl deshalb von Anfang an auch geplant, die Vorlesung zu publizieren. Ich sollte sie dabei unterstützen: zuerst bei der technischen Vorbereitung der Vorlesung, dann bei der Suche nach einem Verlag und der Publikation. So war ich also schon damals nicht mehr nur ihre Supervisandin, sondern gewissermaßen auch ihre wissenschaftliche Assistentin. Das spielte möglicherweise eine Rolle dafür, dass sie meine Betreuung des Nachlasses testamentarisch verfügte.

Zu Le Soldats Arbeit in Zürich: Das Psychoanalytische Seminar Zürich (PSZ) hat sich aus einem gesellschaftskritischen Impuls heraus, aus dem »Kränzli« um Fritz Morgenthaler und Paul Parin gegründet ...

... also, das ist eine komplizierte Geschichte!

Es ist jedenfalls für Diskursfreude bekannt – dafür, dass dort gerne scharf diskutiert wird.

Worauf du ansprichst, bezieht sich auf die turbulente Entstehungsgeschichte des heutigen PSZ als eines autonomen, von der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse (SGP) und der IPV (Internationalen psychoanalytischen Vereinigung) unabhängigen Ausbildungsinstituts. Das ist 1977 entstanden, in Folge eines Konfliktes zwischen der SGP und dem PSZ.



Abb. 1: Monika Gsell in ihrer Zürcher Wohnung

Gegründet wurde es von dem von dir erwähnten »Kränzli« aber bereits 1958, und zwar als Ausbildungsinstitut der SGP, in der sich Morgenthaler und Parin auch durch die Übernahme von Leitungsfunktionen engagierten. Zum Konflikt kam es, weil eine Mehrheit am PSZ im Zuge der 68er-Bewegung immer stärker gegen die streng reglementierten, hierarchischen und autoritären Ausbildungsstrukturen opponierte, die die IPV vorgab. Man führte basisdemokratische Strukturen ein, womit die Hierarchie zwischen Ausbildenden und Auszubildenden aufgebrochen wurde. Das führte schließlich zur Abspaltung des PSZ von der SGP. Die SGP-treuen Mitglieder des PSZ wechselten in einer Nacht- und Nebelaktion die Schlösser zu den Räumen des PSZ aus und gründeten in diesen Räumen unter dem Namen »Freud-Institut Zürich« ein neues SGP-Ausbildungsseminar. Das PSZ suchte sich neue Räume und etablierte dort ein von der SGP und der IPV unabhängiges Ausbildungsinstitut. Es ist heute das größte schweizerische Ausbildungsinstitut für Psychoanalyse und immer noch basisdemokratisch organisiert.³

3 Nachzulesen sind die Details zu dieser turbulenten Geschichte auf der Website des PSZ

Stand Le Soldat in dieser Tradition linker Psychoanalytiker?

Ja, ich denke, das entsprach ihrem Selbstverständnis. Das kommt auch in ihrem ersten Buch⁴ zum Ausdruck, das sprachlich noch stark im Geiste der psychoanalytischen Gesellschaftskritik verankert ist. Sie war auch Schülerin von Morgenthaler und Parin. Das war vermutlich wichtiger für die Entwicklung ihres theoretischen Werkes: dass sie in dieser Genealogie von Morgenthaler und Parin stand, in der die Triebtheorie eine zentrale Rolle spielte.

Ist das etwas, was man als »typisch Zürcher Psychoanalyse« bezeichnen kann?

Ja, diesen engen Bezug zur Triebtheorie würde ich schon als spezifisch bezeichnen für das PSZ der 1970er und auch noch der 1980er Jahre. Heute spielt die Triebtheorie am PSZ aber nicht mehr die »führende Rolle«. Das PSZ ist ja auch bekannt dafür, dass alle möglichen verschiedenen Richtungen nebeneinander Platz haben und sich auch immer wieder um gegenseitige Verständigung bemühen. Die Lacanianer, die Kleinianer, die Objektbeziehungstheoretiker ...

Wurden und werden Le Soldats Texte denn in diesem Umfeld rezipiert? Und welche Resonanz fanden sie? Ihre Deutungen sind ja zum Teil eigenwillig, und sie steigt mit dem Ungewöhnlichsten immer direkt ein. Danach kommen die logischen Schritte. »Land ohne Wiederkehr«⁵ beginnt wie ein Roman. Wie wurden die Texte innerhalb der Psychoanalyse aufgenommen?

In Zürich gab es schon in den 1990er Jahren einen kleinen Kreis von Leuten, die bei ihr in Psychoanalyse und in Supervision waren, ihre Theorie rezipierten, damit klinisch arbeiteten und auch in Seminaren und Vorträgen vermittelten. Das war damals aber ein sehr kleiner Kreis, über den hinaus sie, soviel ich weiß, wenig wahrgenommen wurde. In der psychoanalytischen Literatur jedenfalls wurde sie nicht rezipiert. Allerdings habe ich, seitdem ich mit der Werkausgabe beschäftigt bin, auch immer wieder die Erfahrung gemacht, dass man sie in Deutschland durchaus wahrge-

(siehe insbesondere die beiden dort abrufbaren Artikel von Thomas Kurz und Nicole Burgermeister): <http://www.psychoanalyse-zuerich.ch/geschichte> [letzter Zugriff am 7.10.2018].

⁴ Judith Le Soldat: Freiwillige Knechtschaft. Masochismus und Moral. Frankfurt a.M. 1989.
⁵ Le Soldat: Land ohne Wiederkehr (wie Anm. 2).

nommen hat. So habe ich etwa eine E-Mail bekommen von jemandem aus Norddeutschland, der ab und zu nach Zürich reiste, um zu ihr in Supervision zu gehen. Er war total schockiert, als er erfuhr, dass sie gestorben ist. Und auf einer Tagung erzählte mir ein deutscher Kollege, dass er immer zu Le Soldat in die Supervision gehen wollte und sich nie getraut hat. Er habe gedacht, sie sei so eine Diva und habe ganz bestimmt überhaupt keine freie Kapazität. Mir fällt auch immer wieder auf, dass man sie insbesondere im Kreis von homosexuellen Psychoanalytikern wahrgenommen hat, dies wohl vor allem dank ihres in der »*Psyche*« erschienenen Artikels »Der Strich des Apelles«.⁶

Ihre Vorlesung, durch die sie ja nun wieder im Gespräch ist, beginnt Le Soldat mit einer deutlichen Kritik.⁷ Sie führt eine Auseinandersetzung mit Volkmar Sigusch an. Spiegelte sich diese Schärfe auch ein Stück weit in ihrem Auftreten wider?

Ja, ich denke, das kann man so sagen. Von älteren Kolleginnen und Kollegen, die sie noch am PSZ erlebt haben, habe ich immer wieder entsprechende Anekdoten gehört. Sie galt als streitbare Persönlichkeit, die sich mit den Leuten gern anlegte und ihre Positionen mit einer Selbstsicherheit vertrat, die von manchen als apodiktisch empfunden wurde.

Dazu arbeitet sie streng triebtheoretisch, an einigen Stellen mit physikalischen Fachbegriffen. In »Grund zur Homosexualität« hebt sie auch auf die Astronomie ab. Braucht man ein naturwissenschaftliches Grundstudium, um ihrer Theorie folgen zu können?

Nein, sicher nicht. Aber es hilft, wenn man sich die Mühe nimmt, ihre der Physik entlehnte Terminologie zu verstehen, und nachzuvollziehen versucht, welche Vorgänge und Effekte damit genau beschrieben werden. Ein schönes Beispiel dafür ist ihr Bild mit dem Trieb, der aus dem Takt gerät, zu »hinken« anfängt und deswegen »unglücklich« macht. Worum es dabei geht, erklärt sie mit Hilfe der Wellenphysik. Weil ich dabei nur Bahnhof verstand, ging ich, als ich mit der Edition der Vorlesungen beschäftigt war, zu meinem damaligen Nachbarn. Der verstand zwar nichts von Psychoanalyse, aber er war Informatiker, und ich hoffte deshalb, dass er mir

6 Judith Le Soldat: Der Strich des Apelles. Zwei homosexuelle Leidenschaften. In: *Psyche* 54 (2000), H. 8, S. 742–767.

7 Le Soldat: Grund zur Homosexualität (wie Anm. 1), S. 27–30.

weiterhelfen könnte. Er sah sich die Passage an,⁸ überlegte einen Moment, suchte dann etwas im Internet, und zeigte mir eine Website, auf der die Wellentheorie für »Abivorbereitung Physik« erklärt wurde. Das war genial. Denn auf dieser Seite konnte man Wellenbewegungen simulieren und beobachten, was passiert, wenn sich – wie Le Soldat das beschreibt – die Frequenz einer Komponente der Welle verändert: Es entsteht eine Interferenz, und das ergibt tatsächlich das Bild einer »hinkenden« Welle!

Diesen triebtheoretischen Schwerpunkt betonst du ja an mehreren Stellen in deinen Einleitungen und Artikeln. Ist das überhaupt eine Besonderheit in einer Wissenschaft wie der Psychoanalyse, die ja auf Sigmund Freud und dessen Triebtheorie zurückgeht?

Ja, das ist heute schon eine Besonderheit. Schon Parin hatte 1985 von einer »Verflüchtigung des Sexuellen aus der Psychoanalyse« gesprochen und damit auch die Verflüchtigung der Triebtheorie aus der psychoanalytischen Praxis und Forschung gemeint. Diese Tendenz hatte aber schon viel früher begonnen, u.a. in der US-amerikanischen Psychoanalyse der 1940er Jahre. Die Gründe dafür sind komplex, das hat Dagmar Herzog in ihrem jüngsten Buch⁹ eindrücklich gezeigt.

Aber ist Le Soldat dann überhaupt noch anschlussfähig für die heutige Psychoanalyse? Befindest du dich da nicht allein auf weitem Feld?

Das ist ein Stück weit tatsächlich so – am deutlichsten merkt man das, wenn man als Triebtheoretiker etwas in einer englischsprachigen Zeitschrift publizieren will. Da heißtt man auf Granit. Ich beobachte aber auch, dass das Interesse an der Triebtheorie zurückkehrt – auch in den USA, und ich denke auch, dass das jetzt erstarkende Interesse an Le Soldats Theorie in Deutschland damit zu tun hat. Es gibt ein großes Bedürfnis, die subjektiven, unbewussten, psychischen Phänomene, die mit dem Sexuellen verbunden sind, besser zu verstehen, und dazu gibt es meines Wissens kein besseres und kein präziseres – und man kann ruhig sagen: auch kein weniger ideologianfälliges Instrument als die Triebtheorie. Dafür ist Le Soldats Werk der beste Beleg. Nach Vorträgen und jetzt auch im Zusammenhang mit der Publikation von Band 1 der Werkausgabe bekomme ich immer wieder E-Mails von Kolleginnen, die mir berichten, dass ihnen

8 Ebd., S. 250-255.

9 Dagmar Herzog: *Cold War Freud. Psychoanalysis in an Age of Catastrophes*. Cambridge 2017.

Le Soldats triebtheoretische Konzepte geholfen haben, bestimmte Patienten besser zu verstehen, bei denen sie mit ihren herkömmlichen Ansätzen nicht weitergekommen sind. Ich wünsche mir, dass sich in der Psychoanalyse die Einsicht durchsetzt, dass es nicht um ein Entweder-Oder geht – diese Theorie oder jene Theorie. Sondern dass man merkt, dass es unterschiedliche Konflikte und Probleme gibt, für deren Verständnis und Behandlung unterschiedliche Theorien und Konzepte hilfreich sind. Und zwar bei ein und demselben Patienten.

Kannst du als Analytikerin dazu ein Beispiel aus der Praxis geben?

Man merkt das zuweilen, wenn man mit traumatisierten Menschen arbeitet. Wenn man sich dazu ausschließlich auf die einschlägigen, traumaspezifischen Behandlungskonzepte bezieht, nimmt man nur die trauma-bezogenen Phänomene wahr und übersieht die Triebkonflikte. Im Grunde muss man aber mit beidem rechnen und sich immer wieder fragen, was in der aktuellen Dynamik einer Analysestunde die Führung hat: das Trauma oder der Triebkonflikt.

Homosexuelle und schwule Konflikte

Obwohl so eng am Körper orientiert, sind manche ihrer Überlegungen doch zunächst kompliziert. Vor allem wahrscheinlich, wenn man beim Lesen nicht auf die Erfahrung als Analytikerin zurückgreifen kann. Sie führt in ihrer neuen Homosexualitätstheorie die Unterscheidung zwischen »homosexuell« und »schwul« ein, die in meinen Augen ziemlich schwer zu begreifen ist. Könntest du umreißen, was sie damit meint?

Dazu muss ich etwas ausholen und die beiden Begriffe »homosexuell« und »schwul« innerhalb von Le Soldats Modell der psychosexuellen Entwicklung verorten. Schauen wir uns dazu die Skizze aus Bd. 1 an (vgl. Abb. 2): Was Le Soldat hier darstellt, ist die psychosexuelle Entwicklung des Kindes, die in diesem Schema von links nach rechts verläuft: die Pfeile stellen verschiedene Möglichkeiten der psychosexuellen Entwicklung dar. Sie laufen zunächst alle auf einen Balken zu, an dem sie nicht mehr weiterkommen. Dieser Balken markiert das Ende des Ödipuskomplexes, wie Le Soldat ihn theoretisch konzipiert hatte. Hier kommt die innere, strukturelle Entwicklung der meisten Menschen an ein Ende. Wir können deshalb das Feld auf der linken Seite des Balkens das »Feld der ödipalen Entwicklung« nennen. Jetzt gibt es aber Menschen, deren psychosexu-

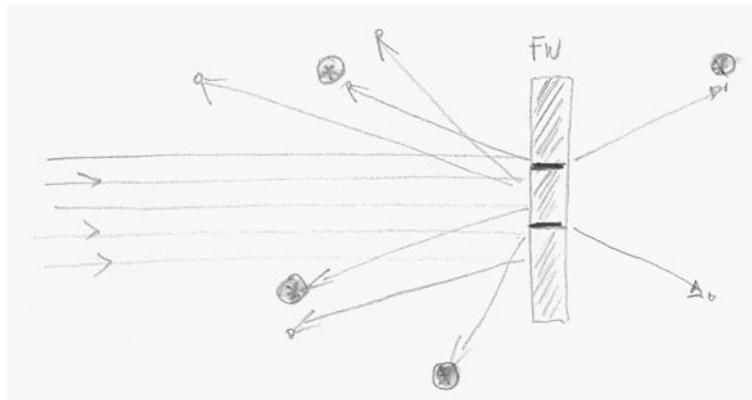


Abb. 2: Skizze 1 aus Judith Le Soldat: *Grund zur Homosexualität*, 2015, S. 120

elle Entwicklung noch einen zusätzlichen Schritt vollzieht: Sie durchbrechen die Grenze, die das Ende des Ödipuskomplexes markiert, und landen rechts davon, sagen wir der Einfachheit halber: im Feld der »postödipalen Entwicklung«.

Entscheidend an dieser Darstellung und für Le Soldats Unterscheidung der Begriffe »homosexuell« und »schwul« sind nun zwei Dinge: 1. Je nachdem, auf welcher Seite der ödipalen Grenze wir stehen, haben wir es mit unterschiedlichen inneren Konflikten zu tun. 2. Links, im Feld der ödipalen Konflikte, gibt es keine Unterschiede zwischen homosexuellen und heterosexuellen Entwicklungslinien: Beide bilden dieselben psychosexuellen Konflikte aus, und diese Konflikte werden in analoger Weise verarbeitet. Rechts hingegen, im Feld der postödipalen Konflikte, bilden sich – so Le Soldats These – je nachdem, ob man eine homosexuelle oder eine heterosexuelle Orientierung hat, *unterschiedliche* unbewusste Konflikte aus. Und hier erhält der Begriff »schwul« nun seine spezifische Bedeutung: Als »schwul« bezeichnet Le Soldat diejenige Entwicklungslinie, die auf der Skizze nach rechts oben verläuft. Sie betrifft diejenigen homosexuellen Männer, die den Grenzübergang vollzogen haben und hier, im Feld der »postödipalen« Entwicklung, ganz spezifische Konflikte ausbilden: Konflikte, die sich sowohl von den homo- und heterosexuellen Entwicklungslinien links der ödipalen Grenze unterscheiden als auch von der heterosexuellen Entwicklung, die auf der Skizze nach rechts unten führt. Mit »schwul« bezeichnet Le Soldat also *keine manifeste sexuelle Orientierung*, sondern ein spezifisches Ensemble von Konflikten, die das Selbstgefühl der Betroffenen prägt.

Es fällt mir immer noch schwer, mir vorzustellen, was damit gemeint ist. Wie kann man denn den Unterschied feststellen, auf der manifesten Ebene, ob sich jemand diesseits oder jenseits des Grenzwalls befindet? Kann man da ein bestimmtes unterschiedliches Verhalten beobachten, z.B. ob jemand im alltagssprachlichen Sinn offen schwul, promisk, geoutet oder eben nicht geoutet lebt?

Auf der manifesten Ebene allein kann man das eben nicht sicher entscheiden. Von Le Soldat gibt es dazu eine schöne Formulierung im Zusammenhang mit der Promiskuität: »Fremd gehen«, so sagt sie sinngemäß, tun viele von uns gerne – ob »homosexuell« oder »schwul« oder »heterosexuell«. Die Gründe, weshalb wir das tun, sind möglicherweise aber andere, je nachdem, ob wir uns »diesseits« oder »jenseits« der ödipalen Grenze bewegen. Und das ist die Ebene, die Le Soldat interessiert: Es sind nicht die manifesten Phänomene – ob jemand promisk lebt oder nicht –, sondern die unbewussten, latenten Gründe, weshalb man es tut. Und diese sieht man den Menschen und ihrem Verhalten allein nicht an. Die können wir nur entschlüsseln, wenn wir Zugang zu ihrer Innenwelt haben: zu ihren Phantasien und ihrer subjektiven Befindlichkeit.

Also bietet Le Soldats Theorie keine Einsicht für die Schwulen über sich selbst, es geht eher um eine klinische Praxis?

Nein, das würde ich so nicht sagen. Natürlich handelt es sich in erster Linie um eine Theorie, die uns in ganz bestimmten Punkten hilft, unsere Patienten besser zu verstehen und zu behandeln. Eine Theorie zudem, die so eigenwillig ist, dass sie auch für viele Psychoanalytiker schwer zugänglich ist. Das heißt aber keineswegs, dass man als Nicht-Psychoanalytiker daraus nichts für das Verständnis der eigenen inneren Befindlichkeit gewinnen kann. So erging es mir damals ja auch, als ich auf »Eine Theorie menschlichen Unglücks« gestoßen bin. Da sind mir die Schuppen von den Augen gefallen – natürlich zuallererst in Bezug auf mich selbst!

Mir kommt an dieser Stelle auch wieder in den Sinn, was Martin Dannecker beim Symposium »(Homo)Sexualität & Psychoanalyse« an der International Psychoanalytic University im Januar 2018 in der Diskussion zu seinem Vortrag gesagt hat: dass es sich bei Le Soldats Theorie der Homosexualität im Grunde um einen der ganz seltenen, ernsthaften Versuche handelt, Homosexualität zu verstehen. Nicht als etwas Pathologisches, sondern eben als eine »normale, eigengesetzliche und konsequente Entwicklung«.¹⁰

¹⁰ Le Soldat: Grund zur Homosexualität (wie Anm. 1), S. 29.

Nur muss man sofort hinzufügen: als eine normale, eigengesetzliche und konsequente Entwicklung von *Konflikten*. Darin liegt Le Soldats zutiefst *nicht-pathologisierende* Haltung: Konflikte sind normal, und sie machen einen wesentlichen Teil unserer »Subjektivität« aus.

Dabei kommt mir noch etwas in den Sinn: David Halperin hat in seinem Buch »What Do Gay Men Want?«¹¹ ja eindrücklich beschrieben, weshalb die Queer Theory sich bisher gescheut hat, sich mit der »Subjektivität« von Homosexuellen zu beschäftigen: weil das einzige dafür vorhandene Instrumentarium die Psychoanalyse war und diese – zumindest was die US-amerikanische Mainstreampsychoanalyse betrifft – nur pathologisierende Ansätze zur Verfügung stellte. Ich glaube, Le Soldats Theorie bietet ziemlich genau das, was Halperin bisher vermisst hat: ein nicht-pathologisierendes analytisches Instrument zum Verständnis von unbewussten Wünschen, Konflikten und Phantasien, die das eigene Selbstgefühl prägen.

Schwule, Lesben und der Hammerschlag-Wunsch

Le Soldat selbst hat offensichtlich auch eine Anziehung. Obwohl sie eine Theoretikerin ist, hat sie das Zeug zur Schwulenikone. Dazu passt, wie sie sich auf ihren Fotografien inszeniert, aber auch ihre theoretischen Konzepte haben beispielsweise bei dem Symposium »(Homo)-Sexualität und Psychoanalyse« bei einigen der anwesenden Schwulen kleine Euphorien ausgelöst. Dazu gehört natürlich der Begriff des »schwulen Imperiums«, mit dem sie einen inneren Ort bezeichnet. Oder ihre Konzeption des Wunsches nach einer heftigen, aggressiv hochaufgeladenen und deshalb auch mit Angst besetzten, passiv-analen Penetration, den sie »Hammerschlag-Wunsch« nennt –, so dass der »Hammerschlag« als Zusatz von Tuntennamen erkoren oder bei einer Travestieshow besungen wurde. In »Grund zur Homosexualität« schreibt Le Soldat, dass sich die Sexualneugierde der »ernsthaften Erforschung der Homosexualität in den Weg«¹² stelle. Wurde mit den beschriebenen Reaktionen also ein Verständnis eher verhindert?

Nein, das glaube ich nicht, im Gegenteil: Das ist jetzt doch grad ein schönes Beispiel dafür, wie Le Soldats Theorie – oder zumindest einzelne ihrer

¹¹ David M. Halperin: *What Do Gay Men Want? An Essay on Sex, Risk, and Subjectivity*. Ann Arbor 2007.

¹² Le Soldat: *Grund zur Homosexualität* (wie Anm. 1), S. 45.



Abb. 3: Judith Le Soldat mit ihrer Invicta auf der Reise nach Odessa
(1970er Jahre)

Konzepte – intuitiv verstanden werden können. Da wurden offensichtlich passende Begriffe für etwas gefunden, was man erlebt, in sich selbst spürt, was einem vertraut ist, was man aber bisher nicht begrifflich zum Ausdruck bringen konnte. Dafür spricht auch der offensichtlich lustvolle Charakter, mit dem diese Begriffe aufgeschnappt und theatralisch inszeniert wurden. Zudem: Man kann den Hammerschlag-Wunsch ja nicht vollziehen. Er gehört zu den Triebwünschen, die Le Soldat zufolge Resultat der ganz normalen, psychosexuellen Entwicklung sind, die aber aus physischen und psychischen Gründen nicht sexuell vollzogen werden können. Das heißt, die einzige Art, wie er genossen werden kann, ist genau die: dass man die damit verbundenen Phantasien lustvoll ausgestaltet und inszeniert. Das scheint mir hier auf geniale Art und Weise gelungen zu sein!

Zu den Lesben führt Le Soldat wenig aus, obwohl sie sie häufig erwähnt. Auch für sie gelte der Hammerschlag-Wunsch – aber an der Stelle, an der es spannend wird und sie über lesbische Frauen schreibt,¹³ bricht die 11. Vorlesung ab ...

¹³ Ebd., S. 281.

Ja, ich bin beim Lesen dieser Stelle auch jedes Mal von neuem enttäuscht, dass es hier abbricht. Dem wenigen, was sie dazu schreibt, können wir aber entnehmen, dass auch eine Minderheit der lesbischen Frauen die ödipale Grenze überquert und entsprechende Phantasien und Konflikte entwickelt, die sich inhaltlich aber, aufgrund der unterschiedlichen anatomischen Vorgaben, anders ausgestalten als bei der »schwulen« Entwicklung.

Sie schreibt davon, dass gemessen an dem, was man sich vom Hammerschlag an Lust erhoffte, das reale Sexualleben nur als schal erlebt werden kann. Das sei ein Grund dafür, dass viele Schwule harte Fist-fucking- und BDSM-Sessions aufsuchen. Man könnte heute hinzufügen, dass bei den Slammingsessions, also Sexpartys auf Drogen, die mitunter eine Woche am Stück dauern, diese Suche nach der verlorenen Lust noch deutlicher wird. In diesem Zusammenhang kommt sie explizit auf Lesben zu sprechen. Kann man das denn wirklich eins zu eins übertragen?

»Eins zu eins« vermutlich eben nicht. Denn zwar gibt es entsprechende Praktiken und Phänomene auch bei lesbischen Frauen – genauso wie wir das auch bei heterosexuellen Frauen und Männern finden, auch wenn diese Szenen nicht so sichtbar sind wie die entsprechenden schwulen Szenen. Aber wiederum gilt: Entscheidend für Le Soldats Ansatz sind nicht die Verhaltensweisen, sondern die unbewussten Phantasien, deren Ausdruck sie sind. Und wie sich diese bei lesbischen Frauen, die innerlich die »Grenzüberschreitung« vollzogen haben, »prototypisch« gestalten, dazu sagt Le Soldat leider eben nichts. Da gibt es viel Potenzial für die Weiterentwicklung ihrer Theorie!

Auch wenn gerade Heteros die Homosexualität oft so fremd vorkommt: Le Soldat schreibt davon, dass sie davon ausgeht, dass das Unbewusste eines Menschen »das Unbewusste eines anderen augenblicklich versteht«.¹⁴ Bedeutet das nicht auch, dass Homosexuellenfeindlichkeit sinnlos ist, weil die Fremdheit, die darin behauptet wird, eigentlich nicht besteht?

Mal abgesehen davon, dass ich mir nicht sicher bin, dass Homophobie das Resultat von »nicht verstehen« ist, geht es in dem Kontext, in dem Le Soldat den von dir zitierten Satz formuliert, ja gerade darum, dass man etwas »weiß« – und dies wohlverstanden ohnehin nur unbewusst, »Wissen« also

¹⁴ Ebd., S. 38 f.

nicht im rationalen Sinn – und zugleich *nicht* weiß, weil »innere« – ebenso unbewusste – »Widerstände diesem Wissen entgegenstehen und es wieder zunichten machen wollen«.¹⁵ Die entscheidende Frage wäre dann: Worauf bezieht sich dieses unbewusste Wissen? Und weshalb muss es abgewehrt werden?

Dazu gibt Le Soldat ja ein Beispiel, mit der Geschichte vom »Bettdilemma«, bei dem es letztlich auch um die Frage der Schwulen- und Lesbenfeindlichkeit geht.

Genau, das ist der Kontext, in dem auch der Satz vom »unbewussten Verstehen« steht. Es geht in der Geschichte vom Bettdilemma im Grunde aber um dasselbe wie in Le Soldats Interpretation der Geschichte von Zinedine Zidanes legendärem Kopfstoß gegen Marco Materazzi kurz vor Ende des WM-Finales 2006 zwischen Frankreich und Italien: um das Aufflammen des passiv-aggressiven Hammerschlagwunsches und dessen Abwehr. Dass der Triebwunsch im einen Fall von einem heterosexuellen Mann – Zidane – an einen ebenfalls heterosexuellen Mann – Materazzi – gerichtet wird, im Falle des Bettdilemmas hingegen von einem heterosexuellen Paar auf einen homosexuellen Mann, ist ein rein zufälliger, äußerlicher Unterschied. Das triebhafte Geschehen und die damit verbundenen unbewussten Phantasien sind in beiden äußerlich so unterschiedlichen Szenen aber dieselben: Im Falle von Zidane war es Materazzis Umklammerung von hinten, die Materazzi in Zidanes Innenwelt augenblicklich zur Apoll-Figur machte, von der er die Erfüllung des heißersehnten »Hammerschlags« erwartete. Im Falle des Bettdilemmas war es das fehlende Bett im Ferienhaus und die daraus entstehende Frage, wer mit wem das Bett teilt, was die verdrängten Wünsche aufflammen ließ und – auch das, wohlverstanden, ein komplett unbewusstes Geschehen – augenblicklich die Hoffnung nährte, er, der schwule Freund der Familie, der sich, wie man unterstellt, mit all den aufregenden Sachen am Hintern auskennt ... er könnte jetzt den langersehnten Hammerschlag-Wunsch erfüllen. Der Hammerschlag-Wunsch ist in der Phantasie aber nicht nur mit Lust verbunden, sondern auch mit Angst. Man will es – und man will es gleichzeitig nicht, weil es gefährlich ist. Das wirkt sich logischerweise auch auf die Projektion aus: Der schwule Familienfreund, um den es in dem konkreten Beispiel geht, wird – als Apoll-Figur – sowohl begehrte und umworben als auch gefürchtet und »herumgeschoben«. Diese Ambivalenz führte in der gegebenen Situation zu einer Dynamik, die den schwulen Freund in eine

¹⁵ Ebd., S. 39.

unangenehme Lage brachte. Ist es deswegen aber schon ein Beispiel für heterosexuelle Schwulenfeindlichkeit? Ich glaube nicht, denn wie gesagt: Apoll-Projektionen machen wir alle, und sie werden auf die unterschiedlichsten Menschen projiziert, nicht nur auf homosexuelle Männer. Das Bettproblem ist, wie der Kopfstoß von Zidane, eher ein Beispiel dafür, wie sich die verdrängten Wünsche in allen möglichen und unmöglichen Lebenssituationen Geltung verschaffen, zu einer verzerrten Wahrnehmung führen und unsere zwischenmenschlichen Beziehungen belasten können.

Wo wäre da denn jetzt das unbewusste Wissen – und wo wären die Widerstände, die diesem im Weg stehen?

Ja, genau, davon sind wir ausgegangen: Le Soldat bringt das Thema zwar im Kontext des Bettproblems auf. Das passende Beispiel dazu folgt aber erst sehr viel später, und dort diskutiert Le Soldat das dann tatsächlich als einen möglichen Grund für die Diskriminierung von Homosexuellen. Es geht, so wie ich die entsprechende Passage verstehe, um die Phantasie, dass Schwule etwas erleben können, was Heterosexuelle nicht erleben können. Man unterstellt ihnen, dass sie Zugang zu einem Genießen haben, von dem man selbst ausgeschlossen ist. Diese Unterstellung provoziert Neid, und der Neid führt zur Abwehr gegenüber dem eigenen Wunsch und zur Verachtung derjenigen, die vermeintlich haben, was man selbst gern hätte, aber nicht haben kann – bis schließlich der ganze, konflikthafte und verdrängte Wunsch an die Schwulen delegiert wird: »Die machen dieses eklige, heftige, anale Zeugs – *wir* nicht«....

...das heißt, es geht wiederum um den Hammerschlag-Wunsch ...

Genau, und der meines Erachtens entscheidende Punkt ist nun: Wenn man »unbewusst alles schon weiß«, dann »weiß« man auch, dass es nicht stimmt, was man den Schwulen unterstellt. Dass das »Genießen«, das man ihnen unterstellt und neidet, gar nicht möglich ist. Das ist der Widerstand: Man will nicht wissen, dass der Hammerschlag-Wunsch nicht erfüllbar ist. Man will die Hoffnung nicht aufgeben. Lieber sagt man sich: »Dort geht es.« Das ist es, was der »ernsthaften Erforschung der Homosexualität« im Wege steht, und das heißt jetzt wiederum: Was der ernsthaften Erforschung von homosexuellen Konflikten entgegensteht. Man »will« nicht wissen, dass es auch dort Konflikte mit dem Hammerschlag-Wunsch gibt.

Aber noch einmal: Es geht hier um komplexe und absolut unbewusste Abwehrprozesse – »nicht wissen wollen« ist daher eine recht saloppe und in gewissem Sinn auch heikle Redensart. Ich persönlich bin deshalb eher

zurückhaltend, was solche psychoanalytischen Erklärungen von Homophobie betrifft.

Die Erweiterung des Ödipus-Komplexes

Im Zentrum von Le Soldiers Theorie steht ihre Neuformulierung des Ödipuskomplexes. Was sind die Grundzüge ihrer Ausführungen?

Der Ausgangspunkt ihrer Neuformulierung des Ödipuskomplexes ist die Doppelung von aktiv-genitalen und passiv-genitalen Triebforderungen. Der Trieb ist eine Forderung, und wenn die Forderung nicht erfüllbar ist, hat das etwas Quälendes. Und wie wir schon beim Hammerschlag-Wunsch gesehen haben, spielt auch hier, zu Beginn des Ödipus-Komplexes, die Unerfüllbarkeit von Triebforderungen die zentrale Rolle. Denn je nach anatomischer Ausstattung ist einer der beiden genitalen Triebe nicht vollzugsfähig – aus körperlichen Gründen: für den Vollzug des aktiv-genitalen Triebziels braucht es ein Genitale, mit dem man penetrieren kann – für den Vollzug des passiv-genitalen Triebziels braucht es ein Genitale, das penetriert werden kann. Um Missverständnisse zu vermeiden, muss man aber hinzufügen: Es geht in dieser Phase der infantilen Entwicklung selbstverständlich noch nicht um sexuelle Vollzüge wie im Erwachsenenleben. Freud hat ja von der »Zweizeitigkeit« der Sexualentwicklung als einer anthropologischen Grundbedingung gesprochen. Zur Zeit des ersten Triebschubes, im Alter von zwei bis fünf Jahren, ist das Kind weder organisch noch emotional noch intellektuell in der Lage, diesen Triebeschub in Form von objektalem Sexualität »abzuführen«. Das ist die Ausgangslage des »klassischen« Ödipuskomplexes, an der auch Le Soldat nicht rüttelt: Die genitalen Triebforderungen sind in dieser infantilen Phase aus Entwicklungsspezifischen Gründen physisch nicht erfüllbar und müssen psychisch bewältigt werden, in Form von Phantasiebildungen. Während Freud in seiner Konzeption der ödipalen Konflikte das »Inzestverbot« ins Zentrum stellt, macht Le Soldat darauf aufmerksam, dass ein anderes Problem die ödipalen Konflikt- und Phantasiebildungen stärker prägt als bisher erkannt wurde: der Umstand, dass sich jeweils ein Pol des Genitaltriebes noch nicht einmal am eigenen Körper »binden« lässt, weil das benötigte Organ fehlt, entsprechende Phantasien also ins Leere laufen und gewissermaßen »durchdrehen« wie Räder im Sand.

Eine weitere Abweichung von der klassischen Theorie besteht in Le Soldiers Konzeption eines konsequent doppelten Ödipuskomplexes – ein Aspekt, der auch gendertheoretisch von Relevanz ist. Denn während

Freud dazu tendierte, »heterosexuelle« Paarungen zu bilden – der Junge verliebt sich in die Mutter, das Mädchen in den Vater, oder auch in der Form: der Junge bringt seine passiven, »mädchenhaften« Wünsche beim Vater unter, das Mädchen seine »phallischen«, männlichen Wünsche bei der Mutter – diese dem konventionellen Denken entsprechenden Paarungen werden bei Le Soldat aufgebrochen: Beide Wünsche werden an beide Elternteile gerichtet, weil das Kind beide Wünsche hat und es beide Wünsche unterbringen muss. Zuerst beim einen ödipalen Objekt und sobald es da gescheitert ist und das Kind sich enttäuscht abwendet, beim anderen.

Zur Neuformulierung von Le Soldats Ödipustheorie gehören schließlich noch zwei Entwicklungsschritte, die bei Freud keine konzeptuelle Entsprechung haben: die Verschiebung des Genitalwunsches auf den Anus und der Hammerschlag-Apoll-Komplex, über den wir bereits gesprochen haben.

Auch mit ihrer Homosexualitätstheorie hat Le Soldat eine neue Entwicklung beschrieben. Herbert Marcuse sprach einmal von dem Veralteten der Psychoanalyse – war die psychoanalytische Theorie für Le Soldat auch veraltet? Also hat sie die Freud'sche Theorie sozusagen aktualisiert auf aktuellere Familienkonstellationen?

Le Soldat hat Freud hochgeschätzt, seine Theorie war für sie überhaupt nichts Veraltetes. Ihre Haltung war vielmehr: Er hat die Grundlagen gelegt und unvorstellbar viel geleistet – es war gar nicht möglich, *alles* von Anfang an differenziert genug zu verstehen. Was den Ödipus-Komplex und ihre Konzeption der speziellen, sogenannten »schwulen« Konflikte betrifft, kann man aber schon sagen: In diesen Punkten ist sie sehr weit über Freud hinausgegangen. Mit »auf aktuellere Familienkonstellationen aktualisiert« hat das allerdings nichts zu tun. Dass Le Soldats Ödipus-Theorie auch auf Familienkonstellationen bezogen werden kann, die nicht dem konventionellen Mama-Papa-Kind-Schema entsprechen, ist lediglich eine Konsequenz ihres radikal triebtheoretischen Instrumentariums: Die Triebtheorie ist ja – das wird gerne übersehen – zunächst einmal eine Theorie des psychischen Funktionierens, die komplett absieht von jeglichen konkreten Inhalten. Deshalb arbeitete Le Soldat gerne mit der Physik entlehnten Konzepten. Es geht um energetische Prozesse, um Kräfte, Vektoren, Auf- und Abbau von Strukturen, um Mechanismen, die es der Psyche erlauben, ihren Energiehaushalt so zu regulieren, dass das psychische System im Gleichgewicht bleibt. Die Außenwelt spielt dabei natürlich eine lebenswichtige Rolle, aber, sagen wir mal etwas salopp: eher im Sinne von Kraftfeldern, die mit der Psyche interagieren, ihren Gleichgewichtshaus-

halt stören oder regulieren helfen. Dabei ist es egal, ob das Kind mit nur einem Elternteil aufwächst oder zwei Mütter oder zwei Väter hat oder – wie wir das aus vormodernen Kulturen kennen – in größeren Gruppenverbänden integriert ist. Wichtig ist nur, dass diese Bezugspersonen zuverlässig da sind und auf die psychischen und physischen Bedürfnisse des Kindes adäquat reagieren.

Judith Le Soldat als Geschlechterforscherin

Le Soldat betont an mehreren Stellen, dass der anatomische Geschlechtsunterschied für das Psychische eigentlich keine Rolle spielt. Etwa bezüglich antiker Frauendarstellungen, wo diese nur die Wünsche und nicht wirklich Frauen darstellten. Wenn es aber um das Problem mit den aktiv-genitalen und passiv-genitalen Trieben geht, tritt diese anatomische Differenz doch wieder in den Vordergrund. Welche Rolle spielt nun der anatomische Geschlechtsunterschied?

Ja, das ist eine sehr gute Frage, und beides ist absolut richtig: Die anatomische Geschlechtsdifferenz spielt in gewissen Hinsichten gar keine Rolle, in anderen eine absolut ausschlaggebende. Vereinfacht gesagt: In Bezug auf den eigenen, realexistierenden Körper, den Körper des Trieb-Subjekts also, spielt die anatomische Differenz eine Rolle, weil ein Triebvollzug ein psycho-physisches Geschehen ist, sich also nicht rein phantasmatisch vollziehen kann, sondern immer auch am und durch den Körper vollziehen muss. Ein genitaler Triebimpuls braucht ein Genitale, um sich zu vollziehen, sonst wäre es kein Genitaltrieb. Hinzu kommt: Ein Trieb wird inhaltlich immer auch bestimmt durch eine spezifische Aktion. Genauer: Ein aktiv-genitaler Trieb beinhaltet die Vorstellung, ein Objekt mit dem eigenen Genitale zu penetrieren; ein passiv-genitaler Trieb beinhaltet die Vorstellung, von einem Objekt am eigenen Genitale penetriert zu werden. Um die Herausforderung zu verstehen, die der anatomisch differenzierte Körper für die Psyche darstellt, kann man diese Vorgaben des Triebes gar nicht konkretistisch genug beschreiben, und das gilt insbesondere für die noch wenig ausdifferenzierte Psyche des Kindes. Je ausdifferenzierter die Psyche im Verlaufe der Entwicklung wird, desto vielfältiger werden ihre Möglichkeiten, mit den durch den Körper gesetzten Grenzen fertig zu werden, sei dies durch kreative Formen der Sublimierung, sei dies durch Verdrängung des körperlich nicht-vollzugsfähigen Triebes.

Ganz anders sieht es aus, wenn wir nicht auf den realen Körper des Triebsubjekts schauen, sondern auf die Phantasiebildung, mit denen es

auf das Problem der anatomischen Differenz reagiert. Da finden wir zunächst die Bildung von Phantasie-Organen: Der Junge stellt sich etwa vor, eine Geschlechtsöffnung zu haben, die eben nur noch »zugewachsen« ist und geöffnet werden müsste. Das Mädchen stellt sich vor, einen eigenen Penis zu haben, der nur noch etwas wachsen müsste. Genau so stellt man sich auch die ödipalen Elternfiguren vor: Das sind eben zunächst und für sehr lange Zeit in der Wahrnehmung des Kindes keine geschlechtlich differenzierten Personen. Die »Mutter« ist keine Frau im Sinne des anatomischen Geschlechts: Sie wird in der Phantasie des Kindes mit den Organen ausgestattet, die es selber braucht und die es bei der Mutter selbstverständlich als gegeben voraussetzt, *weil* es seine Triebwünsche an sie adressiert. Die Mutter wird in der Phantasie des Kindes also mit Penis und Geschlechtsöffnung ausgestattet. Dasselbe gilt für den Vater. Deshalb spielt das effektive anatomische Geschlecht der Eltern *in dieser Phase der Entwicklung* keine Rolle, und deshalb kann die Position der »Mutter« auch von einem Mann besetzt werden und umgekehrt.

Und was ist, wenn man als Kind die Genitalien der Eltern oder von Geschwistern gar nie erblickt hat? Wie kommt man also darauf, einen Penis oder eine Vagina haben zu wollen, wenn man gar nichts von der Existenz von Penissen oder Vaginen weiß?

Der Trieb selbst schafft die Vorstellung sowohl des Objekts, das es braucht, um ihn befriedigen zu können, als auch der entsprechenden Organe, mit denen das Objekt und das Subjekt dafür ausgerüstet sein sollten. Die Bildung dieser Vorstellungen haben also rein gar nichts mit Empirie und Beobachtung zu tun. Der biologische Penis oder die biologische Vagina sind in diesem Sinn nicht die Vorbilder der vom Trieb generierten inhaltlichen Idee des benötigten Organs. Sie sind allenfalls eine nachträgliche konkrete »Bestätigung«, dass es das gibt, was man sich vorstellt.

Wir hätten dann also auf der einen Seite den realen, anatomisch differenzierten Körper des Subjekts, auf der anderen Seite all die Phantasien und Projektionen, bei denen das anatomische Geschlecht keine Rolle spielt respektive überformt wird durch die Phantasien. Wohin gehören denn nun aber die antiken Frauenfiguren, die, wie Le Soldat sagt, gar keine »Frauen« darstellen, sondern Wünsche?

Das lässt sich am besten erklären, wenn wir von den Wünschen ausgehen. Wir haben ja gesehen, dass jeder Triebwunsch eine »passive« und eine »aktive« Richtung hat. Vereinfacht gesagt gibt es im Psychischen

ein »Darstellungsgesetz«, demzufolge jeder Wunsch mit passivem Ziel als »weiblich« dargestellt wird und jeder Wunsch mit aktivem Ziel als »männlich« dargestellt wird. Wenn – um ein einfaches Beispiel zu nehmen – ein junger schwuler Mann zu seinem Freund sagt: »Ich will dein Mädchen sein«, dann verstehen wir sofort, dass das nichts mit der sozialen oder psychischen Geschlechtsidentität zu tun hat – er möchte nicht wirklich ein Mädchen sein, er bringt damit vielmehr seinen passiv-genitalen Sexualwunsch zum Ausdruck: Er möchte penetriert werden *wie* ein Mädchen. »Mädchen« ist hier der Signifikant des passiv-genitalen Wunsches: das Zeichen, das den passiv-genitalen Wunsch zum Ausdruck bringt. Genau gleich verhält es sich bei den antiken Frauenfiguren, die du erwähnt hast. Es handelt sich um Darstellungen der im alten Mesopotamien verehrten Istar, der Göttin des sexuellen Begehrens und des Krieges. Le Soldat deutet diese Darstellungen als Ausdruck des unbewussten, passiv-aggressiven Hammerschlag-Wunsches: ein Wunsch, den Männer und Frauen haben, der aber wiederum gemäß dem »Darstellungsgesetz« des Unbewussten die Gestalt einer Frau annimmt, weil es sich um einen Wunsch mit passivem Ziel handelt; die für den Hammerschlag-Wunsch konstitutiven aggressiven Anteile werden u.a. in der Beziehung Istars zum Krieg ausgedrückt. Im Unterschied dazu verweist »Mädchen« als Ausdruck des passiv-genitalen Wunsches auf eine vorwiegend libidinös-zärtlich gefärbte Besetzung des Triebes: Man will liebevoll penetriert werden, nicht aggressiv.

Entsprechend differenziert sie dann auch die Gleichsetzung von aktiv mit männlich und passiv mit weiblich und betont, dass das auf der psychischen Ebene eine Rolle spielt – aber nichts mit anatomischen Frauen und Männern zu tun hat. Hinzu kommt die Differenz zwischen passiv und aktiv im deskriptiv-phänomenalen Sinn einerseits und im formal-triebhaften Sinn andererseits. So etwa, dass der passive Wunsch, anal penetriert zu werden, eigentlich eine ganz schön aktive Angelegenheit sein kann ...

Du sprichst hier zwei logische Unterscheidungen an, die gleichermaßen wichtig sind, um Missverständnisse zu vermeiden: zum einen, dass es zwei kategorial unterschiedliche Bedeutungen von »aktiv« und »passiv« gibt, die permanent miteinander verwechselt werden; zum anderen die Frage, in welcher Hinsicht und weshalb sich aktiv mit männlich und passiv mit weiblich verbindet. Zum ersten Punkt: »Aktiv« und »passiv« im Sinne des Triebziels meinen nicht dasselbe wie in der Alltagssprache. Im Sinne des Triebziels geht es – wie wir jetzt schon mehrfach gesehen haben – um

die Bezeichnung der Richtung. In der Alltagssprache meinen wir mit den Worten »aktiv« und »passiv« etwas anderes: Aktivität im Sinne der Tätigkeit, Passivität im Sinne der Untätigkeit. Die unbewusste Verlötung von aktiv und männlich, passiv und weiblich betrifft streng genommen nur die Ebene des Triebziels. Sie kommt in Folge der Inkompatibilitäten zwischen genitalem Körper und genitalem Trieb zustande: Weil der aktiv-genitale Trieb nur mit einem »männlichen« Genitale vollzogen werden kann, wird er ab einem bestimmten Zeitpunkt in der Entwicklung als »männlich« assoziiert, und das heißt: als männlich *repräsentiert*. Was oft auch heißt: als »Mann« repräsentiert. Der passiv-genitale Trieb wird entsprechend als weiblich assoziiert und fortan als weiblich *repräsentiert* respektive als »Frau« dargestellt. Mit realen Frauen oder Männern hat das aber offensichtlich nichts zu tun: Beide haben aktive und passive Triebwünsche.

Diese Unterscheidung der Ebenen scheint wirklich zentral zu sein für ein Verständnis von Le Soldat ...

Ja, und zwar vor allem deshalb, weil wir dazu neigen, die unbewusste Verlötung von aktiv-männlich und passiv-weiblich mit den gesellschaftlichen Geschlechterstereotypen von der »passiven Frau« und dem »aktiven Mann« zu verwechseln. Wir tendieren dann dazu, die unbewusste Verlötung als Resultat der gesellschaftlichen Stereotypen zu verstehen und entsprechende psychoanalytische Konzepte als Produkt und Bestätigung des konventionellen heteronormativen Denkens zurückzuweisen. Es gibt aber gute Gründe anzunehmen, dass es sich gerade umgekehrt verhält: Es sind weder die psychoanalytischen Konzepte noch das konventionelle Denken, die schuld daran sind, dass sich in unserer unbewussten Phantasie aktiv mit männlich und passiv mit weiblich verbindet. Vielmehr sind es die komplexen psycho-physischen Verhältnisse und Prozesse im Bereich des Sexuellen, die dazu verführen, die Zuschreibungen aktiv=männlich und passiv=weiblich auf *nicht-sexuelle* Lebensbereiche zu übertragen, wo sie dann eine komplett neue Bedeutung annehmen, dichotomisch auf Frauen und Männer bezogen werden und damit eine normative und diskriminierende Wirkung entfalten.

Land ohne Wiederkehr

Ich möchte zum Ende unseres Gesprächs auf die neueste Veröffentlichung der Werkausgabe, den Band 2, »Land ohne Wiederkehr« zu sprechen kommen. In dem Buch erzählt die Protagonistin von einer

Reise nach Odessa, mit einem Schlenker über Italien. Es beginnt mit einer sexuellen Begegnung. Die Schlagersängerin Alexandra besang schon 1969 »Auf dem Wege nach Odessa«. Nur für eine Nacht hatte sie ein Liebesabenteuer auf dem Schiff übers Schwarze Meer. War das eine ähnliche Reise, geht es um die flüchtigen Abenteuer?

Das ist ja witzig, das Lied kenne ich nicht. Aber nein, darum geht es nicht, zumindest nicht im Buch. Was sie von dem, was sie im Buch beschreibt, tatsächlich erlebt hatte damals, als sie in den 1970er Jahren die *wirkliche Reise* nach Odessa unternommen hatte, und was davon fiktiv ist, wissen wir nicht. Der Auslöser ihrer sozusagen *literarischen Reise* jedenfalls war, dass sie in einer Analysestunde mit einem ihrer schwulen Patienten in einen inneren Aufruhr kam. Sie musste die Arbeit unterbrechen und zuerst zu verstehen versuchen, was mit ihr da genau passiert ist. Daraus hat sie eben nicht nur ihre Theorie der »homosexuellen Grenzüberschreitung« entwickelt, sondern, implizit, auch die Theorie der »heterosexuellen Grenzüberschreitung«: also die beiden Entwicklungen nach »rechts oben« und »rechts unten«, die wir anhand der Skizze angeschaut haben. Es handelt sich bei diesem Buch also um eine Art literarisch-psychanalytisches Road-Movie.

Wir sind leider am Ende unseres Gesprächs angelangt. Zum Schluss noch: Wie geht es nun weiter, welche Veröffentlichungen kommen als nächstes?

Mit Band 1 und Band 2 sind die beiden unvollendeten Buchmanuskripte aus dem Nachlass jetzt veröffentlicht. Was jetzt noch kommt, ist im Prinzip bereits publiziert – aber größtenteils vergriffen: Als nächstes kommt die »Theorie menschlichen Unglücks« von 1994. Dann – wir gehen in der Edition ja chronologisch rückwärts – »Freiwillige Knechtschaft. Masochismus und Moral« von 1989. Im fünften Band befinden sich dann ihre gesammelten Artikel und vermutlich noch ein paar unveröffentlichte Arbeiten. Es gibt also noch einiges zu lesen und zu entdecken!

Miniaturen

Neues vom Elberskirchen-Hirschfeld-Haus

*Klarere Konturen durch Projektstudie**

JAN FEDDERSEN, CHRISTIANE HÄRDEL UND LILY KREUZER**

Am 7. November 2018 stellte der Vorstand des Vereins der Freund*innen des Elberskirchen-Hirschfeld-Hauses (E2H) im Berliner Abgeordnetenhaus Vertreter*innen der Berliner Politik und der Stadtöffentlichkeit das neue Raumkonzept für das geplante Queere Kulturhaus vor. Dieses Konzept hatte die Arbeitsgemeinschaft der L.I.S.T. GmbH (Susanne Walz, Annette Overmeyer, Andreas Bräuer) mit dem Büro Lampen (Anne Lampen, York Arend) seit Juli 2018 entwickelt – in Kooperation mit den bislang an einem »Queeren Kulturhaus« beteiligten Archiv-, Bildungs-, Wissens- und Forschungsinstitutionen.

Mit öffentlichen Foyer-, Ausstellungs-, Bibliotheks-, Kino- und Veranstaltungsbereichen, mit nach Anmeldung für Nutzer*innen zugänglichen Arbeits-, Kreativ- und Seminarräumen sowie Büros und Archiven verbindet das Konzept in einer intelligenten Mischung die sechs Ebenen des ehemaligen »taz«-Gebäudes barrierefrei zum neuen E2H. So lautet das Ergebnis der Projektstudie, die aus Mitteln der Berliner Senatsbehörde für Kultur und Europa finanziert werden konnte.

Zu Beginn der Veranstaltung im Abgeordnetenhaus betonte Klaus Lederer (Die Linke), Bürgermeister und Senator für Kultur und Europa in Berlin, dass es ihn freue zu sehen, wie weit die Planungen für das Queere Kulturhaus bereits vorangeschritten seien. Das E2H stehe Berlin gut zu Gesicht. Nun komme es darauf an, die Finanzierung des Projekts möglichst zügig auf ein sicheres Fundament zu stellen. Dass die grundsätzliche Budgetierung des Queeren Kulturhauses wesentlich auf öffentliche Förderung angewiesen sein werde, sei klar. Bei den dafür notwendigen Haushaltsverhandlungen im Abgeordnetenhaus werde die Berliner Kulturverwaltung das E2H weiterhin nach Kräften unterstützen, so Lederer.

* Dieser Beitrag setzt die Berichte über die Entwicklung des E2H-Projekts aus den vergangenen Jahrbüchern fort (aktuelle Informationen finden sich unter <http://e2h.berlin>).

** Die drei Verfasser*innen bildeten den Vorstand des Freund*innenkreises Elberskirchen-Hirschfeld-Haus – Queeres Kulturhaus e.V. bis zum 30. Januar 2019; an diesem Tag wurde Roman Klarfeld auf der Mitgliederversammlung in Nachfolge von Lily Kreuzer zum Schatzmeister gewählt. Der Vorstand dankt Lily Kreuzer für ihren besonderen Einsatz beim Aufbau der Schatzmeisterei unseres Vereins in seinem ersten Jahr.

Unterstützung erfuhr das Projekt auch von Karl-Heinz Ruch, Geschäftsführer der »taz«: Er befürwortete den Plan, dass das Elberskirchen-Hirschfeld-Haus mit dem Jahr 2022 in das klassische, nun an das Berliner Co-Working-Unternehmen Betahaus vermietete Gebäudeensemble an der Rudi-Dutschke-Straße einzieht und das »taz«-Haus somit zum queeren Leuchtturm wird. Voraussetzung sei allerdings, dass eine Vermietung langfristig angelegt und die Finanzierung durch Beiträge der Stadt Berlin mit getragen werde.

Erfreulich für das visionäre Projekte bleibt, dass nicht allein die queer-politischen Sprecher*innen der in Berlin regierenden Landeskoalition ihre Unterstützung des Projekts zusicherten – Carsten Schatz (Die Linke), Melanie Kühnemann (SPD) sowie Sebastian Walter und Anja Kofbinger (Bündnis 90/Die Grünen) –, sondern auch die in Berlin oppositionellen Parteien – Stefan Evers (CDU) und Bernd Schlömer (FDP) – begrüßten die planerischen Fortschritte des E2H-Projekts öffentlich. Großen Anklang fand bei allen Genannten, dass das Queere Kulturhaus allen offenstehen soll und sich ausdrücklich keiner singulären Theorie verpflichtet fühlt, womit Resonanz auch über die engen LGBTI*-Community-Grenzen hinweg gewährleistet sei. Der Rückhalt bei allen programmatisch nicht-homophoben Fraktionen stimmt mit Blick auf die anstehenden Haushaltssverhandlungen im Berliner Abgeordnetenhaus zuversichtlich.

In medialer Hinsicht reagierten zwei für Berlin wesentliche Tageszeitungen auf unser Vorhaben. Die »Berliner Zeitung« informierte am 13. November 2018 umfassend unter der Überschrift »Queeres Kulturhaus: Szene-Leuchtturm in Südlicher Friedrichstadt geplant«, der »Tagespiegel« hatte drei Tage zuvor getitelt: »TAZ-Gebäude wird Zentrum für queeres Leben«. Die LGBTI*-Medien hielten sich eher zurück – die »Siegessäule« veröffentlichte lediglich eine Kurzmeldung, nachdem sie in der Vergangenheit ausführlicher über das E2H berichtet hatte. In »Blu« waren zuvor ebenfalls mehrere Texte zu unserem Projekt für ein queereres Berlin erschienen. Die positive Medienresonanz mag auch mit dem Umstand zusammenhängen, dass der Berliner CSD e.V., der Trägerverein für die jährliche LGBTI*-Parade durch Berlin mit dem Finale am Brandenburger Tor, die Etablierung des Queeren Kulturhauses in seinen Forderungskatalog aufgenommen hat.

Eine besondere Chance zur öffentlichen Performance fand unser Projekt am 14. Mai 2018 beim Festakt zum 150. Geburtstag von Magnus Hirschfeld – ausgerichtet im Berliner Haus der Kulturen der Welt, dort, wo einst das Hirschfeld'sche Institut für Sexualwissenschaft stand, ehe Nationalsozialisten seine Bestände plünderten und das Gebäude im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. Neben Jörg Litwischuh, Geschäftsführer

der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, und Ralf Dose, Vorsitzender der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, stellte E2H-Vorstandsmitglied Jan Feddersen auf der Bühne das Projekt eines Queeren Kulturhauses vor und betonte, dessen Errichtung müsse auch als Teil einer späten »Wiedergutmachung« Deutschlands gegenüber seinen verfolgten queeren Bürger*innen verstanden werden.

Teil hatte unser Verein, in Sonderheit durch die Vorstandsmitglieder Christiane Härdel und Lily Kreuzer, auch an der Vorstellung der Magnus Hirschfeld gewidmeten offiziellen Briefmarke sowie an einer Lecture-Reihe im neuen »taz«-Haus mit lesbischen Zeitzeuginnen, an deren Vorbereitung die Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, das FFBIZ – das feministische Archiv, das Spinnboden-Lesbenarchiv und RuT (Rad und Tat – Offene Initiative lesbischer Frauen e.V.) beteiligt waren.

Im Verein des Freund*innenkreises für ein Elberskirchen-Hirschfeld-Haus selbst gibt es neue Mitglieder – 2018 waren dies der Verein LAZ (Lesbisches Aktionszentrum) reloaded i.Gr. sowie der Kreis um die Künstlerin Ingrid Rafael. Weitere Mitglieder und Initiativen können hinzukommen. So wächst ein Haus im Inneren zusammen, für das über das Archivalische und Bildungslandschaftliche weit hinaus das Kulturelle, so versiert wie popularorientiert, eine tragende Säule sein wird.

Zu etlichen Berliner Bezirken konnte Kontakt gestiftet werden, besonders zum Bezirk Kreuzberg-Friedrichshain. Der dortige Baustadtrat empfahl mit gewogenen Worten, das E2H in der Übergangszeit bis zum Einzug ins taz-Haus in einem Baucontainer in der Südlichen Friedrichstadt anzusiedeln – als Queere Bauhütte mit hinreichend Platz für Publikum und Präsenz, um das Willkommen in jenem Quartier zwischen Checkpoint Charlie und Halleschem Tor zu betonen.

Eine erfreuliche Kooperation, die in die Zukunft unseres Queeren Kulturhauses weisen kann, ergab sich für Protagonistinnen des LAZ reloaded mit dem Schwulen Museum zum dort ausgerufenen »Jahr der Frau_en« 2018. Gemeinsam mit Gründungsgestein Wolfgang Theis kuratierten sie die Ausstellung »Radikal – Lesbisch – Feministisch« zur Lesben- und Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre im Schwulen Museum.

Ein Gros der Mitglieder des Freund*innenkreises E2H hatte im ausgehenden Jahr 2018 bis Ende Juni 2019 viel Arbeit mit der ALMS-Konferenz (Archives, Libraries, Museums and Special Collections: An International LGBTQ+ Conference) in Berlin: die hauptorganisierende Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, das Lesbenarchiv Spinnboden, das FFBIZ, die Forschungsstelle Kulturgeschichte der Sexualität an der Humboldt-Universität zu Berlin sowie die Initiative Queer Nations. Unter der Überschrift »Queering Memory« wird zum 100-jährigen Gründungsjubiläum des In-

stituts für Sexualwissenschaft am historischen Ort die weltweit wichtigste Versammlung queerer Archive, Bibliotheken und Kulturträger*innen veranstaltet. Unter Federführung der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft und mit Teilnahme so gut wie aller Alliierten des E2H-Projekts gilt das Interesse der Gäste aus aller Welt auch unserem »Queeren Kulturhaus«.

Für das Jahr 2019 hat die Senatsbehörde für Kultur und Europa angelegt, die zu fördernden Projektaktivitäten vom Freund*innenkreis E2H e.V. auf kulturelle Aspekte zu verlegen. Der Vorstand lancierte auf diese Weise ein Queer-Thinking-Projekt mit den verschiedensten Akteur*innen in der Berliner LGBTI*-Szene und über sie hinaus, etwa mit Kulturverantwortlichen aus den Berliner Museen und Galerien sowie zwei kleinere Ausstellungen, diese in großzügiger Kooperation mit der Galerie P120 an der Potsdamer Straße, ausgewiesen durch öffentlichkeitswirksame Präsentationen in jüngerer Zeit.

Wir danken der Berliner Senatsbehörde für Europa und Kultur für die Förderung unseres Queeren Kulturhauses – wir wissen die Hartnäckigkeit, mit der diese Senatsbehörde unser Projekt begleitet, sehr zu schätzen. Möglich war 2018 in diesem Zusammenhang nicht nur die Finanzierung einer Projektstudie für das Elberskirchen-Hirschfeld-Haus, ermöglicht wurde hierfür auch die Einrichtung eines passageren Büros in der Zimmerstraße 11. Zum 1. März 2019 ist es uns nun gelungen, Teil des Betahauses zu werden – mit einem Platz im dortigen *Co-Working-Space*. Diese Institution hat das alte Haus der »taz« bis Ende 2021 gemietet. Nun haben wir dort, wo wir unsere Vision realisieren wollen, schon eine Adresse, die auch über diese Zeit hinaus gelten soll: Rudi-Dutschke-Str. 23, 10969 Berlin. Es ist die richtige!

Zerstobene Hoffnung

Zur Gründung des Instituts für Sexualwissenschaft vor 100 Jahren¹

RAINER HERRN

Es war eine Zeit des Aufbruchs und der revolutionären Hoffnungen. Der Erste Weltkrieg war vorbei und die imperiale Ordnung überwunden, viel Neues schien nun möglich. Aktiv beteiligt am sozialdemokratischen Wahlkampf erblickte Magnus Hirschfeld »das Morgenrot des Sozialismus² und schöpfte Hoffnung für eine grundlegende Reform des Sexualstrafrechts in der neuen deutschen Republik. Inmitten dieser Dynamik gründete er aus seinem Privatvermögen im Juli 1919 das Institut für Sexualwissenschaft in einer klassizistischen Villa im Berliner Tiergarten. Dazu hatte er bereits zu seinem 50. Geburtstag 1918 eine »Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung« zur Förderung der Sexualforschung eingerichtet. Konzipiert hatte er das Institut folglich als eine »Forschungsstätte, eine Lehrstätte, eine Heilstätte und eine Zufluchtsstätte«,³ rechnete aber mit dessen finanzieller Unterstützung oder einer Übernahme durch den Staat. Diese Hoffnung hatte sich 1924, anlässlich der Anerkennung der Stiftung als allgemeinnützig, endgültig zerschlagen, sodass sich das Institut auch weiterhin finanziell selbst tragen musste. Neben Wohnungen gab es Räume zur Behandlung und Beratung, für Laboruntersuchungen, für das Büro des Wissenschaftlich-humanitären Komitees (WhK), später auch der Weltliga für Sexualreform sowie nach dem Zukauf eines Nachbarhauses 1921 einen als Kinosaal nutzbaren Hörsaal, Ausstellungsräume und eine Bibliothek.⁴

- 1 Zur Geschichte des Instituts Rainer Herrn: Vom Traum zum Trauma. Das Institut für Sexualwissenschaft. In: Vera-Elke Kotowski/Julius H. Schoeps (Hg.): Magnus Hirschfeld. Ein Leben im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Gesellschaft. Berlin 2004, S. 173–200. Eine CD-Fassung der 1994 produzierten Ausstellung »Das erste Institut für Sexualwissenschaft« ist bei der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft (<https://magnus-hirschfeld.de/publikationen/einzelveröffentlichungen/cd-rom-institut/www>) erhältlich. Eine Monografie über das Institut wird vom Autor vorbereitet.
- 2 Magnus Hirschfeld: Die Verstaatlichung des Gesundheitswesens. Berlin 1919, S. 3.
- 3 Aus der Eröffnungsrede Hirschfelds, vgl. Magnus Hirschfeld: B. Das Institut für Sexualwissenschaft. In: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen 19 (1919), H. 1/2, S. 54 [Hervorhebungen im Original].
- 4 Magnus Hirschfeld: Unsere Arbeit. Berlin 1924, S. 10.

Im Institut arbeiteten neben Ärzten wie dem Psychiater Arthur Kronfeld, dem Sozialhygieniker Max Hodann, den Gynäkologen Bernhard Schapiro und Ludwig Levy-Lenz sowie Felix Abraham auch Juristen wie Kurt Hiller und Walter Niemann. Ebenso waren Transvestiten wie Dora Richter, Intersexuelle wie Erich Amborn⁵ oder Homosexuelle wie der Schriftsteller Bruno Vogel und Hirschfelds Lebensgefährte Karl Giese dort beschäftigt. Prominente Gäste wie der britische Schriftsteller Christopher Isherwood oder der Kommunist Willi Münzenberg lebten zeitweilig im Institut. Besucht wurde es in den 14 Jahren seines Bestehens von Politikern, internationalen Wissenschaftlern, Künstlerinnen, Künstlern und Intellektuellen wie André Gide. Besonders das sexualwissenschaftliche Museum war eine Attraktion, die Christopher Isherwood wie folgt beschrieb: »Here were fantasy pictures, drawn and painted by Hirschfeld's patients. Scene from the court of a priapic king who sprawled on a throne with his own phallus for a sceptre and watched the grotesque matings of his courtiers. Strange sad bedroom scenes in which the faces of the copulators expressed only dismay and agony. And here was a gallery of photographs, ranging in subject matter from the sexual organs of quasi-hermaphrodites to famous homosexual couples – Wilde with Alfred Dougles, Whitman with Peter Doyle, Ludwig of Bavaria with Kainz, Edward Carpenter with George Merrill.«⁶

Mit der Gründung verfolgte Hirschfeld zwei Ziele: Er brauchte wissenschaftliche Argumente, die seine Forderungen nach einem modernen Sexualstrafrecht untermauerten. Darüber hinaus wollte er der Sexualwissenschaft mit einer veritablen Einrichtung in bester Lage Berlins als eigenständiger und ernstzunehmender medizinisch-naturwissenschaftlicher Disziplin akademische Anerkennung verschaffen.

Hirschfeld hatte sich nach dem Credo, was natürlich ist, darf nicht bestraft werden, um die Jahrhundertwende dafür entschieden, mit der damals modernen genetisch-endokrinologischen Forschung, die er in seiner dreibändigen Sexualpathologie bis 1920 weiterentwickelt hatte,⁷ für die Emanzipation sexueller Zwischenstufen, wie er Homo-, Inter- und Transsexuelle nannte, zu kämpfen. Dieser Forschungsansatz, die sogenannte Zwischenstufentheorie, dominierte in den Anfangsjahren die wissenschaftliche Tätigkeit der Institutsmitarbeiter. Weil er die Vielgestaltigkeit sexueller und geschlechtlicher Erscheinungsformen als Ergebnis einer an-

5 Vgl. Erich Amborn: Und dennoch ja zum Leben. Die Jugend eines Intersexuellen in den Jahren 1915-1933. Schaffhausen 1981.

6 Christopher Isherwood: Christopher and His Kind. New York 1976, S. 16f.

7 Magnus Hirschfeld: Sexualpathologie. 3 Teile. Bonn 1917, 1918, 1920.

geborenen Veranlagung und der Produktion männlicher respektive weiblicher Hormone begriff, ließ er, um dies zu beweisen, die Familienstamm bäume seiner (homosexuellen) Patienten durchforschen, Zellgewebe ihrer Hoden untersuchen, ihre Körper vermesssen und ihnen Hoden Heterosexueller transplantieren. Mit dieser Orientierung an somatischen Faktoren und biologischen Fragen zielte er darauf ab, das Ansehen des Fachs innerhalb der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zu erhöhen. Doch die Materie zeigte sich als komplizierter, die Kausalitäten erwiesen sich als uneindeutiger, die Untersuchungen als kostspieliger, als er angenommen hatte. Auch aufgrund der Folgen der Hyperinflation wurden die Forschungen nach den Ursachen der Homosexualität am Institut Mitte der 1920er Jahre eingestellt, danach geriet es zunehmend ins wissenschaftliche Abseits.

Nicht so in medizinpraktischer und sexualreformerischer Hinsicht: Die eugenisch ausgerichtete Ehe- und Sexualberatung florierte genauso wie die Behandlung sexueller Leiden und Störungen. Dazu wurden im Institut verschiedene hormonhaltige Medikamente entwickelt, an deren Verkaufserlösen Magnus Hirschfeld und Bernhard Schapiro beteiligt waren und die wesentlich zum Erhalt der Einrichtung beitrugen. Diese Forschungen an Institutspatienten wurden bis zur Schließung weitergeführt.

Außerdem entwickelte Hirschfeld ein therapeutisches Konzept, er nannte es Adaptionstherapie, mit dessen Hilfe sich Homo-, Trans- und Intersexuelle besser an jene subkulturellen Milieus anpassen sollten, die ihren Neigungen entsprachen. Nicht zu vergessen ist die Gutachtertätigkeit der Mitarbeiter vor Gericht, bei der versucht wurde, das Strafmaß wegen Sexualdelikten Angeklagter so gering wie möglich zu halten.

Schon 1920 wurde auf Initiative des 1897 unter Hirschfelds Mitwirkung gegründeten WhKs, das seinen Sitz in Institut hatte, mit dem »Aktionsausschuss« ein erstes sexualpolitisches Bündnis mit den zwei weiteren Homosexuellenorganisationen, der Gemeinschaft der Eigenen und dem Freundschaftsverband, zur Abschaffung des §175 RStGB ins Leben gerufen. Dieses Zweckbündnis brach wegen unvereinbarer Strategien der Akteure 1924 auseinander. An dessen Stelle trat, nach der Bekanntgabe eines Neuentwurfes für ein Sexualstrafrecht 1925, das unter Federführung Kurt Hillers arbeitende »Kartell für eine Reform des Sexualstrafrechts«. Das war ein themenübergreifender Zusammenschluss linker sexualpolitischer Kräfte, die sich um eine Erleichterung des Scheidungsrechtes, die Aufklärung über Verhütungsmethoden, die Legalisierung der Abtreibung aus sozialer Indikation und die Entkriminalisierung der Homosexualität einsetzten und 1927 einen entsprechenden »Gegenentwurf« für ein neues Sexualstrafrecht vorlegten. Da im offiziellen Neuentwurf des Strafgesetzbuches eine Ausdehnung der Bestrafung auf homosexuelle Prostitu-

tion vorgesehen war, legte der Sekretär des WhK Richard Linsert eine profunde sozialwissenschaftliche Interviewstudie über die Lebenssituation von Strichern vor, die alle Vorurteile entkräften sollte. Letztlich erfolgte 1929 im Strafrechtsausschuss des Reichstages eine Abstimmung über den Fortbestand des § 175 RStGB, dessen Abschaffung mit der Stimme des konservativen Vorsitzenden Wilhelm Kahl dem Reichstag empfohlen wurde. Aufgrund der politischen Turbulenzen gegen Ende der Weimarer Zeit blieb diese Empfehlung jedoch unbeachtet. Wegen diverser Anschuldigungen wie die, gegen Beschlüsse der WhK gehandelt zu haben, trat Hirschfeld 1929 nach 32 Jahren von dessen Vorsitz zurück. Ein Jahr später, 1930, zog das WhK aus dem Institut aus.

Noch 1928 hatte Hirschfeld in Fortsetzung der sexualreformerischen Bündnispolitik den ersten internationalen Zusammenschluss in einer Weltliga für Sexualreform initiiert. Ihr Büro hatte diese Organisation im Institut. Viele Länder waren in der Weltliga mit nationalen Sektionen vertreten, auf ihren bis 1932 in wechselnden europäischen Städten stattfindenden Kongressen wurden sexualpolitische Forderungen erhoben und entsprechende Resolutionen zur Veränderung des Sexualstrafrechts verabschiedet.

Parallel zur Verstärkung der sexualreformerischen Aktivitäten in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre wurden im Institut Beratungs- und Aufklärungsangebote für die breite Bevölkerung ausgebaut und entsprechende populärwissenschaftliche Zeitschriften, Broschüren und Bücher produziert. Dazu waren zwei Mitarbeiter besonders prädestiniert: der selbst aus der Jugendbewegung hervorgegangene und auf eine proletarische Klientel spezialisierte Reinickendorfer Stadtarzt Max Hodann sowie der eher auf eine bürgerliche Mittelschicht ausgerichtete Frauenarzt Ludwig Levy-Lenz. In speziellen gut frequentierten Frageabenden konnte sich die breite Bevölkerung kostenlos über individuelle (Sexual-)Probleme aufklären lassen. Zudem war das Institut auch ein wichtiger Versammlungsort für Transvestiten, wo Felix Abraham Beratungen anbot, über erste geschlechtsangleichende Operationen bei »Transsexuellen« berichtete und eine Transvestitenorganisation namens »Club D'Eon« initiierte.

Schon 1919 war Hirschfelds Mitwirkung am ersten von Richard Oswald gedrehten homosexuellen Aufklärungsfilm »Anders als die Andern« Anlass für konservative wie rechte Kräfte, ihn als jüdischen Sittenverderber zu diffamieren. Der Hass kulminierte darin, dass man ihn 1920 in München nach einem Vortrag auf offener Straße niederschlug. In Fortsetzung dessen wurden Hirschfeld und sein Institut ab Mitte der 1920er Jahre in der NS-Presse, »Der Stürmer«, »Völkischer Beobachter« und »Der Angriff«, systematisch als Feindbild aufgebaut. Darauf griffen die

Studierenden bereitwillig zurück, als sie am 6. Mai 1933 zur Plünderung vorfuhren. Obwohl sie Magnus Hirschfeld – der sich seit Ende 1930 auf einer Weltreise befand und die Ereignisse in Deutschland vom Exil aus abwartete – nicht antrafen, vandalisierten sie das Institut und warfen Teile der wertvollen Bibliothek und des Archivs am 10. Mai 1933 anlässlich der Bücherverbrennung auf dem Berliner Bebelplatz in die Flammen. Offiziell geschlossen wurde das Institut für Sexualwissenschaft am 14. Juni 1933 auf Anweisung des Berliner Polizeipräsidenten. Nachdem Hirschfelds Versuch, in Paris ein neues Institut zu gründen, gescheitert war, starb er am 14. Mai 1935 in Nizza.

Haben wir sie noch alle?

*oder: Was sucht ein feministisches Archiv im queeren Kulturhaus?**

FRIEDERIKE MEHL

»Wir haben sie noch alle!« Das haben wir in unserer Publikation zum 40-jährigen Bestehen des FFBIZ zumindest so behauptet.¹ Manchmal fragen wir uns allerdings eher »Haben wir sie noch alle?« – etwa in Anbe tracht unseres geplanten Umzugs in das Elberskirchen-Hirschfeld-Haus (E2H). Das queere Kulturprojekt soll Ende 2022 seine Türen in Berlin-Kreuzberg öffnen. Um zu verstehen, was das feministische Archiv FFBIZ in einem queeren Kulturhaus zu suchen hat, lohnt ein Blick zurück in die Geschichte.

Als sich Ende der 1970er Jahre eine Gruppe von Westberlinerinnen für einen Ort einsetzte, an dem Forschung, Bildung und Vernetzung für frau enbewegte Frauen im Mittelpunkt steht, war »queer« in Deutschland noch kein gebräuchlicher Begriff. Der Terminus beschreibt heute als angeeignete, positive Selbstbezeichnung Menschen, die der gesellschaftlichen Norm in Bezug auf Geschlecht und/oder Sexualität nicht entsprechen. Seit 2017 hat »queer« sogar einen eigenen Eintrag im Duden. Mitte der 1970er Jahre war es hingegen eine kleine Revolution, dass Frauen sich als »Lesben« bezeich neten. Kurze Zeit später begannen sie das generische Maskulinum zu untergraben. Die (Hetero-)Norm geriet durch diese frühen sprachpolitischen Interventionen massiv unter Druck, auch wenn der Weg zur Akzeptanz der Selbstbezeichnungen von Frauen/Lesben andauert – manches Unterneh men weiß bis heute nicht, dass es Kund(*)innen hat.²

* Verfasst unter Mitarbeit von Roman Klarfeld für das FFBIZ Team. – Wir haben uns in diesem Text für unterschiedliche Schreibweisen in Bezug auf geschlechtersensible Sprache entschieden. Im Kontext der sogenannten Neuen Frauenbewegung bzw. bei Aktivistinnen dieser Zeit verwenden wir das Femininum, da es (meist) mit der historisch genutzten Selbstbezeichnung der Beteiligten übereinstimmt. Für die Beschreibung aktueller Ereignisse verwenden wir das Gendersternchen, das Menschen diesseits und jenseits binärer Geschlechterverständnisse mit einbezieht.

¹ FFBIZ – das feministische Archiv: »Haben wir sie noch alle?«. In: FFBIZ – das feministische Archiv e. V. (Hg.): Wir haben sie noch alle! Perspektiven auf Feminismus, Frauenbewegung und Geschichte. Berlin 2018.

² Luise F. Pusch: Die Frau ist nicht der Rede wert. Aufsätze, Reden und Glossen. Frankfurt a. M. 1999, S. 37–67; Vanessa Vu: »Die Frau ist nicht der Rede wert«. In: Die Zeit vom

Die Forderungen der Frauenbewegung seit den 1970er Jahren gingen weit über Sprachpolitik hinaus. Frauen/Lesben organisierten sich mit Frauen, protestierten, schufen Infrastrukturen für Frauen und kämpften gegen die gesellschaftliche Benachteiligung aller Frauen. Auch die Initiative für ein Frauenforschungs-, bildungs- und informationszentrum (FFBIZ) in West-Berlin war ein Projekt *von Frauen für Frauen*.

Die FFBIZ-Gruppe wollte »eine Initiative ins Leben rufen, in der Frauen aus der ›alten‹ und ›neuen‹ Frauenbewegung gemeinsam die Planung einer eigenen Bibliothek mit angestellter Bibliothekarin, finanziert aus Senatsgeldern, durchzusetzen versuchen. Der Staat sollte endlich einmal Gelder für ein öffentliches Frauenbildungszentrum zur Verfügung stellen!«³ Sie wollten ein Zentrum gründen, in dem sich Frauen einbringen können – junge und alte, Lesben und Heteras, Mütter und Kinderlose, Professorinnen und Hausfrauen, Frauen mit und ohne Migrationshintergrund. Sie wollten die Trennung aufheben zwischen universitärer Forschung, in der Männer und androzentrische Perspektiven dominierten, und außeruniversitären Frauenzentren, in denen Frauen eigenes Wissen erarbeiteten und sammelten. Die Hierarchien zwischen Forschungs- und Bildungsorten zu torpedieren war der Gruppe längst nicht genug: »Wir wollen nicht einfach die traditionellen Posten in den Universitäten haben [...]. Wir wollen etwas viel Radikaleres. Wir wollen eine Auflösung dieser traditionellen Arbeitsteilung zwischen Frauen. Selbstverständlich kämpfen wir für qualifiziertere Stellen, aber wir möchten, daß die Sekretärin auch forschen kann; und wir wollen lernen, unsere Ergebnisse und Berichte selbst abzutippen.«⁴

Die Bemühungen der Initiativgruppe waren erfolgreich. Im Februar 1980 eröffnete das FFBIZ seine Räume in der Danckelmannstraße im Westberliner Bezirk Charlottenburg. Dort trafen sich Frauen und forschten, etwa zur Frauengeschichte in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. Sie berieten sich gegenseitig bei Erwerbslosigkeit. Lesben trafen sich zum Austausch. Volkshochschullehrerinnen organisierten sich. Gruppen planten Kampagnen gegen den § 218 StGB. Einige FFBIZ-Frauen eröffneten in benachbarten Räumen eine Galerie, in der Künstlerinnen ihre Werke ausstellten. Die AG »Buchfrauen« baute eine umfangreiche Bibliothek auf. Von Beginn an übergaben die Gruppen und Projekte, die sich im FFBIZ organisierten, ihre Protokolle, Flyer, Plakate und andere Materi-

³ 13.3.2018, www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2018-03/sparkasse-formulare-gleichberechtigung-sprache-bgh-urteil [letzter Zugriff am 14.12.2018].

⁴ 3. Initiativgruppe: Bibliothek der Helene-Lange-Stiftung. In: Courage 3/1978, S. 30.

⁴ 4. FFBIZ, A Rep. 100 Berlin 20.8 FFBIZ-Geschichte – 112, IX.2.: FFBIZ-Frauen: Zum mindesten Frau im Kiez kennt uns schon lange.

lien an das Archiv des Zentrums. Diese Unterlagen bildeten die Grundlage der heute deutschlandweit umfangreichsten Sammlung zu Theorie, Geschichte und Aktivismus der Neuen Frauenbewegung.

Das FFBIZ hat sich seit seiner Gründung 1978 kontinuierlich verändert. Zahllose Frauen engagierten sich im Laufe der Jahre mit ihren Ideen, ihrem Geld und vor allem mit ihrer Zeit für das Projekt. Viele der Mitgründerinnen haben sich inzwischen anderen Tätigkeiten zugewandt. Einige Frauen der ersten Stunde sind geblieben. Seit 1978 veränderte sich nicht allein die Arbeit im Zentrum, sondern die Frauenbewegung, also der Kontext, aus dem das FFBIZ entstanden war. Debatten wie diejenige um »Lohn für/gegen Hausarbeit« oder Strategien, etwa zu Wahl und Wahlboykott, traten in den Hintergrund. Neue Themen wie der Fokus auf Gleichstellung und Methoden, etwa das »Gender Mainstreaming«, bildeten sich heraus. Politische Auseinandersetzungen verschoben sich von der Straße und autonomen Einrichtungen in die Institutionen. Dazu kamen die neuen Rahmenbedingungen nach der deutsch-deutschen Vereinigung von 1990.

Einige dieser Entwicklungen hinterließen Lücken – auch in Bewegungseinrichtungen wie dem FFBIZ. Seit Mitte der 1990er Jahre kamen weniger Frauen ins Zentrum, um sich politisch und kulturell zu organisieren. Diejenigen, die sich weiterhin engagierten, konzentrierten sich zunehmend auf die Archivarbeit. Das neue Jahrtausend brachte weitere, entscheidende Veränderungen mit sich. Bedroht durch massive finanzielle Kürzungen des Senats entschieden die Frauen des FFBIZ im Jahr 2003, ihr langjähriges Domizil in Berlin-Charlottenburg zu verlassen. Das Archiv zog zur Miete in Räume des Archivs Grünes Gedächtnis der Heinrich-Böll-Stiftung. Der neue Standort im Ostteil der Stadt schwächte den Kontakt des FFBIZ zu den Bewegungsfrauen der ersten Stunde, die zumeist in Westberlin wohnten. Zudem ließ der Nachwuchs auf sich warten. So entfernte sich das Projekt durch das Fernbleiben jüngerer Aktivist*innen von aktuellen feministischen Debatten und Bewegungen.

Der neue Standort löste einige, aber nicht alle Probleme: Die Finanzierung des Archivs war (und ist bis heute) weiterhin unsicher und zu gering. Passende Räumlichkeiten für die wachsende Sammlung zu finden, bleibt ein wiederkehrendes Thema. Das FFBIZ überlebte die besonders prekären Zeiten zu Beginn der 2000er Jahre nicht zuletzt dank des unermüdlichen Einsatzes der einstmaligen Mitgründerin und langjährigen Leiterin Ursula Nienhaus. Nach ihrer Berentung im Jahr 2012 war es Aufgabe der neuen Mitarbeiter*innen, den Kurs des FFBIZ zu bestimmen.

Als derzeitiges Team wollen wir das FFBIZ wieder zu einem Ort machen, der feministische Geschichte dokumentiert und gleichzeitig zum

Austausch zwischen feministischen Generationen und Strömungen beträgt.⁵ Mit Archivführungen, Filmreihen und Lesekreisen bringen wir das Archiv interessierten Personen näher und sensibilisieren Aktivist*innen aller Altersstufen für die Notwendigkeit, die eigene Geschichte zu bewahren.⁶ Gleichzeitig tragen wir mit Projekten wie unserer Oral History-Reihe dazu bei, neue Kontakte zu Aktivistinnen der 1970er, 1980er und 1990er Jahre zu knüpfen und ihre Perspektiven auf die Frauenbewegung zu dokumentieren.⁷

Viele dieser Vorhaben, die ältere und jüngere Aktivist*innen ansprechen und mitunter zusammenzubringen, werfen Fragen auf. Wer ist eigentlich Teil der Frauenbewegung? Was bedeutete Feminismus damals – und heute? Wer soll (und darf) dafür eintreten? Für das FFBIZ sind diese Fragen wichtig, denn sie ermöglichen Reflexion und Auseinandersetzungen, Kompromisse und Bündnisse. Damit Antworten auf drängende politische Herausforderungen formuliert, neu bewertet und erstritten werden können, sollte ein feministisches Archiv deshalb nicht nur das gesamte Themenspektrum feministischen Engagements bewahren und zur Verfügung stellen, sondern auch kontroverse Positionen dokumentieren – und eigene Perspektiven reflektieren. Um letzterem Anspruch gerecht zu werden, problematisieren wir die historische Entwicklung der Sammlungspraxis des FFBIZ als Projekt einer mehrheitlich *weißen*, westeuropäischen Frauenbewegung. Und wir entwickeln Strategien um marginalisierte Perspektiven hervorzuheben und Auslassungen zu markieren.⁸

Auch andere Fragen müssen wir stetig neu beantworten: Wie können wir unsere Materialien einer breiteren Öffentlichkeit zur Verfügung stellen? Wie können wir unser Material besser für Forschung und Bildung aufbereiten? Wie können wir dazu beitragen, dass Aktivist*innen und ihr Engagement sichtbar werden – und bleiben? Wie können wir uns gegen Kürzungen von Frauen- und Mädchenprojekten wehren? Bei der Suche nach Antworten profitieren wir seit Jahren von der Unterstützung starker Netzwerke. Dazu gehört etwa der i.d.a.-Dachverband deutschsprachiger Frauen/Lesbenarchive, -bibliotheken und -dokumentationsstellen,⁹

5 Roman Aaron Klarfeld: Gesammelter Feminismus. In: *an.schläge* 9/2013, S. 36 f., hier S. 37.

6 Vergangene Veranstaltungen, <http://www.ffbiz.de/veranstaltungen/vergangene-veranstaltungen/index.html> [letzter Zugriff am 31.1.2019].

7 Oral History-Interviews, <http://www.ffbiz.de/projekte/oral-history-interviews/index.html> [letzter Zugriff am 31.1.2019].

8 FFBIZ – das feministische Archiv: »Haben wir sie noch alle?« (wie Anm. 1), S. 96.

9 i.d.a. Dachverband deutschsprachiger Frauen / Lesbenarchive, -bibliotheken und -dokumentationsstellen, <http://www.ida-dachverband.de> [letzter Zugriff am 14.12.2018].

das *berliner frauen netzwerk* (bfn)¹⁰ oder das Netzwerk »Archive von unten«.¹¹ Ein weiteres zukunftsweisendes Netzwerk für das FFBIZ ist der Freund*innenkreis Elberskirchen-Hirschfeld-Haus – Queeres Kulturhaus e.V. Als Mitglied sind wir an den Planungen des Elberskirchen-Hirschfeld-Hauses (E2H) beteiligt.¹² Dieser neue Ort queerer Kultur, Geschichte und Gegenwart soll in den ehemaligen Redaktionsräumen der Tageszeitung »taz« in Berlin entstehen.

Dass das FFBIZ ausgerechnet Teil einer Hausgemeinschaft werden will, die sich unter dem Label »queer« formiert, wird die eine oder den anderen vielleicht irritieren. Es drängt sich die Frage auf: Was hat ein feministisches Archiv in einem queeren Kulturhaus zu suchen?

Unsere Zusammenarbeit mit LSBTIQ*-Einrichtungen zeigt, dass sich der sehr diverse Bestand des FFBIZ mit den Sammlungen unserer künftigen Nachbar*innen wunderbar ergänzt. Seit Planungsbeginn des E2H im Jahr 2016 haben sich die Kooperationen mit dem Spinnboden Lesbenarchiv, der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft und der Forschungsstelle Kulturgeschichte der Sexualität an der Humboldt-Universität intensiviert. So fand 2018 das zweite Vernetzungstreffen deutschsprachiger queerer Archive unter dem Titel »queer search« statt.¹³ Gemeinsam mit der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld und dem Spinnboden richteten wir 2018 die Veranstaltungsreihe »Ein anderer Blick – Lesbische Lebenswelten in Berlin« aus. Darüber hinaus gehören wir 2019 zusammen mit anderen Berliner Einrichtungen zu den Gastgeber*innen der »Archives, Libraries, Museums and Special Collections (ALMS) Conference«.¹⁴ Unser Einzug in das E2H wird dazu beitragen, den Blick für die Verflechtungen feministischer und LSBTIQ*-Geschichte weiter zu schärfen.

Die verflochtene Bewegungsgeschichte zeigt sich auch in der Geschichte des FFBIZ, das von vielen Lesben mitgegründet wurde. Das Archiv bewahrte zeitweise sogar Dokumente des Lesbischen Aktionszentrums

¹⁰ *berliner frauen netzwerk*, <http://www.berlinerfrauennetzwerk.de> [letzter Zugriff am 14.12.2018].

¹¹ Das Netzwerk »Archive von unten«, <http://www.bewegungsarchive.de> [letzter Zugriff am 14.12.2018].

¹² Elberskirchen-Hirschfeld-Haus, <http://e2h.berlin> [letzter Zugriff am 14.12.2018].

¹³ Im Rahmen von »queer search« arbeiten FFBIZ, Spinnboden Lesbenarchiv, Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft (MHG) und die Forschungsstelle Kulturgeschichte der Sexualität der Humboldt-Universität zu Berlin an einem gemeinsamen Online-Katalog nach Vorbild des Meta-Katalogs des Dachverbands i.d.a. (vgl. <https://meta-katalog.eu>).

¹⁴ Neben dem FFBIZ gehören die Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, das Spinnboden Lesbenarchiv, die Forschungsstelle Kulturgeschichte der Sexualität der Humboldt-Universität zu Berlin, die Initiative Queer Nations, das Lili-Elbe-Archiv und das Schwule Museum zu den Gastgeber*innen, <https://queerlandsberlin2019.de> [letzter Zugriff am 31.1.2019].

Westberlin (LAZ) auf, bis sie vom Spinnboden Lesbenarchiv übernommen wurden. Bis heute ist die Lesbenbewegung ein Sammlungsgebiet des FFBIZ. Dabei kommt es kaum zu Abgrenzungsproblemen mit dem Spinnboden Lesbenarchiv – vor allem, weil Sammlungsgeber*innen selbst entscheiden, in welches Archiv ihr Material am besten passt. Vielmehr arbeiten FFBIZ und Spinnboden eng zusammen, um Lesben(bewegungs)geschichte als eigenen Gegenstand in den Fokus zu rücken und gleichzeitig als elementaren Bestandteil von Frauen(bewegungs)geschichte begreifbar zu machen.¹⁵ Schließlich verdankten und verdanken die Bewegungen einander viel – theoretisch, »personell« und organisatorisch. Trotz zahlreicher Meinungsverschiedenheiten, Konflikte und Verletzungen: Die Lesbenbewegung ist ohne Feminismus ebenso wenig denkbar, wie die Frauenbewegung ohne Lesben hätte existieren können.

Wenn wir die Entstehung der Queer Theory betrachten, wird klar, dass auch sie sich maßgeblich aus vorangegangenen Auseinandersetzungen in und zwischen feministischen, lesbischen und schwulen Bewegungen speist. So waren Begehren, Sexualität und Geschlecht seit Beginn der Frauen/Lesbenbewegung Kernthemen für Theoriebildung und Aktivismus. Sie sind es bis heute, auch wenn sich Begrifflichkeiten und Herangehensweisen verändert haben. Die Kontinuität feministischer Politiken wird vor allem dort sichtbar, wo frühe politische Forderungen bis heute offengeblieben sind. Ein prominentes Beispiel dafür ist der § 218 StGB, der in Deutschland (nicht jedoch in der DDR) seit 1871 den Schwangerschaftsabbruch kriminalisiert. Nachdem Frauen schon zu Zeiten der Weimarer Republik die Streichung des Gesetzes forderten, war der Paragraf seit Beginn der 1970er Jahre einer der Kristallisierungspunkte des politischen Engagements der Neuen Frauen/Lesbenbewegung. Vermutlich konnte sich damals keine Aktivistin vorstellen, dass der Paragraf bis heute im Strafgesetzbuch verankert bleiben, dass das sogenannte »Werbeverbot« weiterhin bestehen und christliche FundamentalistInnen immer wieder mit einem »Marsch für das Leben« durch die Berliner Innenstadt ziehen würden. Bis heute organisieren sich Menschen für die Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs – seit den 1990er Jahren neben dem feministischen auch unter queerem Vorzeichen – und stehen damit in der Tradition der Lesben/Frauenbewegung. Queere Geschichte ist so immer auch die Geschichte von Frauen/Lesben und Feminist*innen.

Kontinuitäten hin oder her, der Begriff »queer« verursacht heute Unbehagen bei vielen Aktivistinnen älterer Semester, ebenso wie bei etlichen

¹⁵ Im Jahr 2019 führen Spinnboden und FFBIZ mit »Friedliche Revolution? Lesbisch-feministische Perspektiven auf 1989« ihr erstes gemeinsames Projekt durch.

Frauen jüngerer Jahrgänge. Sie befürchten die Unsichtbarmachung von Frauen/Lesben durch einen Begriff, der alles und nichts zu meinen scheint und Machtungleichheiten verschleiert. Diese Vorbehalte sind keineswegs abwegig, und es wäre naiv, sie in Hinblick auf ein »queeres« Leuchtturmpunkt mit Beteiligung vieler äußerst unterschiedlicher Einrichtungen zu ignorieren. Deswegen kann nicht genug betont werden: Die am E2H beteiligten Bildungs- und Gedächtniseinrichtungen wollen *nicht fusionieren*. Sie alle bleiben eigenständige Einrichtungen. Für uns gilt weiterhin der Anspruch, den die Gründerinnen des feministischen Archivs formulierten: »Das FFBIZ soll(te) autonom sein, angesiedelt außerhalb traditioneller Institutionen und Politikformen und ohne Kontrolle durch diese.«¹⁶

Die Eigenständigkeit und Einmaligkeit jeder Einrichtung im E2H ist Voraussetzung für die Diskussion von Differenz und Ungleichheit. So kann das FFBIZ von dem Gemeinschaftsprojekt nur profitieren. Der Ort Berlin-Kreuzberg macht unser Archiv leichter erreichbar und sichtbarer. Die großzügigen Flächen im Haus lösen unser akutes Platzproblem für Sammlungen und Mitarbeiter*innen. Die Nähe zu anderen Einrichtungen stärkt den Austausch und fördert Kooperationen. Das wird nicht allein dem Bewegungsarchiv FFBIZ zu Gute kommen, sondern vor allem all den Menschen, die weiterhin feministisch und/oder queer forschen, sich engagieren, streiten, bilden und erinnern wollen.

¹⁶ FFBIZ, A Rep. 100 Berlin 20.8 FFBIZ-Geschichte – 96, VII. 1 Akten zu Veröffentlichungen und zum Eigenverlag: Zeitung zum 10jährigen Bestehen des FFBIZ. 1988, darin S. 7-11: Gisela Vollradt: Wanted. Autonomie und Geld, Zitat S. 7.

Bilder einer Ausstellung

Zur Geschichte der HAW-Frauen und des Lesbischen Aktionszentrums 1972 bis 1982

CHRISTIANE HÄRDEL

Prolog

Vom 6. Juli bis zum 5. November 2018 zeigte das Schwule Museum* in Berlin die Ausstellung »RADIKAL – LESBISCH – FEMINISTISCH«, die erstmals Geschichte und Bedeutung der HAW-Frauengruppe (Homosexuelle Aktion Westberlin) und des LAZ (Lesbisches Aktionszentrum) in den Jahren 1972 bis 1982 für ein größeres Publikum in den Fokus rückte. Für eine Ausstellung zur Lesben- und damit auch zur Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre gab es viele und drängende Gründe, individuelle und vor allem politische. Lesben erfahren in den letzten Jahren wieder, wenngleich mit wechselndem Erfolg,¹ verstärkt öffentliche und politische Aufmerksamkeit: So wurde im März 2015² im der Berliner Szenetreff »SchwuZ« über »Die unsichtbaren Lesben – vom Verschwinden einer Identität« vor hunderten Lesben debattiert. Seither steht das Thema »Lesbische Un/Sichtbarkeit« im Raum.

Im Juni 2015 präsentierten Schwules Museum* (SMU) und Deutsches Historisches Museum (DHM) erstmals eine umfassende Schau zu Geschichte, Politik und Kultur der Homosexualität, die »im öffentlichen Gedächtnis bisher ein Schattendasein« geführt habe.³ Diese Ausstellung suchte die übliche Wahrnehmung, Homosexuelle mit schwulen Männern gleichzusetzen, zu durchkreuzen, und fokussierte auch auf die Rolle lesbi-

- 1 RuT (Rad und Tat e.V.): Ein seit Jahren geplantes Lesbenwohnprojekt in Berlin wurde mit juristischer Verve aus dem senatsseitig bewilligten Areal 2018 wieder heraus advokatiert – von der bislang so renommierten Schwulenberatung. Kannibalismus in der LSBTI-Szene? Ewige Dominanz der Männer?
- 2 Stephanie Kuhnen: Vom Verschwinden einer Identität. In: dies. (Hg.): *Lesben raus! Für mehr lesbische Sichtbarkeit*. Berlin 2018, S. 25–31, hier S. 25.
- 3 Website des SMU zur Ausstellung, <https://www.schwulesmuseum.de/ausstellung/radikal-lesbisch-feministisch/> [letzter Zugriff am 27.2.2019].

scher Aktivist_innen in der Homosexuellenbewegung. Auch mit von der Politik ausgelobten Preisen sollen Lesben sichtbar gemacht werden.⁴

Als Aktivistin der Lesbenbewegung der 1970er Jahre fing ich noch einmal »Feuer«. Ich betätigte mich ehrenamtlich in der Besucherbetreuung des SMU, um dort lesbische Präsenz und Sichtbarkeit zu fördern. Ich wollte, neben der Unterstützung des SMU, erreichen, dass sich dort ein Kristallisierungspunkt auch für Lesbenaktivitäten bildet. Das SMU sollte auch ein »LMU« – ein bewegungsbasierter Museumsort für Lesbengeschichte und ein Treffpunkt für Lesben werden. Doch Einladungen an die lesbische Community, Informationen, Sonderführungen – nichts fruchte wirklich, wohl im Wesentlichen der dominierenden Präsenz übersexualisierter Exponate männlicher Homosexualität geschuldet. Beim traditionellen monatlichen Lesben-Stammtisch der »Bewegungsveteraninnen« fand der Gedanke für eine eigene Ausstellung über die Entstehung, die Kreativität und die Kraft der Lesben- und der feministischen Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre Interesse.

Die Ausstellung »RADIKAL – LESBISCH – FEMINISTISCH«

Dank der Aufgeschlossenheit des SMU und bei dort geplantem »Jahr der Frauen« 2018 fasste ich die Gelegenheit beim Schopf und gewann Dr. Birgit Bosold, Vorständin des SMU, für die Idee einer Ausstellung über die HAW und das LAZ. Den Lesben des 21. Jahrhunderts sollte die Lesbengeschichte der zweiten deutschen Frauenbewegung wiedergeschenkt werden. Denn mittlerweile waren die Lesben quasi schleichend zu Objekten von Universitäts-AbsolventInnen geworden. Akribisch waren die geschichtsbewusst geführten Protokolle und Aufzeichnungen aus HAW und LAZ »queerfeministisch«, ohne Austausch mit Zeitzeuginnen, gefiltert worden – heraus kam teils ein Extrakt kaum haltbarer Thesen zur Lesben- und Frauenbewegung. Mühsam suchte Studiosa z.B. Spurenelemente von damaliger »Transfeindlichkeit« und von Rassismus zu finden – mit sehr schütterem Ertrag, da fehlender Grundlage. Diese und andere historischen »Missverständnisse« galt es zu klären.

Mit der Ausstellung wollten politisch engagierte und bewegte Zeitzeuginnen dem unseligen Trend der heutigen »Geschichtsforschung« entge-

4 Der erste verliehene »Berliner Preis für Lesbische Sichtbarkeit«, ausgelobt vom Senat, ging bezeichnenderweise an die Wissenschaftlerin Ilse Kokula, ein HAW- und LAZ-Urgestein, eine Mitwirkende und die Titelgeberin des WDR-Films über die HAW-Frauen »Und wir nehmen uns unser Recht« (1974).



Abb. 1: Eröffnung der Ausstellung durch die KuratorInnen (v.l.n.r.)
 Regina Krause, Christiane Härdel, Monne Kühn, Wolfgang Theis
 sowie Birgit Bosold (SMU)

gentreten, der da wähnt, Geschichte werde von denjenigen korrekt wiedergegeben, die sie aus heutiger Sicht interpretieren. Dagegen stand ein »Nein« der Zeitzeuginnen, die ja selbst Geschichte gemacht, gestaltet und geschrieben haben, vom ersten Tag des Bestehens der HAW-Frauengruppe und später des LAZ an.

Seitens des SMU kuratierte solidarisch und kreativ Wolfgang Theis als »Gründungsmutter« des SMU; lesbische Kuratorinnen waren ehrenamtlich Dr. med. Regina Krause, Monne (Monika) Kühn und die Verfasserin, tapfer einen Etat von 5.000 Euro im Rücken wissend. Ein Trip voller Erinnerungen, Überraschungen, auch mit Enttäuschungen, getragen von Kreativität und Solidarität und Unterstützung, begann. Viele ehemalige Protagonistinnen der Lesbenbewegung stellten Material und Erinnerungsstücke zur Verfügung, arbeiteten an den Ausstellungstexten mit, liehen Filme, Fotos, Devotionalien, beteiligten sich an den diversen Begleitveranstaltungen während der Ausstellung und und und ...

Nur einige wenige seien, stellvertretend für viele, in alphabetischer Reihenfolge genannt:

Die Mitbegründerin des Frauenbuchvertriebs in Westberlin (1976-1985) Dr. med. Regina Krause erinnerte sich der Schätze, die noch aus ihrer Zeit als Chefin des ersten deutschen Buchvertriebs für Frauen- und



Abb. 2: Blick in die Ausstellung

Lesbenliteratur stammten, und gestaltete dazu einen Ausstellungsteil. Raubdrucke, erste Printprodukte von Frauen- und Lesbenselbstverlagen, Plakate, Periodika – alles kam aus dem Keller ans Licht!

Die pensionierte Gymnasiallehrerin Christiane von Lengerke verantwortete einen umfänglichen Ausstellungsteil mit zur Gruppe L74 (Lesbos 1974) und deren Periodikum UKZ (Unsere kleine Zeitung, 1975-2004), zum von ihr mitgegründeten ersten Berliner Frauenbuchladen Labrys (1975-1994) und gestaltete ein Poster zur ALL (Arbeitskreis lesbischer Lehrerinnen, 1978-1988). Die Regisseurin, Autorin, Multimediacoproduzentin und Webautorin Cristina Perincioli stellte neben vielen Fotografien eine mit der Musik der Flying Lesbians unterlegte Diashow über die bis heute stattfindenden Frauen-Lesben-Wochen in Femø, Dänemark zur Verfügung. Cäcilia Rentmeister, Kunsthistorikerin, Geschlechter- und Genderforscherin, setzte ihren Professorinnenhut ab, erinnerte sich der Zeit als Keyborderin und Sängerin der Flying Lesbians⁵ und stellte das Originalequipment der Band vom E-Piano bis zum Verstärker als Ausstellungsstücke zur Verfügung.

Veranstaltungen mit Zeitzeuginnen-Gesprächen, Diskussionen zum Generationendialog zwischen den Lesben, zur Situation behinderter Les-

5 Die Flying Lesbians (1974 bis 1977) waren die erste Frauenrockband in Deutschland und Kontinentaleuropa.

ben, zu Filmen über Lesben, Vorträge zu Projekten und Aktionen der Lesbenbewegung, Geschichte und zur Medienentwicklung und allein 20 Kuratorinnen-Führungen wurden weitgehend ehrenamtlich durchgeführt.

Die HAW-Frauengruppe und das LAZ (1972-1982) – wer waren sie?

Wurzeln dieser radikal-lesbischen Gruppe sind vorangegangene Entwicklungen in der Studierendenbewegung seit 1968 (außerparlamentarische Opposition, SDS, Weiberrat) und – als zündender Funke – die offensive Organisierung der homosexuellen Männer in der HAW im November 1971. Der Film von Rosa von Praunheim »Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Gesellschaft, in der er lebt«⁶ wurde im Sommer 1971 auf der Berlinale uraufgeführt. Gedreht wurde er vor dem Hintergrund der Ereignisse in New York 1969 (Stonewall) und der folgenden Jahre (»Gay Pride Week«, Demonstrationen) sowie der deutschen Strafrechtsreform zum § 175 StGB von 1969. Sein Ziel war es, »die Homosexuellen aufzurufen, ihre unmäßige Angst zu überwinden und selbst für ihre Rechte zu kämpfen«. In der Folge kam es zur Gründung der Homosexuellen Aktion Westberlin, dem Zusammenschluss der schwulen Männer. Eine zunächst kleine Lesbengruppe schloss sich im Februar 1972 der HAW als »Frauengruppe« an. Auch sie wollte ihre Isolation durchbrechen und sich mit anderen homosexuellen Frauen zusammenschließen.

Das Kontaktzentrum der HAW sollte eine Alternative zur Subkultur sein, den halb dem Rotlichtmilieu zugeordneten Lesben- und Schwulenvbars. Am Anfang nannten sich die Lesben »schwul«. Sie wollten als homosexuelle Frauen in der Gesellschaft und in den fortschrittlichen politischen Bewegungen sichtbar sein. Eines ihrer Ziele war, gemeinsam mit allen Frauen gegen die Diskriminierung und Unterdrückung von Frauen zu kämpfen. Die HAW-Frauengruppe war eine politische, antiautoritäre und antikapitalistische Emanzipationsgruppe. Ziel waren die Befreiung von gesellschaftlichen Zwängen, die sexuelle Befreiung; Kritikpunkte waren Frauenfeindlichkeit, Homophobie, repressive Familien-Strukturen, die kapitalistische Ordnung der Gesellschaft. Auch HAW-Frauen gründeten 1973, gemeinsam mit Frauen aus der feministischen Gruppe »Brot und Rosen« u.a., das Berliner Frauenzentrum, das erste in der Bundesrepublik. Über Jahre bestand engste Zusammenarbeit.

6 Siehe auch Rosa von Praunheim: *Rosas Rache. Filme und Tagebücher seit 1960*. Berlin 2009, S. 22 f., S. 98-104.



Abb. 3: Die Anfänge der HAW –
Frauen und Männer gemeinsam 1971/72

1974 erfolgte zur Verstärkung der lesbischen Sichtbarkeit die Änderung von »schwul« zu »lesbisch«, als Sinnbild für die Ablösung von den schwulen Männern hin zur feministischen Frauenbewegung; 1975 nannte sich die Gruppe um in LAZ »Lesbisches Aktionszentrum« und gründete auch einen Trägerverein. Die organisatorische und räumliche Trennung von der Männergruppe war bereits beim Umzug in zwei Etagen in der Kulmer Straße 20a erfolgt, da die Lesben empfanden, von den schwulen Männern als Frauen marginalisiert zu werden. Eine Vielzahl von Aktivitäten des LAZ begründete seinen bundesweiten Einfluss und seine Strahlkraft bis weit in die Provinz. Von besonderer Relevanz war die Mitwirkung der HAW-Frauen an dem WDR-Dokumentarfilm »Und wir nehmen uns unser Recht« von Claus-Ferdinand Siegfried 1974. Das Aktionszentrum wurde schlagartig bekannt und gewann eine eminente Bedeutung für das Coming-Out von Lesben und für die Gründung vieler Lesbengruppen und -projekte in Westdeutschland. Auch mit Lesben in Ost-Berlin wurden Kontakte geknüpft, die



Abb. 4: HAW-Dokumentation 1974



Abb. 5: Darstellung von Labrys Frauenbuchladen Berlin

dort zur Gründung einer Lesbengruppe führten. Ältere berufstätige Lesben gründeten 1974 aus dem LAZ heraus die Gruppe L74 (Lesbos 74) und veröffentlichten von 1975 bis 2004 eine Zeitschrift, die »UKZ«.

Aufsehenerregende politische und subversive Aktionen wie gegen einen frauenfeindlich geführten Prozess in Itzehoe gegen zwei des Mordes beschuldigte Lesben, gegen die lesbienfeindliche Pressehetze der BILD-Zeitung und anderer Printmedien, und viele andere erhöhten den Bekanntheitsgrad des LAZ sowie der Lesbenbewegung in der Bundesrepublik und führten zu historischen Solidarisierungsprozessen unter lesbischen Frauen. Über Jahre entwickelte sich eine ungeheure Produktivität: Geschaffen wurde die Infrastruktur für Freizeitgestaltung im männerfreien Raum ebenso wie für zahllose Arbeitsgruppen und Aktionen. Organisiert wurden große Frauenfeste mit lesbischen Rockbands, regelmäßige »offene Abende«, Spiel- und Diskoabende für das lesbische Gemeinschaftsleben.

Die Lesben des LAZ organisierten das »Pfingsttreffen« der Lesben und begründeten damit eine Tradition jährlicher Treffen mit Gruppenveranstaltungen, Plena, mit Festen und Kulturveranstaltungen, so der nach der Auflösung des LAZ bis heute stattfindenden »Lesben-Frühlings-Treffen« (LFT). Sie nahmen an Fernseh- und Rundfunkproduktionen teil. Sie kämpften gegen die allgegenwärtige Gewalt gegen Frauen, in Demonstrationen gegen die Gewalt, lernten Taekwondo und Karate. Mit der Karate-Lehrerin und Schwarzgurtträgerin Martha Schediwy organisierten sie die Selbstverteidigungskurse in den Räumen des LAZ und – wegen riesiger Nachfrage – ab 1976 im Verein Selbstverteidigung für Frauen in der Hauptstraße 9.

Sie leisteten Beiträge zu den Berliner Frauen-Sommer-Universitäten der 1970er Jahre. Lesben des LAZ gründeten Selbstverlage, druckten und verlegten Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, Plakate, führten einen internationalen Frauenbuchvertrieb, betrieben eine Buchhandlung nur für Frauen, eröffneten Frauenkneipen, drehten Lesbenfilme. Sie veröffentlichten Bücher, wissenschaftliche Arbeiten zur eigenen Betroffenheit wie Magister-, Diplom- und Doktorarbeiten. 1981 kam es zur krisenhaften Entwicklung, die zur Auflösung des LAZ führte. Viele der Aktivistinnen hatten sich dem Studium zugewandt, hatten akademische Berufe ergriffen, hatten sogenannte Männerberufe erlernt und übten sie in frauenfeindlicher bzw. -skeptischer Umgebung aus, waren als »Landlesben« in die Provinz gegangen, arbeiteten hart in den Frauenhäusern der ersten Stunde, hatten sich in private Paarbeziehungen zurückgezogen. Hintergrund war auch, dass innerhalb der Gruppe Machtstrukturen wirkten, die die Lesben immer bekämpft hatten: Der sogenannte »Terror strukturloser Gruppen« griff um sich. Für viele bedeutete dies den Rückzug aus der Lesbenbewegung.

Ein Fazit

Den Kuratorinnen und mitwirkenden Lesben war nach ihrer resümierenden Schau zur bundesdeutschen Geschichte der Lesbenbewegung klar, dass zwar viele emanzipatorische Prozesse angestoßen und gesellschaftlicher Fortschritt erreicht wurde, dass jedoch die Ziele, nämlich tatsächliche Gleichberechtigung und ein Ende der strukturellen Misogynie, noch nicht verwirklicht wurden. Vielmehr scheint ihr Erreichen derzeit wieder besonders gefährdet. Die »Ehe für alle«, die Benennung von Straßen nach verstorbenen Lesben, ein sympathischer und liberal sich gebender Bundespräsident, der sich bei Lesben, Schwulen, den Bi-, Trans*- und Interpersonen für langes Leid und lange Diskriminierung entschuldigt hat – all das kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass vieles zu bewahren und noch vieles weiter zu erkämpfen ist. Zum einen weht ein rechtspopulistischer Wind durch unsere Gesellschaft, zum anderen – und m.E. nicht weniger gefährlich – befinden wir uns in einer Phase der »Sabotage der Aufklärung«⁷ mit der Gefahr der Relativierung, der Fragmentierung und der Entpolitisierung wichtiger gesellschaftspolitischer und damit Frauenpolitischer und feministischer Positionen. Die überbordende Relativierung im Rahmen der Strömung Intersektionalität gefährdet den Kampf der Feministinnen und damit weit vorn speziell der Lesben. Politische Achtsamkeit und Positionierung der Lesben tun immer noch und immer wieder Not.

Bei der Vernissage zur Ausstellung wurde als Motto ausgegeben »Die Lesben sind nicht mehr sichtbar, die Lesbenorte sind fast völlig verschwunden. Diese Ausstellung möchte dazu beitragen, dass sich dies ändert!«

Bei der Finissage wurde seitens der Kuratorinnen resümierend das Versprechen gegeben, das LAZ neu zu begründen – als »LAZ reloaded«. zur »authentischen Aufarbeitung, Dokumentation und Präsentation bzw. Veröffentlichung der Geschichte der HAW-Frauengruppe und des Lesbischen Aktionszentrums durch Aktivistinnen aus diesen Gruppen, zur Darstellung der zahlreichen aus der Lesbenbewegung der 1970er Jahre hervorgegangenen Projekte und Initiativen sowie deren gesellschaftspolitische Bedeutung von damals bis heute in Ausstellungen, Filmen, im Internet und mit Bildungsveranstaltungen, zur Wieder-Sichtbarmachung lesbischer Frauen, die die Anfänge der Lesbenbewegung der 1970er Jahre

⁷ Caroline Fetscher: Sabotage der Aufklärung. In: Der Tagesspiegel vom 2.12.2018, <https://www.tagesspiegel.de/kultur/menschenrechte-und-ideologie-sabotage-der-aufklaerung/23706728.html> [letzter Zugriff am 27.2.2019].

in Westberlin initiiert und in die Gesellschaft hineingetragen und damit einen wichtigen Beitrag zur Erweiterung des Demokratieverständnisses der bundesrepublikanischen Gesellschaft geleistet haben«.⁸ Den Zeitzeuginnen soll so eine Stimme gegeben, die Artikulierung ihrer Interessen in der Öffentlichkeit ermöglicht und die Verwaltung ihres historischen Erbes gesichert werden. Zukunftsorientierung wird erzeugt durch die Vermittlung und Sichtbarmachung der autonomen Lesbenbewegung für die jetzige Generation von Lesben und in die Gesellschaft hinein und mit der Förderung des Austauschs unter den Altersgruppen. Nicht zuletzt auch durch die Förderung des Andenkens an wegen ihrer sexuellen Orientierung verfolgte lesbische Frauen sollen lesbisches Selbstverständnis und lesbische Identität gefördert werden. Die Neugründung des radikalfeministischen Lesbischen Aktionszentrums (»LAZ reloaded«) durch Lesben auch der jüngeren Generationen erfolgte im Dezember 2018.⁹

Ausblick

Über die Ausstellung, Vernissage und Finissage wurde ein Videofilm produziert, der nach Fertigstellung durch das LAZ reloaded gezeigt werden wird und ausgeliehen werden kann. Eine Dokumentation ist geplant. Das LAZ reloaded hat mit Veranstaltungen ab März 2019 seine Öffentlichkeitsarbeit begonnen.¹⁰

Das LAZ gehört zum Kreis der Freund*innen des Elberskirchen-Hirschfeld-Hauses – Queeres Kulturhaus Berlin e.V., die es sich zum Ziel gesetzt haben, ein »Queeres Kultur-Haus« für wissenschaftliche Forschungsinstitute, eine internationale Forschungsbibliothek, wissenschaftliche Archive und Bibliotheken, Kulturveranstaltungen und Ausstellungen, ein Forum und eine Begegnungsstätte für Wissenschaft, Forschung, Kultur und Volksbildung unter einem Dach in Berlins Mitte aufzubauen.¹¹ Die Lesben werden an diesem Projekt aktiv mitwirken.

⁸ § 2 der Satzung von LAZ reloaded e.V.

⁹ Über seine Aktivitäten und Veranstaltungen wird berichtet auf der Homepage <https://www.laz-reloaded.de/> [letzter Zugriff am 27.2.2019].

¹⁰ Begonnen wurden die Veranstaltungen am 8. März 2019 mit dem Vortrag »Mary Dalys Gyn/Ökologie – eine Reise durch Exorzismus und Ekstase!« von Katerina Dakoura.

¹¹ Siehe hierzu den Beitrag »Neues vom Elberskirchen-Hirschfeld-Haus. Klarere Konturen durch Projektstudie« in diesem Band.

Das Archiv der anderen Erinnerungen der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld

Voraussetzungen, Leitlinien, Schwerpunkte

DANIEL BARANOWSKI

Im Oktober 2016 rief mich eine Frau an, die sich wenige Wochen zuvor erstmals bei der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (BMH) gemeldet hatte, um ihr Interesse an dem Interviewprojekt Archiv der anderen Erinnerungen zu bekunden. Sie habe die ihr zugesandten Informationen aufmerksam gelesen und sich nach sorgfältiger Überlegung dagegen entschieden, ihre Lebensgeschichte unserem Archiv zur Verfügung zu stellen. Durch die Ausrichtung des Projektes befürchte sie, als lesbische Frau in ihrem Lebensalltag und ihrer Lebensrealität nicht ernst genommen zu werden. Nach allem, was sie meinem Informationsschreiben entnehmen könne, gehe es im Archiv der anderen Erinnerungen wohl eher um die Aufzeichnung von Diskriminierungserfahrungen, um Lebenserzählungen von erlittener Gewalt, Ausgrenzung und Anfeindungen. All dies habe in ihrem Leben durchaus eine Rolle gespielt, aber sie wolle sich darauf nicht festlegen lassen. Sie habe viel erreicht und wolle von ihren Erfolgen, von ihren Leidenschaften, von ihrem Engagement, von Höhen und, ja, auch von Tiefen ihres Lebens erzählen, aber eben bitte nicht unter dem vorausgesetzten Signum einer immer schon diskriminierten Frau. Dies werde ihrem Leben und ihrer Person nicht gerecht.

Für einen Moment war ich ratlos, ist es doch eines der ersten Prinzipien des Archivs der anderen Erinnerungen, den Interviewten Raum zu geben für ihre persönlichen und individuellen Erfahrungen, Einschätzungen und Darstellungen und sie keinesfalls in der Auswahl ihrer Erzählschwerpunkte und schon gar nicht auf die Rolle passiver Opfer festlegen zu wollen. Eines der in der Satzung festgeschriebenen Stiftungsziele der BMH ist »das Leben und die gesellschaftliche Lebenswelt homosexueller Männer und Frauen, die in Deutschland gelebt haben und leben, wissenschaftlich zu erforschen und darzustellen«.¹ Folglich steht im Mittelpunkt des Interviewprojektes, wie die persönlichen Lebensgeschichten Einzelter mit der sexuellen Orientierung und/oder geschlechtlichen Identität ver-

¹ Satzung der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, <http://mh-stiftung.de/ueber-die-stiftung/satzung/> [letzter Zugriff am 16.1.2019].

knüpft sind. Dabei können erlebte Diskriminierung und Ausgrenzung, Gewalt und ausgebliebene Gleichberechtigung natürlich eine Rolle spielen; ebenso geht es aber um Erfahrungen von Freundschaft, Liebe, Unterstützung und Formen des Zusammenlebens, um politisches Handeln, kulturelle Interessen, um Reisen, Sport, Freizeitgestaltung, Begegnungen mit anderen Menschen, das Leben im Alter, um Alltagsbeobachtungen und den gesamten Lebensbogen von Erinnerungen an das Elternhaus und die Kinder- und Jugendzeit über das Erwachsenwerden, Schule, Ausbildung und Beruf bis zur aktuellen Situation. Mit einem Wort: Es geht um die jeweils singuläre Lebenswelt.

Offensichtlich aber hatte sich in die Sprache des Projektes eine die Interviewten festlegende Voreingenommenheit eingeschlichen, die es meiner Gesprächspartnerin aus den genannten Gründen unmöglich erscheinen ließ, ihre Lebensgeschichte dem Archiv anvertrauen zu wollen. Dieser Einspruch eröffnete einen Raum der Auseinandersetzung mit den Voraussetzungen des eigenen Tuns. Im Gespräch konnte ich ihr die Paradoxie verdeutlichen, dass es unserem Archivprojekt genau um das gehe, was sie angesprochen habe und sich wünsche. Dies führte schließlich auf der operativen Arbeitsebene zu einer veränderten Darstellungsweise des Projektes und in jenem konkreten Fall zu einer Zusage der Person. Das Interview mit ihr fand später statt und ist nunmehr Teil des Archivs der anderen Erinnerungen.²

Ich stelle diese Episode an den Anfang meiner Ausführungen zum Interviewprojekt der BMH, weil sie einige der Schwierigkeiten versinnbildlicht, denen sich ein Oral History-Projekt im LSBTTIQ-Bereich ausgesetzt sieht, und gleichzeitig die Leitlinien der Arbeiten des Archivs der anderen Erinnerungen markiert.

Die Schwierigkeiten beginnen bereits damit, überhaupt Personen zu finden, deren Lebensgeschichten zum Erkenntnisinteresse des Archivs passen. Selbstredend gibt es keine Datenbanken oder Verzeichnisse, auf die zurückgegriffen werden könnte. Vielmehr ist das Finden von potenziellen Interviewpartner_innen in starkem Maße von Mund-zu-Mund-Propaganda, von Bekanntmachungen in den Communities und von der Mitarbeit und Unterstützung solcher LSBTTIQ-Organisationen, -Aktivist_innen und Wissenschaftler_innen abhängig, die sich durch langjährige, wertschätzende Zusammenarbeit Anerkennung und Vertrauen in den Communities und bei Einzelpersonen erworben haben. Darüber hinaus sind sich die potenziellen Interviewpartner_innen bewusst, dass es

² Kurze, allgemeine Informationen zum Archiv der anderen Erinnerungen finden sich unter <http://mh-stiftung.de/interviews/> [letzter Zugriff am 17.1.2019].

in dem Interview um intime Details gehen kann, was die Bereitschaft zu einem Gespräch unter Umständen stark beeinflusst. Bei der Abwehr, die eigene Lebensgeschichte in den Mittelpunkt zu rücken, scheint oft auch die Einschätzung eine Rolle zu spielen, diese sei per se nicht erzählenswert, weil keine bemerkenswerten Dinge erlebt worden seien. Schließlich tritt noch die Skepsis hinzu, ob die eigenen Erfahrungen anderen Personen, die nicht über diese Erfahrungen verfügen – dem Interviewteam, aber auch der Öffentlichkeit – überhaupt vermittelbar seien. Dabei wird zumeist weniger ein Verstehen im hermeneutischen Sinne problematisiert als vielmehr auf personell und strukturell erlittene Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen verwiesen, die eine spezifische Interviewer_innen- und Zuhörer_innengruppe voraussetzen, bei der sich die Interviewten sicher fühlen.³

Aus den genannten Schwierigkeiten, zu denen sich in der Regel das allen nicht in der Öffentlichkeit stehenden Menschen eignende Unwohlsein, vor einer laufenden Filmkamera zu sprechen, gesellt, ergeben sich einige grundlegende Leitlinien: Im Bewusstsein, dass die Interviewten während des Interviews ihre Lebensgeschichte und damit einen Teil ihrer Persönlichkeit offenbaren, bemüht sich die BMH in einem behutsamen, langsamem, mehrere Wochen andauernden Prozess, die eigene Arbeitsweise zu erläutern, Ansprechpartnerin für alle Fragen zu sein und in höchster Transparenz eine Kommunikation auf Augenhöhe zu gewährleisten. Nur dadurch kann jenes Vertrauensverhältnis entstehen, das für ein gelingendes Interview nötig ist. Unabdingbar ist beispielsweise die frühzeitige Kontaktvermittlung zu den konkreten Personen, die das Interview durchführen werden. Dieser Prozess mündet in ein ausführliches Vorgespräch, bei dem sich alle am Interview Beteiligten, inklusive der Kamerapersonen, persönlich kennenlernen, und das hat wiederum entscheidenden Anteil am Ablauf des Interviews. Und so banal der Hinweis in wissenschaftlichen Zusammenhängen sein mag: Zur Wertschätzung für die Interviewten gehört es, sie nach dem zumeist einen kompletten Arbeitstag einnehmenden Interview zu einem gemeinsamen Abendessen in ein Restaurant einzuladen – ein privater Moment, der bei allen Interviewten positive Reaktionen auslöst und einen guten, oftmals erleichternden Schlusspunkt setzt.

Ein wichtiger Punkt in der Vorbereitung besteht darin, den Interviewten zu verdeutlichen, dass das Archiv der anderen Erinnerungen

3 Viele dieser Schwierigkeiten treffen generell auf Oral History-Projekte zu. Vgl. hierzu und grundlegend zu allen angesprochenen methodischen Fragen Dorothee Wierling: Oral History. In: Michael Maurer (Hg.): Aufriß der Historischen Wissenschaften, Bd. 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft. Stuttgart 2003, S. 81–151.

in erster Linie ein Erinnerungsprojekt ist, das einen Beitrag zur Würdigung und Sichtbarmachung der Lebenswelten von LSBTTIQ leisten will. Dass während eines solchen Prozesses Quellen zur Dokumentation und Erforschung der Lebenssituationen und Erfahrungswelten von LSBTTIQ entstehen, ist ein generelles Kennzeichen von Oral History-Projekten. Den Interviewten wird aber explizit deutlich gemacht, dass sie ihre Lebenserzählung keineswegs entlang ereignisgeschichtlicher Daten oder im Hinblick auf geschichtswissenschaftliche Anschlussfähigkeit präsentieren sollen, sondern eigene Schwerpunkte setzen, eigene Zäsuren markieren können. Diese Abkehr von der Rolle der Interviewten als einerseits bloßen Illustrator_innen geschichtlicher Ereignisse und andererseits passiven Opfern von Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen wird auch in der Begrifflichkeit deutlich. Unabhängig davon, dass der Begriff »Zeitzeug_in« je nach Kontext unterschiedlich definiert sein kann,⁴ sind es vor allem die in der Öffentlichkeit mit diesem Begriff verbundenen Konnotationen, die eine Verwendung problematisch erscheinen lassen: »Zeitzeug_innen« konnotiert meist, dass es sich bei den so bezeichneten Personen um emotionale Beglaubiger_innen schlimmer Ereignisse handelt. Diese Zuschreibung ist jedoch für das Archiv der anderen Erinnerungen nicht erkenntnisleitend. Es geht vielmehr darum, Interesse für eine Zeitgeschichte zu entwickeln und weiterzugeben, die auf Multiperspektivität, Komplexität und Uneindeutigkeit abhebt und in den Mittelpunkt die systematische Sammlung und Auswertung von Lebensgeschichten als historische Quelle stellt.⁵ Der Stellenwert der Lebenszeugnisse speist sich aus einer philosophischen Tradition, die in den 1980er und 1990er Jahren insbesondere durch die Schriften von Jean-François Lyotard, Maurice Blanchot, Sarah Kofman und Jacques Derrida vorangebracht wurde, wonach das Zeugnis geben eher dem Bereich des Literarischen als dem des Historischen zugeschrieben wird.⁶

4 Vgl. zur Thematik grundlegend zum Beispiel den Band von Martin Sabrow/Norbert Frei (Hg.): *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945* (Geschichte der Gegenwart, Bd. 4). Göttingen 2012.

5 Vgl. Dorothee Wierling: *Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen. Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis – drei Geschichten und zwölf Thesen*. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 21 (2008), H. 1, S. 28–36, hier S. 34 f.

6 Diese erkenntnikritische Dimension kann hier nur angedeutet werden. Sie beginnt bei den genannten Autor_innen durch die Beschäftigung mit dem nationalsozialistischen Massenmord am europäischen Judentum und insbesondere bei Lyotard und Derrida in Auseinandersetzung mit revisionistischen, den Holocaust leugnenden Tendenzen. Dabei wird die Bedeutung von Lebenszeugnissen gerade dadurch gestärkt, dass sie fiktionale Elemente enthalten. Vgl. beispielsweise Jean-François Lyotard: *Der Widerstreit*. 2., korr.

Die Interviews werden von zwei Interviewer_innen und einer Kameraperson als halboffene, lebensgeschichtlich-narrative Gespräche geführt. Dabei stellen die Interviewer_innen ihre Fragen intuitiv, in die Erzählung eingebettet und begleiten auf diese Weise die Interviewten. »Insgesamt besteht die entscheidende Rolle der Interviewer[_innen] also weniger im gezielten Abfragen bestimmter Themenkomplexe, sondern in einem empathischen, die Entfaltung der Erzählung ermöglichen Zuhören.«⁷ Dieses in der Praxis erprobte und bewährte methodische Vorgehen orientiert sich insbesondere an den grundlegenden Überlegungen von Gabriele Rosenthal zu biografisch-narrativen Interviews. Kombiniert werden diese mit den Erkenntnissen aus den Projekten Archiv der Erinnerung der Universität Potsdam und »Sprechen trotz allem« der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas.⁸ Das Ziel der Gesprächsführung besteht nicht darin, verdrängte oder vergessene Erinnerungen freizulegen oder bislang unbekannte historische Fakten aufzudecken – auch wenn dies durchaus vorkommt –, sondern einen Raum zu öffnen, in dem die Interviewten ihre Lebensgeschichte entfalten können. Das »wesentliche soziale Element besteht im Vertrauen des [Interviewten], eine Unterstützergruppe anzusprechen, die bereit ist ›Zeuge des Zeugen‹ zu sein«; die Interviewten sollen die Sicherheit verspüren, dass ihre »Geschichte angenommen, dass sie wahrhaft gehört wird«, so der Literaturwissenschaftler und Gründer des Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies der Universität Yale Geoffrey Hartman.⁹

Die Interviews vermitteln besondere Erfahrungen von LSBTTIQ, die sich oftmals mit Erlebnissen des Andersseins im Hinblick auf Geschlecht, Sexualität, Partner_innenwahl, soziale Klasse oder Lebens- und Arbeits-

Aufl. Übersetzt von Joseph Vogl. München 1989 [zuerst frz. 1983]; Jacques Derrida: Bleibe. Maurice Blanchot. Übersetzt von Hans-Dieter Gondek. Wien 2003 [zuerst frz. 1998].

- 7 Cathy Gelbin/Eva Lezzi: Projektvorstellung und Einleitung. In: Cathy Gelbin/Eva Lezzi/Geoffrey H. Hartman/Julius H. Schoeps (Hg.): Archiv der Erinnerung – Interviews mit Überlebenden der Shoah, Bd. 1: Videographierte Lebenserinnerungen und ihre Interpretationen. Potsdam 1998, S. 19–38, hier S. 29 f.
- 8 Vgl. Gabriele Rosenthal: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a.M. 1995; Cathy Gelbin/Eva Lezzi/Geoffrey H. Hartman/Julius H. Schoeps (Hg.): Archiv der Erinnerung – Interviews mit Überlebenden der Shoah, 2 Bde. Potsdam 1998; Daniel Baranowski (Hg.): Sprechen trotz allem. Das Videoarchiv der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Berlin 2014.
- 9 Geoffrey H. Hartman: Die Ethik des Zeugnisses. Ein Interview mit Geoffrey Hartman. In: Michael Elm/Gottfried Kößler (Hg.): Zeugenschaft des Holocaust. Zwischen Trauma, Traidierung und Ermittlung. Frankfurt a.M. 2007, S. 52–76, hier S. 65.

umfeld verbinden. Das Projekt bietet somit den Rahmen für ein kollektives Gedächtnis und eine gruppenspezifische Erinnerungskultur. Es entstehen vielschichtige Dokumente, die individuelle Erfahrungen und Erinnerungen zum Ausdruck bringen, Einblick in zeitgeschichtliche Umstände und Befindlichkeiten, Selbstentwürfe und Veränderungsprozesse ermöglichen. Dabei geben die Interviews nicht nur Auskunft darüber, was berichtet wird, sondern auch, wie die Interviewten sich erinnern und wie sie über ihre Erfahrungen sprechen. Das Archiv kann somit auch einen Beitrag zur Frage nach den Möglichkeiten des Sprechens über Homo- und Bisexualität, Trans* und Intergeschlechtlichkeit leisten.

Das Projekt gibt keine strenge zeitliche Schwerpunktsetzung vor. Aufgrund der gesellschaftlichen Veränderungen in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten, die zu einem erweiterten Handlungsspektrum für LSBTTIQ in Deutschland geführt haben, möchte es jedoch vor allem Lebensgeschichten sammeln, die sich mit der Zeit vor den 1990er Jahren befassen. Daraus ergibt sich ein grober zeitlicher Rahmen von 1945 bis Mitte der 1990er Jahre. Dies bedeutet, dass die Interviewten zu diesem Zeitraum etwas erzählen können – es bedeutet jedoch nicht, dass ihre wichtigsten Lebenserfahrungen notwendig in diese Zeit fallen müssen.

Die eingangs beschriebene Situation lässt sich freilich auch zum Teil mit der Geschichte der BMH erklären.¹⁰ Eine der wichtigsten Aufgaben der BMH besteht darin, auf das Schicksal der Personen aufmerksam zu machen, die durch den § 175 des Strafgesetzbuches betroffen waren. Da dies unmittelbar vor allem schwule Männer betraf, sollten zunächst auch genau diese vorrangig interviewt werden. Die somit am Beginn stehende und im Übrigen schon mit dem zweiten Interview aufgegebene Konzentration auf Biografien von Opfern staatlicher Repression und Gewalt mag zu den terminologischen und öffentlichkeitsdarstellerischen Schieflagen beigetragen haben. Dazu passt, dass in den ersten Jahren des Projektes die Skepsis bei lesbischen Frauen, ihre Lebensgeschichte dem Archiv anzuvertrauen, sehr hoch war. Insbesondere durch die Vermittlung des Spinnboden Lesbenarchiv und Bibliothek e.V., von Rad und Tat – Offene Initiative lesbischer Frauen e.V. und der Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung des Landes Berlin hat sich diese Wahrnehmung erfreulicherweise geändert. Anfang 2019 besteht das Archiv der anderen Erinnerungen aus 46, im Schnitt drei Stunden langen Videointerviews. In 19

¹⁰ Vgl. Jörg Litwischuh: Wissen fördern – Gerechtigkeit stärken. Zu Geschichte, Gründung und Aufgaben der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld. In: Jahrbuch Sexualitäten 2018. Hg. im Auftrag der Initiative Queer Nations von Janin Afken, Jan Feddersen, Benno Gammerl, Rainer Nicolaysen und Benedikt Wolf. Göttingen 2018, S. 219–232.

Interviews werden die Lebensgeschichten von lesbischen Frauen, in 24 diejenigen von schwulen Männern erzählt und drei sind Trans*-Biografien. Im Laufe des Jahres 2019 werden vier bis fünf Lesben-Interviews hinzukommen. Diese Zahlen weisen freilich auf eine andere, weiterhin bestehende Schieflage hin: Zwar ist die Idee des Archivs, die Lebenserinnerungen von LSBTTIQ zu sammeln, de facto fehlen darin aber noch BT-TIQ. Es ist daher eine der anstehenden Herausforderungen des Projektes, genau jene Personengruppen von einem Interview zu überzeugen. Dies ist jedoch ähnlich wie die weitere Zukunftsplanung von einer ausreichenden Finanzierung abhängig: Das Archiv der anderen Erinnerungen ist trotz der 2017 begonnenen institutionellen Förderung der BMH durch den Bund in hohem Maße auf Drittmittel angewiesen.

In den nächsten Monaten und Jahren wird es darum gehen, den seit Ende 2013 erhobenen Quellen analytisch zu begegnen und sie in einer sinnvollen, dem Medium angemessenen Weise zugänglich zu machen. Die Pläne der BMH sehen vor, die momentan nur durch unlektorierte Transkriptionen erschlossenen Interviews über Sequenzierungen, Verschlagwortungen und Lebensläufe so zu präsentieren, dass sich Interessierte schnell einen Überblick über die mehrstündigen Interviews verschaffen und gleichzeitig detailliert über die Biografien informieren können. Angestrebt ist ein halboffenes Archiv, das der Wissenschaft und der interessierten Öffentlichkeit über ein Internetportal mit verschiedenen Zugangsberechtigungen als Angebot zur Verfügung gestellt wird, sich mit LSBTTIQ-Lebenswelten zu beschäftigen.

In dem Interview jener Frau, von der eingangs die Rede war, gibt es eine Passage, in der das oben aufgeworfene Problem und die abschließende Entscheidung für das Interview selbst zur Sprache kommen. Die dadurch zu Tage tretende Transparenz und Reflexion weisen über das Einzelinterview hinaus und können dazu beitragen, über Voraussetzungen, Chancen und Grenzen eines LSBTTIQ-Videoarchives nachzudenken.

Queering Ahnenmystik

Über esoterische Hexenbilder, Berliner Identitätspolitik nach 1990 und »queere Religion«

ANSGAR MARTINS UND JANN SCHWEITZER

Im Februar 2018 kündigte das Schwule Museum* Berlin die Einrichtung einer »Dyke-Bar« zum »Jahr der Frau_en« an und löste damit versehentlich eine breite Kontroverse aus. Denn die künstlerische Gestaltung der Bar und die einschlägige Pressemitteilung verfingen sich in Bildern von erdverbundenen Frauen und dem »Wissen der Hexen in urferner Vergangenheit«: »Hexen leben im Einklang mit der Erde, mit einem Zucken ihrer Peitsche setzen sie Banken in Flammen, verschwören sich still mit den Wurzeln und werden für immer die kalten Seelen aus Wettbewerb und Geld heimsuchen.«¹ Angesichts der ubiquitären Präsenz esoterischer Vorstellungswelten in der (namentlich Berliner) Gegenwart sollte der Vorfall sicherlich nicht moralpanisch überbewertet werden. Die im Hintergrund stehenden Ideen verdienen aber eine ausführlichere Diskussion. Erstens, weil das übersichtliche Berliner »Hexen«-Milieu »momentan sehr schnell wächst«.² Zweitens, weil dabei offensichtlich völkische und antisemitische Kategorien einer erstaunlichen postmodernen »Respiritualisierung«³ unterzogen werden. Drittens, weil genau dieser Vorgang grundlegende ideo-

1 Pressemitteilung des Schwulen Museums Berlin vom 26.2.2018, S. 2, https://www.schwulesmuseum.de/wp-content/uploads/2018/02/SMU_PM_Dyke-Bar-2018-DE.pdf [letzter Zugriff am 18.12.2018]. Darin taucht auch ein Gegenbild auf: »Cyborgs«, die aber nicht wie bei Donna Harraway als dystopisch-utopische Vision vom Ende des biologischen Geschlechterverhältnisses daherkommen, sondern mit »opportunistisch[en]« Party-Lebensstilen gleichgesetzt werden. Diese dekonstruktivistische Figur sollte möglicherweise dem erdvölkischen Weiblichkeitsstereotyp der Hexe entgegenstehen.

2 So Victoria Hegner: Wo Hexen hexen. Die neuheidnische Hexenreligion und Orte ihrer Praxis in Berlin. In: Anja Schöne/Helmut Groschwitz (Hg.): Religiosität und Spiritualität. Fragen, Kompetenzen, Ergebnisse. Münster/New York 2014, S. 321–338, hier S. 338.

3 Zur esoterischen »Respiritualisierung« von Geschlechter- und Rassesymboliken (am Beispiel Anthroposophie) vgl. Jana Husmann: Schwarz-Weiß-Symbolik. Dualistische Denktraditionen und die Imagination von »Rasse«. Bielefeld 2011, S. 259–266; vgl. zum Kontext auch Siv Ellen Kraft: Theosophy, Gender, and »the New Woman«. In: Olav Hammer/Mikael Rothstein (Hg.): Handbook of the Theosophical Current. Leiden/Boston 2013, S. 357–375.

logische Züge des »queeren« und neurechten Identitäts-Paradigmas offenbart.

Die Kunstaktion im Schwulen Museum rief zuerst kritische Reaktionen in aktivistischen LSBTTI*-Kreisen und anschließend akademische Verteidigung hervor. Im »queeren Stadtmagazin« »Siegessäule« wies Stephanie Kuhnen esoterische Tendenzen seit der zweiten Frauenbewegung mit dem Argument zurück, dass es sich um schlichte Entpolitisierung handle. Kaffeesatzlesen löse keine Probleme. Auch wenn die Gegen-normativität spiritueller Gruppen eine angenehme Erfahrung bieten und schlicht Spaß machen könne, sei doch gerade im Falle des Hexenmythos auch auf dessen nationalsozialistische Verwendung hinzuweisen.⁴ Auf einer Veranstaltung in der Neuköllner Bar Ludwig wurde das »Eso-Revival« nachgerade hämisch diskutiert.⁵ Das Schwule Museum* reagierte auf die Kritik mit mehreren Vorträgen der Religions- und Genderforscherin Ulrike Auga, die für einen »postsäkularen« »Queerfeminismus« als Zwischenlösung plädierte. Erst unter »queerfeministischen« Prämissen wurde sichtbar, dass die »diskursive Kategorie« Religion individuelle »Handlungsmacht« ermöglichen könne, fasste sie in der »Siegessäule« zusammen.⁶ In dieselbe Ausgabe fand – auf Anregung der Pagan Federation International Deutschland e.V. – ein Interview mit der Göttinger Ethnologin Victoria Hegner Eingang, die sich zeitnah mit einer Studie über die Berliner Hexenszene habilitierte und vor allem deren »sehr postmodern[e]« politische Reflektiertheit betonte: »Viele [...] gehören zu hochintellektuellen Schichten, vor allem in Berlin. Die haben Religionswissenschaft studiert oder Gender Studies. Dadurch haben sie einen sehr reflektierten Zugang. Sie haben aber auch Mut zur Exzentrik und die Stärke, sich als Hexen zu bezeichnen und ihre Rituale zu praktizieren, auch wenn sie wissen, dass andere darüber spotten.«⁷ Die zwei anfangs problematisierten Punkte der Pressemitteilung gerieten so schnell wieder aus dem Blick: (1) Die Verbreitung misogyner Stereotype von weiblicher Erdverbundenheit sowie (2) der artikulierte Wunsch, eine »kalte« Welt von Geld und Banken brennen zu sehen.

Die lebensweltliche Verankerung solcher Vorstellungen funktioniert aber zweifellos tatsächlich vorpolitisch. Auf der Seite www.die-hexen-

4 Stephanie Kuhnen: Esoterik und Feminismus. Hexenmystik als emanzipatorische Praxis?, https://www.siegessaeule.de/no_cache/newscomments/article/3843-esoterik-und-feminismus-hexenmystik-als-emanzipatorische-praxis.html [letzter Zugriff am 26.11.2018].

5 An der von Patsy l'Amour laLove moderierten Diskussion am 10. Mai 2018 waren Ilona Bubeck, Stephanie Kuhnen und Ansgar Martins beteiligt.

6 Ulrike Auga: Zündstoffe. Queere Positionen und Kritik. In: Siegessäule, Juli 2018, S. 14.

7 Victoria Hegner: Hauptstadt der Hexen. In: Siegessäule, Juli 2018, S. 18f., hier S. 19.

schule.com, wo eine Berliner »Hexe« magische Zertifikationskurse, Seelenrückführungen und Ahnenkontakte anbietet, gibt es auch eine kostenlose Meditationsübung, die an eine alltägliche Erfahrung anknüpft: unterwegs zu sein, »vielleicht in der U-Bahn«, und in der eng gedrängten Menge alle »Energien« um sich herum zu spüren. »Du bekommst vielleicht schlechte Laune, fühlst dich schlecht oder kriegst Kopfschmerzen«. Wenn die Stimmung kippt, »ist das im Grundlegenden ein Zeichen dafür, dass du nicht mehr mit dir verbunden bist«. Die Folge seien beispielsweise »Stimmungsschwankungen«, wogegen die Fokussierung auf den Unterleib (Sitz des »Wurzelchakras«) und das fokussierte Aus- und Einatmen negativer bzw. positiver »Energien« helfen.⁸ Chakren, Energien und die Besinnung auf »dich selbst« lassen sich unschwer dem Feld »Esoterik« zuordnen.⁹ Die grundlegende Strukturkategorie esoterischer Subjektivität besteht in der (aus vielen nachvollziehbaren Gründen erfahrenen) »Spaltung«¹⁰ des Selbst zwischen einer kraftaubenden sozialen Außenwelt und dem kleinen Bereich kontemplativer Selbstbesinnung, der dagegen verteidigt wird. Stimmen, Blicke, Lichter und Gerüche im Gedrängel der U-Bahn scheinen regelrecht fühlbar zu werden, Angriffe auf das »energetische« Immunsystem sozusagen. »Je stärker die drückenden, nicht mit dem Selbstbild zu vereinenden Anforderungen der Umwelt werden, desto stärker entsteht dazu als Antithesis die Vorstellung eines eigenen Selbst.«¹¹

Wo sich Esoterik und Politik verbinden, nimmt das wahre Selbst schnell die Gestalt von stärkenden Kollektiven an (Rassen, Geschlechter oder die Avantgarde der Eingeweihten) und aus der Entfremdungserfahrung erwächst die Suche nach finsternen Kräften hinter der Bühne des Weltgeschehens. Bereits 1977 warnte die Literaturwissenschaftlerin Silvia Bovenschen vor einer solchen »ontologischen« Aufladung des »Hexenbildes«, dessen patriarchatskritische Verwendung sie andererseits dezipiert begrüßte. Gefährlich sei es, wo an die Stelle politischer Kritik die Identifizierung mit der Natur- und Geschlechtersymbolik trete, die der Hexenmythos impliziert: Es handele sich hierbei um »eine sehr artifizielle

⁸ Alle Zitate aus www.die-hexenschule.com/.cm4all/uproc.php/o/Schutz%C3%BCbung.mp3?cdp=a&_=164fb3f96fo [letzter Zugriff am 26.11.2018].

⁹ Vgl. Hartmut Zinser: Esoterik. Eine Einführung. München 2009; Wouter Hanegraaff: Western Esotericism. A Guide for the Perplexed. London 2013; Henrik Bogdan (Hg.): Western Esotericism and New Religious Movements. Oxford 2016.

¹⁰ Claudia Barth: Esoterik – die Suche nach dem Selbst. Sozialpsychologische Studien zu einer Form moderner Religiosität. Bielefeld 2013, S. 253.

¹¹ Ebd.

Sehnsucht nach dem ›natürlichen‹ Leben vor dem ›Sündenfall‹ der Kommerzialisierung des Verhältnisses zur Natur«.¹²

Am Anfang des von Bovenschen rekonstruierten »Hexenbildes« stand die romantische These, die frühneuzeitliche Hexenverfolgung habe sich tatsächlich gegen real existente »weise Frauen« gerichtet, die man nun als Gallionsfiguren einer kirchen- und modernisierungskritischen religiösen Neubesinnung offerierte. Diese Figur wird von der Kulturkritik der Romantiker im 19. Jahrhundert durch die nationalsozialistische Hexenforschung bis zu heutigen Hexenszenen tradiert. In unterschiedlichen Kontexten immer wieder unkritisch neu aufbereitet, weist das Deutungsmuster Hexe große Stabilität in den Grundannahmen – wie Erdverbundenheit und Antimodernismus – auf, aber ebenso große Unterschiede in den politischen Zielen und Gegenwartsdiagnosen, die mit ihm jeweils verknüpft sind. »Auf diese Weise konnte die weise Frau der Romantiker zur Hüterin esoterischen Geheimwissens, zur völkischen *Rassenmutter*, zur feministischen *Rebellin* oder zur neuheidnischen *Ritualfrau* und *Schamanin* avancieren.«¹³

Anhand von Hegners weiteren Forschungen zur Berliner Hexenszene lässt sich die jüngste Aktualisierung einiger Tropen studieren, beispielsweise anhand eines Details aus dem Newsletter der Hexe »Luna«: »Those newsletters – or moon-letters, as Luna calls them – do not only include the dates for the rituals at Luna's place. [...] Luna also writes about the Great Goddess in general in those letters. She includes news on political events or natural catastrophes like the accident at the Fukushima nuclear power plant in March 2011, interpreting them within the frameworks of Goddess spirituality. For her, the accident was the ›price‹ we had to pay for our irresponsible behavior towards ›mother earth‹.«¹⁴ Es geht also um die Vorstellung eines ökologischen Holismus, der durch die Große Göttin symbolisiert wird und in Kontrast zum riskanten Unternehmen Moderne steht. Dafür steht Fukushima. Die Angst vor der Atomkatastrophe erscheint als drohende Rache der Mutter Erde an den eitlen Emanzipa-

¹² Silvia Bovenschen: Die aktuelle Hexe, die historische Hexe und der Hexenmythos. In: Gabriele Becker/Silvia Bovenschen/Helmut Brackert/Sigrid Brauner/Iris Brenner/Gisela Morgenthal/Klaus Schneller/Angelika Tümmler: Aus der Zeit der Verzweiflung. Zur Genese und Aktualität des Hexenmythos. Frankfurt a.M. 1977, S. 259–312, hier S. 305.

¹³ Felix Wiedemann: Rassenmutter und Rebellin. Hexenbilder in Romantik, völkischer Bewegung, Neuheidnentum und Feminismus. Würzburg 2007, S. 386 [Hervorhebungen im Original].

¹⁴ Victoria Hegner: Urban Witchcraft and the Issue of Authority. In: Anna Fedele/Kim E. Knibbe (Hg.): Gender and Power in Contemporary Spirituality. Ethnographic Approaches. New York/London 2013, S. 142–159, hier S. 146.

tionswünschen ihrer Kinder. Anthropogene Technik und deren Versagen werden somit auf eine mythologische Naturvorstellung reduziert und erhalten unmittelbaren Schicksalscharakter. Ein weiterer wesentlicher Akzent neuheidnischer und Hexenreligionen ist, wie Hegner zeigt, die Betonung eines »Native Faith – a faith based on a specific idea of belonging to a certain territory and ethnicity predicated on history and ancestry.«¹⁵ Das heißt hier, dass sich Berliner (und allgemeiner: deutsche) Hexen oft in irgendeiner Weise als »germanisch« verstehen und ihre Rituale mit dazu stimmigen nordischen Traditionskonstruktionen versehen. Hegners Interviewpartnerin berichtet: »[P]arts of the wisdom – the runes in particular – were deeply misused during Nazi times [...]. Thus it is a thorny issue to bring up. However and despite that, these are real energies, forces. They are connected to this area, the trees, to the stones. The Christian god is imported from the desert. It does not belong here. We have our Hulda {Germanic Goddess of the Underworld}. Our ancestors did not suffer from the heat but from the cold. I have to say, it is such a beneficial experience for the whole body as well as for your own cultural identity to remember Germanic mythology.«¹⁶ Die Bezeichnung des Christentums als Wüstenreligion fand sich auch im völkisch-neoreligiösen Spektrum um 1900 und spielt auf die israelitischen Wurzeln des Christentums an. Die von Hegner interviewte Hexe predigt hundert Jahre später keine rassistische Differenz, an deren Stelle treten diffusere körperlich-emotionale Kategorien (»experience for the whole body«) und Versatzstücke neuerer Identitätstheorien. Die Nähe zu völkischen Ideen wird in Form einer weiteren mythologischen Erzählung integriert: Die Nazis hätten die Weisheit der Runen zu bösen Zwecken missbraucht, während der eigene Zugriff entsprechend auch als Reinigung des vermeintlich uralten Wissens gelten soll. So wird die Geschichte zur eigenen Heilsgeschichte umgeschrieben und dadurch verdrängt. Populär wie subkulturell trägt die Kolportage von Mythen über einen esoterisch-»mystischen« Nationalsozialismus¹⁷ dazu bei, »dass Vergangenheit ›entwicklicht‹ und nicht mit dem Bemühen um Verständnis durchgearbeitet wird«.¹⁸

¹⁵ Victoria Hegner: Hot, Strange, Völkisch, Cosmopolitan: Native Faith and Neopagan Witchcraft in Berlin's Changing Urban Context. In: Kathryn Rountree (Hg.): Contemporary Pagan and Native Faith Movements in Europe. Colonialist and Nationalist Impulses. New York/Oxford 2015, S. 175–195, hier S. 175.

¹⁶ Ebd., S. 187. Einfügungen von Hegner stehen in geschweiften, unsere in eckigen Klammern, A.M./J.S.

¹⁷ Vgl. Nicolas Goodrick-Clarke: Black Sun. Aryan Cults, Esoteric Nazism, and the Politics of Identity. New York 2002, S. 107–127.

¹⁸ Thorsten Eitz/Georg Stötzel: Vorwort. In: dies. (Hg.): Wörterbuch der »Vergangenheits-

Hegner beschreibt die Verarbeitung der Berliner Dauerausstellung »Topographie des Terrors« durch eine der Berliner »Hexen«. Über diesem Ort liege noch immer ein Schrecken, der – wie die ganze Vergangenheit – via Magie gereinigt werden müsse. An diesem sensiblen Ort seien Rituale mit »blood and bones«-Bezügen jedoch ungeeignet und eher stille buddhistische oder Yoga-Praktiken angebracht. Hegner sieht darin eine äußerst kreative Erneuerung der völkischen Ursprünge: »[V]ölkisch elements are still present, for example, by thinking of their religious practice as bound to ›blood and bones‹ and declaring Christianity a ›desert religion‹. Yet those historically sedimented thoughts intermingle intensely with a very new understanding of what ›native‹ might mean. By declaring, for example, Buddhist and Hindu practices at ›home‹ in the city, because ›they came with the people from abroad.«¹⁹ Die Akzeptanz von Buddhismus und Hinduismus war jedoch schon Bestandteil des »völkischen Orientalismus – der die ›arische‹ Vergangenheit Indiens und Persiens in der Regel vom ›semitischen‹ Orient trennte«.²⁰ Die Differenz zwischen solchen und den von Hegner dokumentierten Vorstellungen liegt eher in der diskursiven Ersetzung von Rassekategorien durch ein multiethnisches Gemeinschaftsideal. »So waren in der Walpurgisnacht zum Hexenritual auch Frauen erschienen, die sich explizit als Migrant_innen der zweiten und dritten Generation verorten. [...] Als eine Frau rief, sie springe über das Feuer für ›unsere deutschen Ahninnen‹ wurde auch sofort protestiert. Jemand meinte, sie hätte aber türkische Vorfahren. Daraufhin nahm sie Anlauf und sprang ›für unsere nichtdeutschen Ahninnen!‹ Schließlich wurde nach jedem Sprung selbstgebackener Börek gereicht.«²¹

Unterschiedliche kulturelle Kollektive werden unter dem Dach einer pluralen Ahnengemeinschaft zusammengeführt, während zugleich der Ahnen- und Blutsmystizismus und antisemitische Imaginationen (»Wüstenreligion« – oder eben: kalte Geld-Seelen) erhalten bleiben. Diese Esoterik der Berliner Republik und der ungeteilten deutschen »Identität« fasst Hegner so zusammen: »Although it still appears problematic to make reference to German(ic) ancestry and territory in one's spiritual practice, some socio-cultural spaces that carefully establish the legitimacy of such references within the urban context are beginning to be ritually created. The united Berlin, as created symbol of the new Germany that accepts, rather than negates, the National Socialist past as an integral part of Ger-

bewältigung«. Die NS-Vergangenheit im öffentlichen Sprachgebrauch. Hildesheim 2007, S. 1.

¹⁹ Hegner: Hot (wie Anm. 15), S. 191.

²⁰ Wiedemann (wie Anm. 13), S. 126.

²¹ Hegner: Hexen (wie Anm. 2), S. 336.

man identity and fashions itself as cosmopolitan, playfully opens the way to this process.«²² Hegners Arbeiten machen den postnazistischen Komplex besonders offensichtlich, andere zeitgenössische Hexenentwürfe sehen »Spiritualität« eher als Werkzeug für die »Heilung« von »Femmes of Colour«.²³ Alle Varianten der multirassistischen Hexenesoterik bewegen sich dabei trotz der erklärten kosmopolitischen oder postkolonialen Perspektiven in strikt eurozentrischen Relevanzstrukturen. Auf gegenwärtige Hexenjagden wurde im Berliner Hexenstreit nur von Seiten der Kritiker hingewiesen – konkret durch den Ethnologen Felix Riedel, der zu Hexenverfolgung in Ghana forschte, aber auch von einer schwedischen »Hexen«-Gruppe berichtete, die den Opfern Spenden unter der Bedingung anbot, dass sie sich als »echte« Hexen bekennen sollten.²⁴

Die gender- und religionswissenschaftlich reflektierten Hexen Berlins sind ein Beispiel dafür, was Stefanie von Schnurbein »die Suche nach einer queeren Religion« nennt und an der Erfindung des »Nordischen Schamanismus« als »queere[r] Utopie« bei den queertheoretisch argumentierenden KulturwissenschaftlerInnen Brit Solli, Jenny Blain und Robert J. Wallis darstellt.²⁵ In deren Werken finden sich übereinstimmende Merkmale, die dem »Schamanismus« als dessen »queeres« Potenzial eingeschrieben würden: »Die Suche nach Ganzheit«, »Natur und Landschaft als Grundlagen für Spiritualität«, »[a]ntimonothistische Stereotype«, »[w]estlicher Primitivismus« (mit anti-westlichem Selbstverständnis) sowie eine »Essentialisierung des Nicht-Essentiellen«.²⁶ Ziel von »Queer Theorie«, führt Schnurbein aus, sei »die Dekonstruktion binärer Oppositionen und rigider Identitäten. [...] Queertheorie befindet sich damit in einem umkämpften Feld zwischen Dekonstruktion und Identitätspolitik. Die Suche nach dem

22 Hegner: Hot (wie Anm. 15), S. 191 f.

23 Hengameh Yaghoobifar: Mein Horoskop ist wichtiger als Deutschland. Weiße Typen können vieles zerstören, nicht aber die Heilung, die Femmes of Colour in Spiritualität finden, <https://missy-magazine.de/blog/2018/02/16/mein-horoskop-ist-wichtiger-als-deutschland/> [letzter Zugriff am 26.11.2018].

24 Vgl. Felix Riedel: Von realen Hexenjagdopfern und Möchtegernhexen, Vortrag im »Salon Ludwig L'Amour«, 5.7.2018, <https://www.youtube.com/watch?v=4vgLzdDmdfI> [letzter Zugriff am 26.11.2018]; vgl. ders.: Hexenjagd und Aufklärung in Ghana. Von den medialen Inszenierungen des Okkulten zur Realität der Ghettos für Hexenjagdflüchtlinge. Köln 2016. Vgl. Zinser (wie Anm. 9), S. 51: »Wenn [...] die Frage, ob es Hexen mit den ihnen zugeschriebenen Kräften nun wirklich gibt, offengelassen wird, wird Hexerei als Tatbestand für möglich erklärt.«

25 Stefanie von Schnurbein: Queer Theorie auf Abwegen. »Nordischer Schamanismus« und die Suche nach einer queeren Religion. In: Susanne Lanwerd/Márcia Elisa Moser (Hg.): Frau – Gender – Queer. Gendertheoretische Ansätze in der Religionswissenschaft. Würzburg 2010, S. 211–226, hier S. 214, 218.

26 Ebd., S. 219–222.

queeren Schamanen« zeige den Verlust »diese[r] prekäre[n] Balance [...] zugunsten einer Identitätspolitik« an und ermögliche »die Integration unreflektierter Ideen über ›Rasse‹ und Geschlecht«.²⁷ Am Ende steht eine aktuelle, attraktive Variante völkischer Ideologie: offen, bunt und antisemitisch.

Der Berliner Hexenstreit eignet sich nicht für eine Grundsatzdebatte über Feminismus, Postsäkularismus und Religion (wie Ulrike Auga vorschlägt).²⁸ Es geht um Kurzfristigeres: Darum (was Auga an anderer Stelle für ihren Ansatz reklamiert), »Diskurse aufzudecken, die zum Tode führen«²⁹ oder ihn verharmlosen, weil sie unmenschliche Ideologien begleiten. Genauer geht es darum, Mystifikationen des deutschen Faschismus, »antichristlichen Antisemitismus«³⁰ sowie reaktionäre Geschlechtertypologien zu benennen – statt Kritik an ihnen als säkularistischen Fehlschluss abzutun.

²⁷ Ebd., S. 223 f.

²⁸ Vgl. Auga: Zündstoffe (wie Anm. 6).

²⁹ Ulrike Auga: Aus- oder Anschlüsse? Theologie – Geschlechtertheorie – Religionswissenschaft. In: Lanwerp/Moser (wie Anm. 25), S. 229-249, hier S. 245.

³⁰ Wiedemann (wie Anm. 13), S. 370-382.

Rezensionen

Alexander Zinn: »Aus dem Volkskörper entfernt«? Homosexuelle Männer im Nationalsozialismus. Campus Verlag. Frankfurt a. M./New York 2018, 695 S., € 39,95.

Sich mit der Lage der Homosexuellen im Nationalsozialismus aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive zu beschäftigen, ist nach wie vor ein ebenso wichtiges wie Erkenntnis förderndes Unterfangen. Es gehört zu den großen Verdiensten der voluminösen, auf einer Dissertation basierenden Studie von Alexander Zinn, das vor Augen zu führen. Das über weite Strecken gut lesbare Buch bereichert unser Verständnis der nationalsozialistischen Homosexuellenverfolgung mit wichtigen Präzisierungen und betont zugleich die Vielschichtigkeit des Alltagslebens Männer begehrender Männer zwischen 1933 und 1945.

Gerade durch ihre lokale Fokussierung auf das Altenburger Land, einen Gerichtsbezirk im Osten Thüringens, gelingt es der auf akribischem Quellenstudium beruhenden Untersuchung, die Komplexität des historischen Geschehens und der damals bestimmenden Denk- und Handlungsmuster sehr detailliert und nahe an den einzelnen Akteuren – sowohl den Verfolgten als auch den Verfolgern – nachzuzeichnen. Dabei geht Zinn in zwei Schritten vor. Zunächst widmet er sich dem Alltag und dem Stigma-Management der »Betroffenen«, um dann im zweiten Teil die Dynamiken der Verfolgung auf der Reichs-, der Landes- und der Kreisebene eingehend darzustellen. Leider ergeben sich aus dieser Zweiteilung unweigerlich Redundanzen, die sich hätten vermeiden lassen, wenn die Analyse chronologisch vorgegangen wäre und die Entwicklung der Altenburger Netzwerke und Freundeskreise homosexueller Männer über mehrere Phasen hinweg geschildert hätte.

Mit Altenburg und Umgebung konzentriert sich die Studie auf eine überwiegend dörflich und kleinstädtisch geprägte Gegend. Auf diese Weise schließt Zinn eine Lücke in der Forschung, die sich bislang auf Großstädte beschränkt hat. Mit Blick auf den Raum jenseits der Metropolen gelingt es dem Autor zu zeigen, dass – anders als oft angenommen – die Situation Männer begehrender Männer in eher ländlichen Umgebungen mitnichten prekärer war als in Berlin, Hamburg oder Köln. Auf dem Land waren, so eines der zentralen Argumente, die sexuellen Identitätsgrenzen weniger strikt definiert, was den Einzelnen breitere Handlungsspielräume eröffnete. Gleichzeitig führten Personal- und Kompetenzmangel sowie das Gerangel um Zuständigkeiten bei den örtlichen Polizei- und Justizbehörden dazu, dass man der Verfolgung über weite Strecken leichter entgehen konnte.

Diesen »Mangel« versuchten die Gestapo und die 1936 gegründete Reichszentrale zur Bekämpfung der Homosexualität und der Abtreibung

zu beheben, indem sie die Polizisten und Staatsanwälte vor Ort durch Leitlinien, Wissenstransfers und die Entsendung von Sonderkommandos sozusagen auf die Spur setzten. Alexander Zinn zeigt aber, dass diesen Bemühungen langfristig kein Erfolg beschieden war. Vielmehr kam es in Altenburg ab 1936 zu einer Welle intensiver Strafverfolgung, die nach 1937 bereits wieder abebbte. Dabei spielten individuelle Beamte, die sich profilieren und so ihre Karrieren befördern wollten, ebenso eine ausschlaggebende Rolle wie die Aussagen von einzelnen Verdächtigen, die weitere Ermittlungen auslösten.

Von einer dauerhaften, systematischen Verfolgung kann also, so eine weitere Kernthese des Buches, kaum die Rede sein. Neben den Konflikten zwischen verschiedenen Teilen des nationalsozialistischen Machtapparats führt Zinn das darauf zurück, dass es den Behörden nicht gelang, die Bevölkerung zu Denunziationen anzustiften. Insbesondere auf dem Land, so der Autor, hätten viele Menschen es nicht gewagt, andere der Homosexualität zu bezichtigen, weil die Quelle einer solchen Indiskretion in Dörfern und Kleinstädten kaum darauf rechnen konnte, anonym zu bleiben. Und dass ihr Handeln auf Zustimmung stoßen würde, davon konnten Denunziant*innen gerade bei Fällen von »einfacher« Homosexualität nicht ausgehen, also wenn es darum ging, erwachsene Männer zu bestrafen, die einvernehmlichen Sex hatten.

Wegen dieser Zurückhaltung in der Bevölkerung verzichteten die Nationalsozialisten weitgehend darauf, die Homosexuellenverfolgung propagandistisch auszuschlachten. Der Antisemitismus, so Zinn, sei deutlich stärker verankert gewesen als die Homophobie. Deswegen konzentrierte sich die Berichterstattung, um anti-homosexuelle Ressentiments zu schüren, auf Fälle, die dem Stereotyp des »Jugendverführers« entsprachen. Vor dem Hintergrund dieser Diffamierungsstrategie wird auch begreiflich, warum dem Autor so sehr an der Unterscheidung von Homo- und Pädosexualität gelegen ist. Ob die Beschreibung von Sex mit Minderjährigen als »Ersatzhandlung« und ob die Unterteilung von Männern, die nach § 175a verurteilt wurden, in Pädophile, Ephebophile und solche, die als selbst kaum Erwachsene mit Jüngeren »pubertäre Spiele« betrieben, ob solche Ausführungen der Argumentation zuträglich sind, soll hier dennoch dahin gestellt bleiben.

Wenig aufschlussreich sind auch die Passagen, die sich mit der Verfolgung homosexueller Frauen beschäftigen. Diejenigen, die mit der aktuellen Diskussion über das Gedenken an die LSBTI* Opfer des Nationalsozialismus vertraut sind, dürfte es kaum überraschen, dass Alexander Zinn die Fokussierung des Strafrechts auf männliche Homosexualität betont. Geraade weil der Autor sonst sehr sorgfältig Fußnoten setzt, fällt jedoch auf,

dass ein Verweis beispielsweise auf die Arbeiten von Johann Kirchknopf zur Verfolgung weiblicher Homosexualität im nationalsozialistischen Österreich unterbleibt.

Am stärksten ist das Buch dort, wo es mittels genauer und ausführlicher Recherchen den Einzelnen sehr nahe kommt. Wenn von einem Arzt berichtet wird, der nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis 1939 nach Shanghai floh, fragt man sich als Lesender fast unweigerlich, warum er seinen langjährigen Partner in Deutschland zurückließ und was aus diesem wurde. Diese Nahbarkeit verdankt das Buch seinem mikro- und alltagshistorischen Zugang. Jedoch wird dieser Zugang mitunter überdeckt von der etwas sperrigen Verknüpfung mit Erving Goffmans Begriff des Stigma-Managements und der peniblen Unterscheidung zwischen bäuerlich-ländlichen, proletarisch-urbanen, kleinbürgerlichen sowie groß- und bildungsbürgerlichen Milieus.

Aber dennoch gelingt es Zinn in beeindruckender Weise, Netzwerke zu rekonstruieren, Räume der Kontaktanbahnung aufzufinden – vom Kunstverein über Lokale bis hin zu öffentlichen Toiletten – und das wissende Beschweigen der Homosexualität im familiären und sozialen Umfeld zu analysieren. Dabei zeigt sich immer wieder ein aus heutiger Sicht überraschendes Selbstbewusstsein. Dieses hat wohl manche Akteure dazu verleitet, auch nach dem sogenannten Röhm-Putsch von 1934 und nach der Entgrenzung des § 175 von 1935 noch zu glauben, man könne sich als Homosexueller mit dem nationalsozialistischen Regime arrangieren. Einigen verlieh ihr Selbstbewusstsein jedoch auch die Kraft, die sie brauchten, um sich zu behaupten und zu überleben.

Benno Gammerl

Pia Thilmann (Hg.): *Butches. Begehrt und bewundert*. Querverlag. Berlin 2018, 192 S., Abb., € 19,90.

»Butches. Begehrt und bewundert« lautet der Titel des von Pia Thilmann herausgegebenen Sammelbands, der im März 2018 im Querverlag erschienen ist. Vom Cover wirft eine attraktive Gestalt im dezent grauen Zwirn einen sehr direkten, verschmitzt-flirtenden Blick der dem Lesenden zu; Krawatte, Manschetten und Ring elegant mit dem grau durchsetzten kurzen Haar harmonierend, das Ebenbild soignierter Männlichkeit à la George Clooney. Das Cover deutet an: In diesem Buch geht es um die sorgfältige Präsentation weiblicher Männlichkeiten, um das Begehr von und für diese Männlichkeiten, und das nicht nüchtern-analytisch, sondern auf bewundernde und spielerische Art und Weise.

Der Band enthält 32 Beiträge unterschiedlicher Genres: viele autobiografische Texte, einige geschlechtstheoretische Zugänge, künstlerische Positionen, eine historische Skizze, einen Bericht einer Therapeutin, einen Comic, eine Zeichnung, einen Cartoon und viele Fotos, die die Textbeiträge illustrieren. Schwerpunkte sind dabei die Frage, was denn eigentlich eine Butch sei, und das Verhältnis von Butches und Transgender bzw. Trans*. Darüber hinaus geht es darum, möglichst viele Facetten des Phänomens Butch abzubilden: die Identitätsfindung als Butch, Begehren und Beziehungen, Außenwahrnehmungen, Auffallen und Passing, Körper und Sport, Arbeit, Umgangsformen. Pia Thilmann geht es darum, Butches zu »feiern« (S. 6), folglich sind Thema des Buches nicht Butch-Femme-Kulturen, sondern allein Butches. Dass auch ein Projekt, das sich vorgenommen hat, viele Stimmen, Körper und Themen zusammenzubringen, nicht alle Aspekte und Formen des Butch-Seins repräsentieren kann, wird von Thilmann selbstkritisch reflektiert: »Die Überrepräsentation weißer, akademischer, mittelalter, Nicht-Behinderter ist auch bei diesem Projekt eklatant.« (S. 7) Wenig vertreten seien »transweibliche« und »Schwarze Butches« sowie »Butches aus der Arbeiterklasse« und aus der Schweiz.

Was ist denn nun eine Butch? Der Band gibt viele Antworten, und Thilmann erläutert in der Einleitung, dass gerade die Schwierigkeit einer klaren Antwort auf diese Frage »Motor für das ganze Buch« (S. 6) gewesen sei. Ihre kurze Antwort lautet: »die Selbstdefinition zählt« (S. 7). Auf eine solche großzügige Auslegung des Begriffs können sich die meisten Beiträge einigen. Mayte Zimmermanns kluge »Fragen an (die) Butch« geben »[n]ur eine Antwort: Man sagt nicht ›Batsch‹, sondern ›Butsch‹« (S. 10). Katharina Rosts exzellerter Aufsatz zeichnet die Verwendung des Begriffs in angloamerikanischem feministischem Aktivismus und Theorie nach. Sie positioniert die Butch in sich wandelnden oder konkurrierenden

Bedeutungen »zwischen Stolz und Scham« (S. 12), »zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit« (S. 17) und »Spiel oder Echtheit« (S. 20). Rost wagt aber auch eine definitorische Festlegung: »Das Wort *butch* wird einerseits als Adjektiv verwendet, das Personen aus der Perspektive der Wahrnehmenden zugeordnet wird und ein bestimmtes, männlich konnotiertes Aussehen und Auftreten [...] meint; andererseits gilt *Butch* als eigenständige Identitäts- und Geschlechtskategorie, die, umfassender als die adjektivische Beschreibung, auf das gesamte Wesen der damit Gemeinten [...] zielt, zumeist gleichgeschlechtliche Sexualität impliziert und auch von den Personen selbst verwendet wird.« (S. 17)¹ Rost fasst die Debatten im englischsprachigen Raum konzise und gut lesbar zusammen. Wünschenswert wäre hier ein weiterer Beitrag gewesen, der den dortigen Diskussionen die (weniger umfangreiche, aber doch existierende) deutschsprachige und auf Deutschland bezogene Forschung zum Thema weiblicher Männlichkeit gegenüberstellt: beispielsweise die historischen Studien von Hanna Hacker, Kirsten Plötz und Heike Schader und zuletzt die Arbeiten von Katie Sutton, Laurie Marhoefer und Anna Hajková.²

Charmante, vielfältige und überzeugende Antworten auf die Frage »Was ist (die) b/Butch?« geben auch die von Corinna Harl I Micori in der Foto-Serie »butches at work« Porträtierten, deren Aufnahme am Arbeitsplatz gleichzeitig eine Referenz auf die Verortung historischer Butch-Femme-Kulturen in der Arbeiterklasse darstellt: »Wenn deine Mudda aussieht wie dein Vadda ... nur viel geiler«, schreibt ein »Tomboi*« (S. 134), andere antworten: »Not conforming to the social standards of how society labels a woman – strong, independent, self-sufficient« (S. 134), »A strong sense of individual style. Bold« (S. 137), »die Zusammensetzung vieler Facetten von sog. ›männlichen‹ und ›weiblichen‹ Attributen«, »sexy«

¹ Hervorhebungen im Original.

² Die Namen und Texte stellen nur eine Auswahl dar. Hanna Hacker: Frauen und Freundinnen. Studien zur »weiblichen Homosexualität« am Beispiel Österreich 1870-1938. Weinheim 1987; Neuauflage mit neuer Kommentierung der Autorin: Hanna Hacker: Frauen* und Freund_innen. Lesarten »weiblicher Homosexualität«, Österreich 1870-1938. Wien 2015; Kirsten Plötz: Bubis und Damen. Die zwanziger Jahre. In: Stephanie Kuhnen (Hg.): Butch Femme. Eine erotische Kultur. Berlin 1997, S. 35-47; Heike Schader: Virile, Vamps und wilde Veilchen. Sexualität, Begehrten und Erotik in den Zeitschriften homosexueller Frauen im Berlin der 1920er Jahre. Königstein/Taunus 2004; Katie Sutton: The masculine woman in Weimar Germany. New York 2011; Laurie Marhoefer: Lesbianism, Transvestism, and the Nazi State. A Microhistory of a Gestapo Investigation, 1939-1943. In: American Historical Review 121 (2016), H. 4, S. 1167-1195; Anna Hajková: Den Holocaust queer erzählen. In: Jahrbuch Sexualitäten 2018. Hg. im Auftrag der Initiative Queer Nations von Janin Afken, Jan Feddersen, Benno Gammerl, Rainer Nicolaysen und Benedikt Wolf. Göttingen 2018, S. 86-110.

(S. 139), »spielerisch/auflösen/befreien« (S. 151). Wiederkehrende Motive sind: sich zwischen den Geschlechtern befinden, Spiel mit Stereotypen, politische Positionierung, Selbstbewusstsein, Stärke, Sexyness.

Es ist eine große Stärke des Bandes, dass er verschiedenen Standpunkten zur Beziehung von Butches und Trans*-Geschlechtern ein Forum bietet. Seit etwa 30 Jahren beobachten lesbische Communities den Trend, dass immer mehr sich zunächst als Butch Identifizierende die verbesserten medizinischen Möglichkeiten einer Geschlechtsangleichung wahrnehmen und ihre Körper durch die Einnahme von Hormonen und operative Maßnahmen auch biologisch männlich werden. Die US-amerikanische Anthropologin Gayle Rubin hat diese Entwicklung und die mit ihr einhergehenden Verunsicherungen bereits 1992 beschrieben.³ Auch in dem 1997 von Stephanie Kuhnen herausgegebenen Butch-Femme-Reader war das Phänomen schon Thema, und zuletzt fand die »erotische Trauer« (Andrea Roedig) um die zum Mann gewordene Butch auch in Mainstream-Medien Ausdruck.⁴ Die Mehrzahl der Beiträge in »Butches. Begehrt und bewundert« plädiert für eine inklusive Auslegung des Butch-Begriffes, der cis- und trans-Frauen sowie Trans*-Männern offenstehen solle bzw. allen, die ihn für sich reklamieren, und für Solidarität zwischen Butches und Trans*. So geht der Soziologe Robin Bauer in seinem Aufsatz »Transgender-Butch und Trans*-Butch« den »Dimensionen eines queeren Geschlechts« nach (S. 76). In seiner »Interviewstudie mit les_bi_trans_queeren BDSMler_innen« (S. 76) stieß er auf Butch-Identitäten jenseits cis-weiblicher Maskulinität: einerseits auf »Transgender-Butches«, die »sich nicht als Frauen verstanden, sondern als zwischen den Geschlechtern oder als vorrangig trans*-maskulin, ohne sich jedoch als Trans*-Männer zu sehen« (S. 77), andererseits auf »Trans*-Frauen, die sich als Butch präsentieren und/oder identifizieren« (S. 78) und die er als »Trans*-Butches« bezeichnet. Aus diesen gelebten Wirklichkeiten argumentiert Bauer für einen vom cis-Geschlecht entkoppelten Butch-Begriff; ein Ausschluss von Trans*-Frauen wäre hingegen Ausdruck »einer problematischen Doppelmoral« (S. 79).

Gefühle der Trauer, Enttäuschung und Wut im Verhältnis von Butch und Trans* sind Ausgangspunkte für die Beiträge von Susann Kaiser und Steff Urgast, die sie jedoch in ganz unterschiedliche Richtungen führen. Susann Kaiser konstatiert eine Gegenwart, die im Vergleich zu ihrer Kind-

- 3 Gayle Rubin: Of Catamites and Kings. Reflections on Butch, Gender, and Boundaries. In: Joan Nestle (Hg.): *The Persistent Desire. A Femme-Butch Reader*. Boston 1992, S. 466-482.
- 4 Kuhnen (Hg.): *Butch Femme* (wie Anm. 2); Andrea Roedig: Der Trend zu Trans. In: Zeit Online vom 14.12.2015, <https://www.zeit.de/kultur/2015-12/transsexualitaet-homosexualitaet-diversity-geschlecht-butches-1onach8> [letzter Zugriff am 28.2.2019].

heit in den 1970er Jahren von extremem Sexismus und normativen Geschlechtervorstellungen geprägt sei. Sie interpretiert die Zunahme von Geschlechtsangleichungen als Reaktion auf die sich intensivierenden Geschlechterzwänge und damit als Anpassung. Kaiser betont, dass ihre Kritik an den »gesellschaftliche[n] Entwicklungen rund um das Thema Trans* [...] niemals den Respekt gegenüber Individuen schmäler[t]« (S. 63). Trotzdem ist unklar, warum sie ihre berechtigte Wut über die heutigen normativen Zwänge gegen die Transbewegung bzw. einen von ihr behaupteten »queeren Kulturimperialismus aus den USA« (S. 63) und das »*anything goes*« des Liberal- oder Queerfeminismus« (S. 65)⁵ richtet anstatt gegen die weltweit wieder erstarkenden Männerbünde. Ihre These, dass »noch niemals [...] den lesbisch-schwulen Bewegungen entsprungene Ideen derart rasant und positiv in die [...] heterosexuelle Mehrheitsgesellschaft Eingang gefunden [hätten] wie die der Transbewegung« (S. 65), erscheint angesichts der anhaltenden Pathologisierung, Diskriminierung und Gewalt gegen Trans* sehr fragwürdig.

Dagegen entwirft Steff Urgast im Beitrag »Butch oder Trans*? oder: von der Unmöglichkeit einer Frage« ein Plädoyer »für undogmatische, offene Identitätspolitiken« (S. 74). Urgast geht dabei von eigenen Erfahrungen in lesbischen und queeren Szenen aus, in denen ihrem_seinem sich stärker in Richtung Männlichkeit veränderndem Selbstverständnis mit Enttäuschung begegnet wurde. Vor diesem Hintergrund entwickelt sie_r Vorschläge für solche offenen Identitätspolitiken, die von Strategien persönlicher Ermächtigung – »sich er_kennen« (S. 67), »sich wertschätzen« (S. 73) – bis zu Community-Strategien reichen: »Austausch ermöglichen« (S. 69), »Solidarität erhalten« (S. 70), »Erfahrungen teilen« (S. 70). Urgast betont geteilte Erfahrungen von Butches und Trans*, geht eigenen Neid-gefühlen auf den Grund und beschreibt die Sehnsucht nach einem treffenden Begriff, der die »Unmöglichkeit, einem binären Geschlechtersystem entsprechen zu können« (S. 71), ausdrückt. Dabei teilt Urgast Susann Kaisers Einschätzung, dass die Mehrheitsgesellschaft Trans* zunehmend positiv begegne, während, so Urgast, »lesbische Butches stets die ›zu maskulinen‹ Frauen [bleiben], die nicht können, wie sie wollen, so sehr sie sich auch mühen« (S. 72). Im Unterschied zu Kaiser beschreibt Urgast diese »gesellschaftlich produzierte Echtheitshierarchie« (S. 72) jedoch als nicht nur homo-, sondern auch transfeindlich. Urgast gelingt es, aus der eigenen Erfahrung heraus die Konflikte innerhalb lesbischer und queerfeministischer Communities und zwischen diesen Communities und der Mehr-

5 Hervorhebung im Original.

heitsgesellschaft facettenreich aufzufächern, unaufgereggt, reflektiert und großzügig. Der Essay ist damit ein echtes Highlight des Bandes.

Was der Band nur in geringem Maß leistet, ist eine Auseinandersetzung mit historischen Formen weiblicher Männlichkeit. Heike Schaders biografische Skizze zweier Vorläuferinnen der Butch aus den 1920er Jahren ist interessant, bietet aber keine systematische Analyse. Die historische Schwäche des Bandes ist einerseits verständlich, weil es nur sehr wenige deutschsprachige Studien zum Thema gibt. Andererseits hätten aber beispielsweise die zwischen den Textbeiträgen eingestreuten Fotos der Ost-Berliner Butch Rita »Tommy« Thomas Gelegenheit zu eingehenderen Bildbetrachtungen und historischer Kontextualisierung geboten. Überhaupt ist die spärliche Beschriftung der Bilder eines der größten Mankos des Bandes. Nicht nur verunmöglicht sie die historische Einordnung der Fotos, es bleibt auch unklar, ob die in den Texten positionierten Bilder die Autor_innen zeigen, den Text illustrieren sollen oder in keinem Bezug stehen.

Eine historische Betrachtung weiblicher Männlichkeiten wie auch Butch-Femme-Kulturen im deutschsprachigen Raum bleibt damit Desideratum. Da die angloamerikanische Forschung zu lesbischer Geschichte Geschlechterperformance und speziell Butch-Femme-Kulturen vielfältig untersucht hat, wäre hier die Übersetzung zentraler Texte aus dem Englischen wünschenswert (z.B. die Oral-History-Studie »Boots of Leather, Slippers of Gold« der Historikerinnen Elizabeth Lapovsky Kennedy und Madeline D. Davis aus dem Jahr 1993 oder die betreffenden Essays der Anthropologin Esther Newton, insbesondere »My Butch Career«).⁶

Aber ein erster allein den Butches gewidmeter Sammelband kann natürlich nicht nachholen, was in den letzten Jahrzehnten versäumt wurde. Insofern ist zu wünschen, dass »Butches. Begehr und bewundert« den Auftakt bildet zu einem neuen Interesse nicht nur an der Butch, sondern auch an der Femme, an den erotischen und den Alltagskulturen, die sich in Gegenwart und Geschichte hinter diesen Begriffen und ihren deutschen Pendants verbergen. Das Buch stellt eine umfassende Momentaufnahme der Butch in Deutschland am Beginn des 21. Jahrhunderts dar. Es zeigt, dass die Butch, entgegen aller anderslautenden Diagnosen, weiterhin existiert, stilsicher und stark mit ihren Schwestern* und Brüdern* den heteronormativen Zwängen entgegentritt.

6 Elizabeth Lapovsky Kennedy/Madeline D. Davis: *Boots of Leather, Slippers of Gold*. New York/London 1993; Esther Newton: *My Butch Career* (1996). In: Margaret Mead made me gay. Personal essays, public ideas. Durham/N. C. 2000, S. 195–214.

Bei dem vollendeten Gentleman auf dem Cover handelt es sich übrigens nicht um einen Hollywoodstar, sondern um die Berliner Schauspielerin Sigrid Grajek, bekannt unter anderem für ihre Darstellung Claire Waldoffs: der Sängerin, die schon in den 1920er Jahren die Berliner Butch besang, von der »keiner unterscheiden kann/ob sie Weib ist oder Mann«.

Andrea Rottmann

Dennis Altman/Jonathan Symons: *Queer Wars. Erfolge und Bedrohungen einer globalen Bewegung. Mit einem Vorwort für die deutsche Ausgabe von Daniel Schreiber*. Wagenbach Verlag, Berlin 2017, 160 S., € 18.

Politikwissenschaftliche Expertise zur Frage, weshalb die politisch-soziale Bewegung von Schwulen, Lesben, Trans*- und Intermenschen die erfolgreichste unter den »Neuen Sozialen Bewegungen« (Ökologie, Feminismus etc.) seit Ende der 1960er Jahre werden konnte, ist im deutschsprachigen Bereich nicht vorhanden. Zu den Gründen, warum queere Anliegen weltweit im Mittelpunkt der politischen und kulturellen Aversionen verschiedenster Regime stehen, ja, wie es gelingen konnte, in den ökonomisch wohlhabenden, also rechtsstaatlich-kapitalistisch verfassten Ländern LGBTI*-Rechte durchzusetzen, gibt es in Deutschland, Österreich und der Schweiz keine Literatur. Eine Monografie, die sich diesem Thema insbesondere in globaler Hinsicht widmet, fehlt ebenso. Das Niveau der deutschsprachigen Debatte orientiert sich an einer Perspektive, die in einer Sektion in der (weitgehend aus queerfeministischer Perspektive kuratierten) Ausstellung »Homosexualität_en« im Deutschen Historischen Museum am besten zum Ausdruck kam: Teil der Ausstellung war eine Weltkarte der Staaten, die danach kenntlich gemacht wurden, in welcher Weise sie LGBTI*-Rechte haben bzw. inwiefern (hauptsächlich) schwule Männer dort teils drakonisch verfolgt werden. Länder des westlichen und südlichen Europas, auch die USA, Kanada, Neuseeland oder Südafrika wurden als »gute« Länder schraffiert, wenngleich die »Ehe für alle«, die rechtliche Entbiologisierung des klassischen Eherechts, als nachrangig behandelt wurde. Staaten wie Saudi-Arabien, der Sudan oder Ägypten wurden hingegen zwar als solche Länder charakterisiert, in denen Queers unter Androhung und Vollstreckung der Todesstrafe streng verfolgt werden. Die lakonisch irrite Erläuterung lautete, in arabischen Ländern und im Iran habe die LGBTI*-Verfolgung mit den Auswirkungen des westlichen Kolonialismus zu tun – wobei dies etwa auf Saudi-Arabien nicht zutrifft. Vollends unerwähnt blieben die spezifisch religiösen Fundamente dieser Länder.

Im deutschsprachigen Raum dominiert in politischer Hinsicht, bei Einschätzungen und Analysen zum Stand der Emanzipation der LGBTI*-Anliegen, lediglich ein Kaleidoskop an Nabelschauhaftem. Noch vor gut zwei Dekaden formulierte der Journalist Werner Hinzpeter in dem in der Schwulenbewegung weithin zustimmend gelesenen Buch »Schöne schwule Welt: Der Schlussverkauf einer Bewegung« (Berlin 1997) einen Abgesang der politischen Schwulenbewegung mangels ihrer weiterhin bestehenden Notwendigkeit – eine, vorsichtig formuliert, frivol-kontrafak-

tisch anmutende Perspektive, die davon lebte, politischen Erfolg schon am Vorhandensein gastronomischer Nischen und einem Netz an psychosozialen Beratungseinrichtungen und Empowerment-Einrichtungen zu messen. Dabei hatte der Kampf um die Eingetragene Lebenspartner-schaft, der vor dem Verfassungsgericht ausgetragene Streit um gleiche (Ehe-)Rechte für Homosexuelle sowie die Einführung eines Dritten Ge-schlechts in Deutschland noch nicht einmal öffentlich begonnen! Immerhin: Der in London lehrende Soziologe Jeffrey Weeks formulierte 2007 unter dem Titel »The World We Have Won« eine globale Perspektive auf die sexualemanzipatorischen Fortschritte – besonders die der LGBTI*-Menschen. Deutsch erschien 2014 seine Arbeit zu »Gender, Sexualität und homosexuelle(n) Emanzipation in Europa« unter dem Titel »Sexuelle Gleichberechtigung«, die aus einem Vortrag für die Bundesstiftung Magnus Hirschfeld hervorging.

Das Buch der beiden australischen Politikwissenschaftler Dennis Altman und Jonathan Symons, dessen Originalausgabe 2016 in Cambridge, Großbritannien, erschien, schließt einen Teil dieser Lücke und wurde vom Berliner Wagenbach Verlag für ein deutschsprachiges Publikum veröf-fentlicht. Bereits der Titel verdient Aufmerksamkeit. Wie im englischen Original heißt er »Queer Wars« – schon diese zwei Worte markieren den Unterschied zur gewöhnlichen politischen Queerpublizistik in Deutsch-land: Altman und Symons sprechen vom »Kampf«, vom »Krieg« – und das können sie im Laufe ihrer globalen Analyse der queeren Kämpfe um Rechte und Lebensbedingungen auch deshalb einleuchtend begründen, weil die gesellschaftlichen und politischen Kämpfe um queere Emanzi-pationsgewinne überwiegend öffentlich ausgetragen werden – nicht al-lein, wie etwa zu Zeiten Magnus Hirschfelds in Deutschland, mit Hilfe von Diplomatie, also mit einer Strategie der politisch-kulturellen Vorsicht. Die Vokabel »Krieg« jedoch mag schlagkräftig klingen, verfehlt indes den Charakter queerer Kämpfe: Zwar sind in fast allen Ländern der Welt schwule und lesbische, generell LGBTI*-politische Bewegungen zu erken-nen, ihr Wirken ist jedoch nicht militant, gar kriegerisch im klassischen militärischen Wortsinn, dennoch hartnäckig und obendrein besonders in den industriekapitalistischen Staaten durch wohlfahrtsstaatliche Subven-tionen alimentiert – und deshalb oft auch nachhaltig.

Das Buch von Altman und Symons, das aus zwei Workshops an Uni-versitäten in Los Angeles und Melbourne hervorgegangen ist, gliedert sich in sechs Kapitel. Zunächst skizzieren die Autoren die »Festlegung der Agenda« der LGBTI*-Bewegung, zweitens ihre globale Entstehung, drit-tens die diskursive Entwicklung der »Queer-Rechte als Menschenrechte« – im Anschluss daran umreißen sie den »konservative[n] Gegenschlag« und

deren »internationale Polarisierung« – und schließen mit der für aktivistisch gesinnte Arbeiten typischen Frage: »Wie geht es weiter?«. Sie berücksichtigen die englischsprachige Forschungsliteratur, werten englischsprachige Medien aus und sammeln sowie sortieren aus einer Fülle von Staaten Befunde zum rechtlichen und atmosphärischen Stand der Lage von LGBTI*-Menschen. Ihre Agenda bestand aus einer Mixtur: Einerseits ging es, etwa in Ländern West- und Nordeuropas, um gleiche Rechte und Antidiskriminierungsvorschriften, andererseits um Sichtbarkeit queeren Lebens schlechthin. Der Kampf um Visibilität meinte und meint, dass LGBTI*-Agieren auch den Anspruch transportiert, sich dem Gebot »Tu, was Du willst – aber sprich nicht drüber« nicht zu unterwerfen. Global operierende Organisationen wie Amnesty International oder Human Rights Watch zählen auch Queers zu ihren Zielgruppen: Menschenrechtsverletzungen und Diskriminierungen gegen LGBTI*-Menschen werden bei ihnen fokussiert. Vor diesem Hintergrund zeichnet »Queer Wars« ein Panorama eines in der Tat globalen Kampfs um Teilhabe und Nichtdiskriminierung. Stets, so der Kern der queeren To-Do-Liste, sei es um das Label »Menschenrechte« gegangen, auf die auch diejenigen Anspruch haben, die nicht dem heteronormativen Mainstream angehören. Die globale Bewegung der Queers habe keine genaue Geburtsstunde. Seit den 1990er Jahren wurde durch die globalen Fließgeschwindigkeiten des Internets eine Präsenz an Öffentlichkeit des Queeren erreicht, die kaum mehr einen Erdwinkel auslässt: Durch das Netz kann erfahren werden, als schwule, lesbische, Trans* und Interperson nicht allein auf der Welt zu sein.

Der Befund von Altman und Symons lautet am Ende ihres Buches, dass nicht in allen Ländern mit der Elle des Niveaus westlich-rechtsstaatlicher Errungenschaften gemessen werden kann. Dass westliche Interventionen zugunsten von Schwulen und Lesben mitunter eine Schlechterstellung der Situation von Queers bewirkten (in Uganda etwa), konstatieren sie nüchtern. Sie benennen auch, dass in Afrika die institutionalisierte wie auch atmosphärisch fundamentale Homophobie durch US-amerikanische Organisationen, meist evangelikalen Fundaments, wesentlich mit befördert wurde.

Überall, wo queere Fortschritte erzielt werden konnten, seien auch konservative Gegenbewegungen entstanden, einerlei ob nun in asiatischen und afrikanischen Ländern, in Brasilien oder in europäischer Hinsicht etwa in Russland oder Frankreich: Man denke an die vor wenigen Jahren organisierten Massendemonstrationen gegen die »Ehe für alle« in Frankreich oder an die antihomosexuelle Gesetzgebung in Russland seit Ende der nuller Jahre dieses Jahrhunderts, obwohl nach dem Fall der Sowjetunion eine Phase der Liberalisierung (ökonomisch wie bürgerrechtlich)

eingesetzt hatte. Ferner auch an die USA, wo während der Präsidentschaft George W. Bushs Bundesstaaten Gesetze verabschiedet haben, denen zu folge die Ehe ausschließlich Mann-Frau-Kombinationen vorbehalten zu bleiben hätten. Dass sich die US-Bürgerrechtsbewegung von diesen konservativ-evangelikalen Politiken nicht entmutigen ließ und trotzdem 2016 vor dem Supreme Court in Washington D.C. ein Urteil zur Geltung der Ehe für alle errang, spricht nicht gegen diese Beobachtung: Die Welt war, einerlei ob im industrialisierten und vergleichsweise wohlhabenden »Westen« oder im armen, noch überwiegend agrarischen »Süden«, eine übermäßig heteronormativ strukturierte. Altmans und Symons' Buch umreißt die Logik der konservativen Kräfte weltweit: Sie mussten und müssen auf die Emanzipationsansprüche der LGBTI*-Welten mit Gegenwehr reagieren – die gleich-gültige Teilhabe von Queers konnte, aus ihrer Sicht, nicht hingenommen werden.

Infofern stellt sich auch für Altman und Symons die Frage, ob mit einem »Backlash« zu rechnen sei, der die Errungenschaften der queeren Präsenzen wieder auf das Niveau des frühen 20. Jahrhunderts zurücknimmt – auf ein Level von Diskriminierung und Unsagbarkeit. Ein Rückschlag sei möglich, anders als beim Frauenwahlrecht, das auch in Teilen von demokratischen Gesellschaften – wie in der Schweiz 1971 – erst vor wenigen Jahrzehnten durchgesetzt werden konnte, aber inzwischen weit hin unumstritten ist. Heutzutage hält niemand das Recht von Bürgerinnen, an einer Wahlurne das gleiche Stimmengewicht wie Männer zu haben, für fragwürdig – von einzelnen rechten und rechtsradikalen Stimmen abgesehen. Die Autoren befürchten jedoch, dass im internationalen Kontext LGBTI*-Rechte storniert werden könnten. Sie vergleichen dies mit dem international geächteten und durch Abkommen eingehegten Walfang. Dieser sei durch internationale Bewegungen problematisiert, dann geächtet, schließlich durch Abkommen beschränkt worden – und doch setzte sich Japan mit Verweis auf wissenschaftliche Forschungsnotwendigkeiten und kulturelle Traditionen über die Abkommen hinweg. Auch wenn der Vergleich mit einem Beispiel aus dem Bereich des Tierschutzes bizarr wirken mag: Altman und Symons weisen darauf hin, dass jeder Fortschritt reversibel sein kann. Aller queerer Fortschritt – politischer, rechtlicher oder atmosphärischer Art – sei stetig bedroht.

Am Schluss ihres Buches halten sie ein ungewöhnliches Plädoyer für Maß und Mitte: Kämpfe um Queeres, um Rechte Homosexueller, Trans*- und Intermenschen sollten nicht fundamental geführt werden. Jedes Land habe seine eigenen »Gesetze«, was als Kampfmittel in dem einen Land gut gewesen sei, müsse es in dem anderen nicht sein. Sie sprechen sich dafür aus, das Gewonnene nicht zu idealisieren, ja, auch hinzunehmen, dass

nicht aller Fortschritt in geringer Zeit geschafft werden kann: »Ein Grund für unsere vorsichtige Einschätzung besteht darin, dass die zunehmende internationale Polarisierung in der Frage sexueller Rechte es ablehnend eingestellten Regierungen und Öffentlichkeiten erschwert, ihre Meinung zu ändern, weil dies als eine Kapitulation vor äußerem Druck angesehen werden könnte.« (S. 144)

Dieser Satz unterstreicht, dass sich dieses Buch von queerem Fundamentalismus fernhält – und zwar nicht aus Angst vor diesem, sondern im Interesse jener Menschen, die in queer-prekären Ländern leben und weiter leben wollen. Es ist insofern kein spektakuläres, aber ein kluges und ausgewogenes Buch, das eine interessierte Lektüre verdient.

Jan Feddersen

Dagmar Brunow/Simon Dickel (Hg.): *Queer Cinema*. Ventil Verlag. Mainz 2018, 288 S., € 20.

In unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen erfahren die Queer Studies spätestens seit den letzten fünf Jahren einen regelrechten Aufwind. Trotz dieser vermeintlichen Hochkonjunktur stellte bislang ein deutschsprachiger Sammelband mit filmwissenschaftlicher Perspektive ein Desiderat der Forschung dar. Mit dem Sammelband »Queer Cinema«, herausgegeben von Dagmar Brunow und Simon Dickel, soll diese Forschungslücke geschlossen werden: Der Band vereint hierzu Aufsätze, Interviews sowie Übersetzungen (bereits gedruckter Texte) von internationalen Beiträger*innen, die das Feld nachhaltig geprägt haben. Er erscheint zu einem besonderen historischen Zeitpunkt, nämlich 25 Jahre nach B. Ruby Richs zentralen Erinnerungen an einflussreiche Filmfestivals zu Beginn der 1990er Jahre. Damit ist ersichtlich, dass der Band bestrebt ist, die systematischen und historischen Entwicklungen nachzuzeichnen. Das weitere Anliegen, »Studierenden einen vielfältigen Überblick über Entwicklungslinien und aktuelle Debatten im Bereich Queer Cinema« (S. 8) zu ermöglichen, ist jedoch als problematisch einzustufen. In diesem Kontext sind folgende Kritikpunkte anzumerken: Zum einen ist bei der Reihung der einzelnen Beiträge keine klare Struktur zu erkennen, die gerade für einen ersten Überblicksband notwendig wäre. Hier wäre eine Unterteilung in einzelne Sektionen unter Berücksichtigung systematischer Gesichtspunkte wünschenswert gewesen. Zum anderen fallen die verhandelten Themen und Aspekte recht heterogen aus. Auch wenn sich die Queer Studies eindeutiger Kategorisierungen und Zuschreibungen verweigern wollen, bleibt nach der Lektüre des Sammelbandes immer noch zu diskutieren, was genau unter (New) Queer Cinema zu fassen ist, um sich nicht des Vorwurfs der Beliebigkeit auszusetzen.

Eröffnet wird der Band mit B. Ruby Richs »wegweisendem Artikel« (S. 7) »New Queer Cinema«, der erstmals als deutsche Übersetzung und auf der Grundlage der ursprünglichen Fassung vorliegt. An Richs »Manifesto« schließt sich ein einführender Artikel von Skadi Loist an, in dem sie nicht nur relevante (theoretische) Termini und Konzepte der Queer Theory klärt, sondern auch die historische Entwicklung des Queer Cinema und der Cinema Studies aus einer internationalen Perspektive zusammenfasst. Loist leistet mit ihren Ausführungen einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis des Bandes, da die Herausgeber*innen auf eine Definition einer dezidiert »queeren filmwissenschaftlichen Perspektive« verzichten, um »eine Festschreibung des Begriffs ›queer‹ zu vermeiden« (S. 8).

Chris Tedjasukmana widmet sich im Beitrag »Das Webvideo Flaschenpost« dem Medium Webvideo, das in der queeren Filmgeschichte bisher unterrepräsentiert war, jedoch ein Teil dieser sei. In seiner exemplarischen Analyse von »Y'all Better Quiet Down« (2012) weist er das Video als »ein affektives Bindeglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart« (S. 64) aus. Diesen nachträglichen Rekurs auf ein Dokument der (queeren) Vergangenheit im Kontext einer aktuellen Auseinandersetzung denkt er als medialen Retroaktivismus weiter, betont allerdings, dass im Falle von Queerness einerseits eine »subalterne Perspektive der Macht« eingenommen werde, die »Partei für das Objekt« ergreife und andererseits der queere Retroaktivismus eine »allzu funktionalistische Aneignung der Vergangenheit« (S. 65) vermeide.

In dem sehr lesenswerten Beitrag »Rückwärts in Richtung queerer Zukunft« schließt Henriette Gunkel an die gegenwärtige Diskussion um »Queer Temporalities« an. Neben José Esteban Muñoz' Untersuchung »Cruising Utopia« (2009), die die theoretische Grundlage für Gunkels Analyse darstellt, bespricht sie auch die Arbeiten von Lee Edelman (»No Future«, 2004) und Elizabeth Freeman (»Time Binds«, 2010), aber überraschenderweise nicht die Studie »In a Queer Time and Place« (2005) von Judith Halberstam. Vor dem Hintergrund des »von Muñoz anmoderierten Verhältnis[ses] von queerer Zeit und Afrofuturismus« (S. 70) interpretiert Gunkel die Filme »Stories Of Our Lives« (Jim Chuchu/The Nest Collective, Kenia 2014) sowie »The Watermelon Woman« (Cheryl Dunye, USA 1996) und fokussiert dabei besonders die narrativen und ästhetischen Strategien zur Inszenierung von Zeit. Sie argumentiert, dass die queeren Temporalitäten widerständige kinematische Strategien einer temporalen Ordnung seien, die verschiedene Narrative von Queerness sichtbar machen respektive einfordern würden. Sie schlussfolgert, dass die untersuchten Filme zeigen, »wie die Gewalt, die Blackness ausmacht, ein anderes moving in and out of time hervorbringt, und sich damit einem homogenen, normativen Zeitregime widersetzt« (S. 78).

Die Beiträge von Jim Hubbard und Cheryl Dunye – beides Übersetzungen – können als »Erlebnis«- bzw. »Erinnerungsberichte« klassifiziert werden. Hubbard stellt in »AIDS-Videoaktivismus und die Entstehung des ›Archivs‹« heraus, dass die Video-Aktivitäten in den 1980er und 1990er Jahren zu bedeutendsten kulturpolitischen Reaktionen auf die AIDS-Krise zählen würden: »Die Filme sind das Ergebnis der groß angelegten, diversen, unorganisierten, wenngleich auch konzentrierten Anstrengungen von Aktivist_innen und Videomacher_innen und ihrem Ringen um eine angemessene Reaktion auf die Epidemie.« (S. 87) Sie stellen dabei mehr als nur ein zeitliches »Stimmungsbild« dar, verdeutlichen vielmehr die Not-

wendigkeit der Intervention gegen die US-amerikanische Regierung der 1980er Jahre und deren Umgang mit der Krise wie auch den wichtigen Beitrag zur Präventionsarbeit, ohne dabei Schuldzusprechungen aufzuweisen. Steht in Hubbards Beitrag auch die eigene Beteiligung an der Archivierung des Materials im Zentrum, so geht es im folgenden, »persönlichen und politischen« (S. 107) Ausflug Cheryl Dunyes um die Etappen ihrer Karriere als Filmemacherin* und ihre Leistung innerhalb der Bewegung des »Queer Black New Wave Cinema«.

Elahe Haschemi Yekani diskutiert in dem Aufsatz »Older Wiser Lesbians?« die unterschiedlichen politischen und ästhetischen Denotationen von »lesbisch« und »lesbischem Kino«. Am Beispiel dreier US-amerikanischer Spielfilme beobachtet sie eine »Pluralität dessen, was als lesbisch bzw. lesbisches Kino gelten kann« (S. 120), sprich: eine signifikante »Beweglichkeit der Kategorie« (S. 120).

Das Interview zwischen der Herausgeberin* Dagmar Brunow und der Regisseurin* Monika Treut ist ein weiteres Beispiel dafür, Filmemacher*innen »selbst zu Wort kommen« zu lassen, wie es in der Agenda des Bandes heißt (S. 8).

Jan Künemunds Ausführungen in »BIO(?)Pics« sind nicht nur wegen des Genres interessant, sondern auch aus einer theoretischen Perspektive. Gegen Ende seines Aufsatzes greift er auf Judith Roofs Konzept eines Heteronarrativs zurück, das in der Forschung bislang wenig berücksichtigt wurde. Er appliziert diese theoretischen Überlegungen auf zwei französische Biopics aus dem Jahr 2014, die sich beide dem Modeschöpfer Yves Saint Laurent widmen, und konstatiert ein Scheitern des queeren Potenzials an der Form.

Robin K. Saalfeld widmet sich in seinem Beitrag »Das Unsichtbare darstellbar machen« Tom Hoopers klassischem Spielfilm »The Danish Girl« aus dem Jahr 2015 in Form einer Kritik filmästhetischer Vermittlung von Transgeschlechtlichkeit. Saalfelds Filmanalyse ist von einem soziologischen Zugriff in der Tradition Siegfried Kracauers geprägt. Unter der Prämissen, dass Transgeschlechtlichkeit ein Phänomen sei, »das vor allem im Inneren eines Menschen erfahren wird« (S. 155), kommt Saalfeld zu dem naheliegenden Schluss, dass »The Danish Girl« mit seiner Fixierung auf den Körper via Naked-Body-Shots einen pathologischen Blick auf eben jenen nur in seiner Materialität gezeigten Körper reproduziere. Indem der Film den inneren Geschlechtskonflikt und die subjektive Erfahrungswelt der transgeschlechtlichen Figur nicht thematisiere, stabilisiere er medizinisch-naturwissenschaftliche Positionen bezüglich geschlechtlicher Eindeutigkeit und bleibe somit letztlich normativ. Aufgrund der im Film gewählten Repräsentationspolitiken attestiert Saalfeld »The Danish Girl«,

kein Vertreter des Queer Cinema zu sein, und bemängelt die fehlende Solidarität der Filmemacher* mit transgeschlechtlichen Menschen.

Florian Krauß wiederum geht es um die Frage »Ist Trans das neue Queer?«. Krauß untersucht dies anhand der Transgender-Repräsentationen in der Webserie »Transparent«. B. Ruby Richs Aussage, trans sei das neue queer, wird von Krauß zum Anlass genommen, die ersten drei Staffeln der Serie kurзорisch auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen der filmischen Darstellung des Trans-Elernteils Maura Pfefferman und ihrem queeren (Familien-)Umfeld in Los Angeles der Gegenwart und den Repräsentationsformen, die Rich hinsichtlich des New Queer Cinema ausgearbeitet hat, zu untersuchen.

Im Gespräch zwischen der Mitherausgeberin* Dagmar Brunow und der Regisseurin* Angelina Maccarone wird in Form einer Werkrückschau die intersektionale Perspektive in den Filmen Maccarones betont. Unter Verwendung der Spielarten des Genrekinos skizziert die Regisseurin* in ihren Filmen komplexe Identitätsentwürfe ihrer Leinwand-Protagonist*innen. Themen des Interviews sind darüber hinaus lesbische Darstellungen oder Subversionsaspekte des Genrekinos.

Natascha Frankenbergs Beitrag mit dem Titel »Wann und wo wird queerer Film gewesen sein? Keine Coming-Of-Age Geschichte« widmet sich der Debatte um queere Zeitlichkeiten und kontextualisiert unter dieser Prämisse Katja von Garniers »Bandits« (1997) unter Einbeziehung ihrer persönlichen Seherfahrung, jedoch damit nicht hinlänglich überzeugend als queeren Film.

Bei dem Beitrag »Politik der Abstraktion« handelt es sich um den Wiederabdruck der Übersetzung eines Textes der Filmemacherin* Barbara Hammer. Erstmals wurde der Text der lesbischen Experimentalfilmerin* 1993 im Sammelband »Queer Looks« bei Routledge veröffentlicht. Hammer, die mittlerweile über 80 Film- und Videoarbeiten vorgelegt hat, reflektiert darin über filmische Repräsentationspolitiken und verleiht auf diese Weise ihrer durchaus hinterfragbaren Überzeugung Ausdruck, »dass ein konventionelles Kino durch seine formalen und inhaltlichen Beschränkungen, wie beispielsweise die klassische Narration, nicht dazu in der Lage ist, die Erfahrungen oder Gegenstände lesbischer oder schwuler Wahrnehmung, Belange und Konzepte anzusprechen« (S. 219).

Daniel Kulle geht es in seinem Text um Innovation an den Rändern des Queer Cinema, insbesondere um ästhetische Strategien des queeren Experimentalfilms. Mittels eines Überblicks über Vertreter* queerer Experimentalfilme plädiert Kulle dafür, diese als »hochgradig volatiles Feld ›dazwischen‹« (S. 228) zu verstehen, und zwar zwischen den Bereichen Kunst, Film, Festival sowie Videoplattformen. Kulle bilanziert, dass ästhe-

tische »Reibungsflächen« (S. 228) wie Evidenz und Sichtbarkeit, die Suche der eigenen Stimme oder die Selbst-Performanz eine produktive Subversion von ästhetischen wie politischen Normsetzungen erlaubten. Der Beitrag wird von einer erhellenden Filmographie ergänzt.

Bei dem sich anschließenden Beitrag »Schwule Melancholie« handelt es sich um eine Übersetzung eines Texts der kanadischen Literatur- und Kulturwissenschaftlerin* Alice Kuzniar aus ihrer Monografie »Queer German Cinema« (2000). Kuzniar widmet sich darin »Prinz in Hölleland« (1993) des Berliner Filmemachers Michael Stocks. In ihrer konzisen Detailanalyse im Sinne eines Close Watching zielt Kuzniar vor allem auf den Konnex der Themen Tod und HIV/AIDS.

Peter Rehberg beschließt den Sammelband mit seinem Beitrag »Ist der Schwulenporno queer? Von der Obszönität der Pornographie zur Affektivität von Postpornographie«. Rehberg verhandelt darin Pornografie-Produktionen auf Internetvideoportalen, die unter dem Label »Porn 2.0« firmieren, und widmet sich der interessanten Frage nach dem Einfluss schwuler Pornos auf Repräsentationspolitiken im Angesicht neuer Medien und deren spezifischen Produktionsbedingungen.

Es ist ein Verdienst der Herausgeber*innen, einen Impuls zur Erforschung von Queer Cinema im deutschsprachigen Raum gesetzt zu haben. Positiv hervorzuheben ist darüber hinaus, dass die Beiträge bestrebt sind, intersektional zu denken und neben der Geschlechtsidentität auch andere identitätsstiftende Kategorien wie Ethnizität, Klasse usw. zu berücksichtigen. Gerade auch die Öffnung des Feldes mit Blick auf transgender, intergeschlechtliche und lesbische Fragestellungen ist lobenswert zu betonen. Insbesondere für Studierende wäre allerdings für die Zukunft eine Einführung in die Queer Studies zielführend, die theoretische Aspekte mit konkreten Filmanalysen zusammenführt.

Corina Erk, Sebastian Zilles

Herausgeber*innen und Autor*innen

JANIN AFKEN, geb. 1980, M.A., Literaturwissenschaftlerin und ausgebildete Buchhändlerin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Forschungsstelle Kulturge schichte der Sexualität an der Humboldt-Universität zu Berlin, Promotionsprojekt zu lesbisch-feministischer Literatur der 1970er und 1980er Jahre in BRD und DDR, Forschungsschwerpunkte: Konstruktionen von Weiblichkeit in Zusammenhang mit Autorschaft/Werkherrschaft/Rezeptionsgeschichte seit dem 18. Jahrhundert, Gender Studies, Queer Temporalities und kritische Heteronormativitätsforschung.
janin.afken@hu-berlin.de

DANIEL BARANOWSKI, geb. 1974, Dr. phil., Literaturwissenschaftler, seit 2015 wissenschaftlicher Referent Kultur, Geschichte und Erinnerung der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, Leiter des Archivs der anderen Erinnerungen, zuvor 2006 bis 2014 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, arbeitet an einer Studie zum Thema »Sexualität und Geschlecht im Werk der Pet Shop Boys«.
daniel.baranowski@mh-stiftung.de

CORINA ERK, geb. 1985, Dr. phil., Akademische Rätin am Lehrstuhl Literatur und Medien der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Forschungsschwerpunkte: Europa – Raum – Literatur, RAF-Terrorismus in Literatur, Film und Musik, Gender und Queer Studies, deutschsprachiger Gegenwartsfilm und Serien.
corina.erk@uni-bamberg.de

JAN FEDDERSEN, geb. 1957, Diplom-Sozialwirt und Journalist, Redakteur der *taz*, die tageszeitung in Berlin, freier Mitarbeiter des NDR seit 2002, Blogger für die NDR-Website www.eurovision.de seit 2005; Mitbegründer und Vorsitzender der Initiative Queer Nations e.V., Mitglied im Kuratorium der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, Mitbegründer und Vorsitzender des Freund*innenkreises Elberskirchen-Hirschfeld-Haus – Queeres Kulturhaus e.V., thematische Schwerpunkte: Geschichte der Homosexualität_en der Nachkriegszeit, Theorien der (Homo-)Sexualitäten, Geschichte der Popularkultur und Politiken der Europäisierung.
jan.feddersen@gmx.de

TORSTEN FLÜH, geb. 1962, Dr. phil., Lehrbeauftragter am Institut für Kunst und visuelle Kultur, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Blog-Forscher, Redakteur und Blogger NIGHT OUT @ BERLIN, Queer Movie Tour Guide, Mitglied Initiative Queer Nations e.V., Schwerpunkte: Queer Movie, Queer Theory, Blog-Forschung, Künstliche Intelligenz.
Torsten.Flueh@Berlin-Feuerland.de

BENNO GAMMERL, geb. 1976, Dr. phil., Historiker, DAAD Fachlektor für Queer History, Goldsmiths, University of London, Mitglied im Vorstand der Initiative Queer Nations e.V., Forschungsschwerpunkte: Geschichte von Imperien, Zeitgeschichte der Homosexualitäten in Deutschland, Oral History und historische Emotionsforschung.

b.gammerl@gold.ac.uk

MONIKA GSSELL, geb. 1961, Dr. phil., Psychoanalytikerin in eigener Praxis; wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Gender Studies und Islamwissenschaft an der Universität Zürich, Herausgeberin der Judith Le Soldat-Werkausgabe, Forschungsschwerpunkte: Vermittlung des psychoanalytischen Werks von Judith Le Soldat, Männlichkeit und Weiblichkeit aus psychoanalytischer Perspektive, Psychische Ir/Relevanz der anatomischen Geschlechtsdifferenz, Verhältnis von Körper – Psyche – Kultur.

monika.gsell@uzh.ch

CHRISTIANE HÄRDEL, geb. 1947, Neurologin, als Gutachterin tätig, Mitglied im Vorstand der Initiative Queer Nations e.V. und im Kuratorium der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, Mitbegründerin und 2. Vorsitzende des Freund*innenkreises des Elberskirchen-Hirschfeld-Hauses – Queeres Kulturhaus e.V., Mitkuratorin der Ausstellung über die HAW-Frauengruppe und das Lesbische Aktionszentrum Westberlin (LAZ) im Schwulen Museum*, Mitbegründerin und im Vorstand des LAZ reloaded e.V.

chaerdel@t-online.de

GEORG HÄRPFER, geb. 1949, Dipl.-Verwaltungswirt im Ruhestand, Vorstandsmitglied bei der Bundesinteressenvertretung schwuler Senioren – BISS – seit 2015, Vorstandsmitglied in der Schwulenberatung Berlin von 2008 bis 2018, stellvertretender Landesvorstand in der AG Lesben und Schwule in der SPD – Berlin – von 2002 bis 2006, Arbeitsschwerpunkte: Rehabilitierung und Entschädigung der Opfer des § 175 StGB, rechtliche Vertretung einer gGmbH, Sicherstellung von Projekten für schwule Senioren im Bundesaltenplan.

georghaerpfer1@aol.com

PATRICK HENZE, geb. 1987, Dr. phil., Promotion in Gender Studies zur westdeutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre, Veröffentlichung von »Schwule Emanzipation und ihre Konflikte« (2019), Autor und Herausgeber sexualpolitischer Schriften wie »Selbsthass & Emanzipation« (2016) und »Beißreflexe« (2017) sowie Mitherausgeber des psychoanalytischen Sammelbandes »Psychoanalyse und männliche Homosexualität« (2019). Er forscht zur Schwulenbewegung, zu Männlichkeit, Psychoanalyse und Homosexualität, organisiert kulturelle Veran-

staltungen und kuratiert Ausstellungen wie zuletzt »Faszination Sex« über Martin Dannecker (2018) und »Porn That Way« (2014) – das alles auch als Polit-Tunte Patsy l'Amour laLove.

info@patrick-henze.de

RAINER HERRN, geb. 1957, Dr. agr., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Medizin und Ethik in der Medizin der Charité sowie in der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, Berlin, Aufsatz- und Buchveröffentlichungen, Ausstellungen, Lehrveranstaltungen zur Medizingeschichte, insbesondere Psychiatrie und Sexualwissenschaft sowie zu Homo-, Trans- und Intersexuellen aus wissenschafts- und kulturhistorischer Perspektive, aktuelles Forschungsprojekt zu Magnus Hirschfelds Institut für Sexualwissenschaft 1919–1933.

rainer.herrn@charite.de

LILY KREUZER, im vorzeitigen Ruhestand, bis zum 30. Januar 2019 Schatzmeisterin des Freund*innenkreises Elberskirchen-Hirschfeld-Haus – Queeres Kulturhaus e.V.

ANSGAR MARTINS, geb. 1991, M.A. Religionsphilosophie, Doktorand am Fachbereich Evangelische Theologie (Martin Buber-Professur für jüdische Religionsphilosophie) der Goethe-Universität Frankfurt am Main, Forschungsschwerpunkte: Konstellationen von Religion(en) und Moderne, Jüdische Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts, Religionstheorien im Umfeld der Kritischen Theorie, Esoterik und Politik.

ansgar.martins@googlemail.com

FRIEDERIKE MEHL, geb. 1985, M.A., Kulturwissenschaftlerin und Archivmitarbeiterin, derzeit Leitung des Projekts »Berlin in Bewegung! Das digitale Zeitzuginnen-Projekt« im FFBIZ – das feministische Archiv, Arbeitsschwerpunkte: Archivarbeit mit den Schwerpunkten Projektmanagement, Digitalisierung und Rechteklärung, Forschung und Veröffentlichungen zur Geschichte der Frauenbewegung(en) seit 1968, Oral History, gelegentliche Beiträge über Literatur, Comics und Film im Missy Magazine.

RAINER NICOLAYSEN, geb. 1961, Prof. Dr. phil., Historiker, Professor für Neuere Geschichte und Leiter der Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte an der Universität Hamburg, Mitglied im Fachbeirat der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, Gründungsmitglied des Freund*innenkreises Elberskirchen-Hirschfeld-Haus – Queeres Kulturhaus e.V.; Forschungsschwerpunkte: Sozial- und Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts, Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Geschichte des Exils, Biographik, Hamburgische Geschichte, Homosexualitätengeschichte.

rainer.nicolaysen@uni-hamburg.de

ANDREA ROTTMANN, geb. 1983, Historikerin, Doktorandin in German Studies an der University of Michigan, Ann Arbor, USA; Dissertationsprojekt: »Queer Home Berlin? A Spatial History of Queer Everyday Lives and Subjectivities in the Divided City, 1945-1970«; Forschungsschwerpunkte: Geschlechter- und Sexualitätsgeschichte, LSBTQ und Queer History, Geschlecht und Sexualität in Museen und Ausstellungen; in den USA Lehrveranstaltungen zur deutschen Sprache und Landeskunde.

arottman@umich.edu

JANN SCHWEITZER, geb. 1986, M.A. Erziehungswissenschaften, Doktorand am Fachbereich Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung an der Goethe-Universität Frankfurt am Main, Forschungsschwerpunkte: Sexualpädagogik, Soziale Ungleichheiten und Intersektionalität in Kindheit und Jugend sowie qualitative Sozialforschung.

jann.schweitzer@em.uni-frankfurt.de

CAROLINE A. SOSAT, geb. 1986, M.Sc., promoviert zurzeit, gefördert von der Hans-Böckler-Stiftung, an der International Psychoanalytic University (IPU) in Berlin zur analzentrierten Sexualität von Frauen; vormals Gleichstellungsreferentin des Studierendenrats der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Mitglied der Gesellschaft für psychoanalytische Sozialpsychologie; Schwerpunkte: Sexualität, Psychoanalyse, Kritische Theorie.

caroline.sosat@ipu-berlin.de

BENEDIKT WOLF, geb. 1985, Dr. phil., Literaturwissenschaftler, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld, Forschungsschwerpunkte: deutschsprachige Erzählliteratur des 20. Jahrhunderts, literarische Mehrsprachigkeit, Geschlechter- und Kritische Heteronormativitätsforschung, Antiziganismusforschung.

benedikt.wolf@uni-bielefeld.de

RAIMUND WOLFERT, geb. 1963, M.A., Skandinavist, freier Dozent in der Erwachsenenbildung, Mitarbeiter in der Forschungsgruppe zur Geschichte der Sexualwissenschaft der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft e.V., Forschungsschwerpunkte: deutsch-skandinavische Kontakte und Geschichte der homosexuellen Emanzipationsbewegung im 20. Jahrhundert.

rwolfert@magnus-hirschfeld.de

SEBASTIAN ZILLES, geb. 1985, Dr. phil., Literaturwissenschaftler, Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bereich Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Forschungsschwerpunkte: Gender, Queer & Masculinity Studies, Literatur des 20. Jahrhunderts, Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft, Medical Humanities.

sebastian.zilles@uni-bamberg.de

Bildnachweis

Lecture Flüh

Abb. 1: Johann Joachim Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Werke in der Malerey und Bildhauer Kunst. Dresden und Leipzig 1756.

Abb. 2 und 5: Johann Joachim Winckelmann: Sämtliche Werke. Abbildungen zu Johann Winckelmanns sämtlichen Werken. Hg. von Joseph Eiselein. Donaueschingen 1835.

Abb. 3: cc Torso von Belvedere mit Signatur des Apollonios, 1. Jahrhundert vor Christus, in den Vatikanischen Museen (Emilio Villegas, 2014)

Abb. 4: Johann Joachim Winckelmann: Geschichte der Kunst des Alterthums. Dresden 1764.

Lecture Wolfert

Abb. 1-2: Hessisches Staatsarchiv Darmstadt

Abb. 3: »Die Gefährten«, H. 1 (Mai 1952)

Lecture Feddersen

Abb. 1: European Broadcasting Union

Abb. 2: Albin Olsson [CC BY-SA 3.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/>)]

Abb. 3: Jan Feddersen

Abb. 4 und 8: Ivor Lyttle

Abb. 5: Indrek Galetin – <http://nagi.ee/photos/sAgApO/824684/in-set/17031/>

Abb. 6: Thomas Müller

Abb. 7: Daniel Kaminsky

Gespräch Henze/Gsell

Abb. 1: Markus Zürcher

Abb. 2 und 3: Judith Le Soldat-Stiftung

Miniatur Härdel

Abb. 1-5: Christiane Härdel

VORSCHAU

Jahrbuch Sexualitäten 2020

KATHARINA OGUNTOYE
Audre Lorde – A litany for survival

ADRIAN DAUB
Homophobie ohne Homophobe –
Gender und Sexualität im Diskurs von Populisten

SÉBASTIAN TREMBLAY
Tragt den Rosa Winkel! Die Symbole des queeren Aktivismus
diesseits und jenseits des Atlantiks

KATARZYNA REMIN
Zwei Schritte vor und einen zurück.
Über die Menschenrechtskämpfe von LGBTI* in Polen